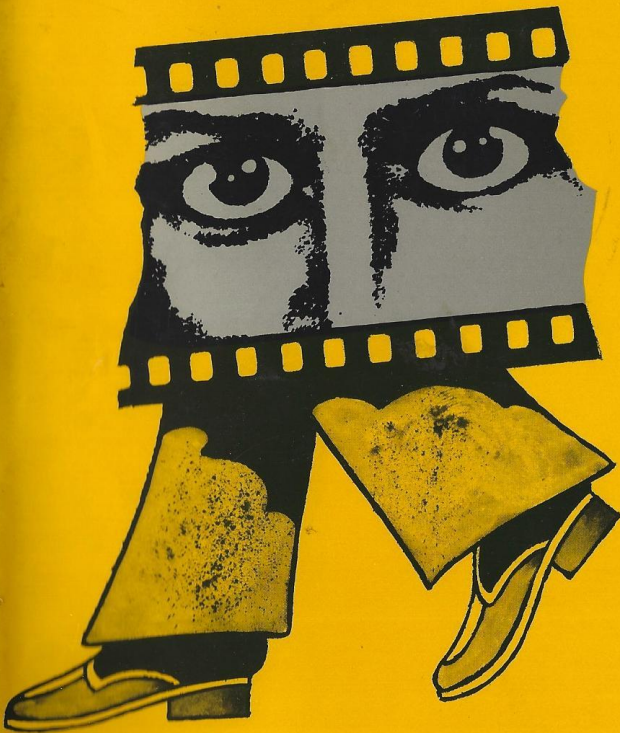


Erwin Blumenfeld

Durch tausendjährige Zeit



Buchclub Ex Libris Zürich

Das ist kein zimperliches Buch, diese Autobiographie, das Leben eines aus kleinbürgerlicher, jüdischer Berliner Familie stammenden Mannes und zugleich die Geschichte eines grausamen halben Jahrhunderts!

Der Titel des Buches ist einer Gedichtzeile: «Deine eigenen Augen schauen Dich an durch tausendjährige Zeit» von Joachim Ringelnatz entnommen, dem Erwin Blumenfeld freundschaftlich verbunden war.

Deutsch geschrieben, ist dieses ausserordentliche Buch zuerst auf Französisch erschienen und hat sofort beachtlichen Erfolg erzielt. Die Kritik verglich Blumenfeld mit Céline und bezeichnete sein Buch als das Werk eines «grossen Autors». Die Faszination, die von diesem (einzigem) Buch Blumenfelds ausgeht, beruht auf seiner Besessenheit, die Wahrheit zu schildern: Aufrichtig sich selber gegenüber, wie allem, was er in seinem ausserordentlichen Leben erlebt hat.

Erwin Blumenfeld behauptet, er sei 1897 in Berlin in einer Kutsche gezeugt worden. Seine frühverwitwete Mutter war darauf versessen, in der bürgerlichen Gesellschaft wilhelminischer Prägung heimisch zu werden. Er selbst begann seine Laufbahn als Lehrling in einem Blusengeschäft, wurde 1916 zur Truppe aufgeboten und leistete als Fahrer einer Ambulanz an der Westfront Dienst. Die Bilder, die Blumenfeld vom Krieg entwirft, sind keine Heldenlieder, eher die Schilderung eines Schlachthauses, Zerfall und Verrottung des Menschen in einem Sumpf aus Blut, Tod und Tränen. Nach dem Krieg arbeitete er als Kaufmann in Amsterdam, seit 1936 in Paris. Dort erlebte er, nun «Berufsphotograph», die «tollen Zwanziger Jahre» im Umkreis des Montparnasse.

Beim Ausbruch des Zweiten Weltkrieges wurde Blumenfeld als Deutscher in den

französischen Lagern Loriol, Vernet, Catus und Montbard-Marmagne interniert, erniedrigende Stationen auf seinem Weg in die Freiheit.

Während die Eisenbahnzüge schon ostwärts in die Vernichtungslager rollten, konnte Blumenfeld ein Visum nach Amerika erwirken. In New York arbeitete er sich rasch zum berühmten Photographen empor. Er veröffentlichte Bilderserien im «Life», «Harpers Bazaar» und gestaltete die Titelseiten von «Vogue», «Colliers», «Look», «Harpers Bazaar» «Esquire», «Cosmopolitan» und anderer bekannter Zeitschriften.

Blumenfeld blieb trotz seines Erfolges kritisch, wachsam und scharf beobachtend. Amerika, das er in seinem Buche schildert, war es für den Europäer das Paradies, das Land der Freiheit? Wohl kaum! Denn dieses New York, das er als erfolgreicher Photograph kennen gelernt hat, diese Stadt der Drogensüchtigen, Alkoholiker, Profitgierigen, voll von millionenschweren Greisen und Witwen, die über Konzerne und Grossunternehmungen herrschen, eine Welt, in der Politik, Geschäft und Halbwelt sich vermischen, dieses Land, diese Stadt wird von ihm um keinen Deut verschönt.

Man ist als Leser von dieser grausamen Saga bestürzt; aber auch tief beeindruckt von soviel Lebenskraft und Lebensmut, von dem bitteren Humor, der alle Episoden prägt.

Blumenfelds Humor ist von jener Art, die auch die Grotesken von Charlie Chaplin so erschütternd macht, ein Humor, welcher der Angst entspringt, immer verfolgt, erniedrigt, verletzt und zermalmt zu werden. Ein Lächeln, das aus Angst geboren ist, eine Kraft, die der Verletzbarkeit entspringt. Man hat diesen Autor zu Recht als «Balzac, mit einem Hauch von Céline» (Kléber Haedens) bezeichnet.

Ungekürzte Lizenzausgabe für den
Buchclub Ex Libris Zürich 1978
Alle Rechte vorbehalten

© 1976 by Verlag Huber Frauenfeld

Satz: Fosaco AG, Winterthur

Printed in Switzerland

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

Vorgeburtliche Erziehung

Vor vielzuvielen Jahren, als die Menschen noch mehr oder weniger die Sprache der Vögel verstanden, trottete ein Droschkenkutscher unter urgemütlichem «Zieh, Schimmel zieh! Du bist ein gutes Vieh!» meine späteren Eltern von der Königlichen Oper, Unter den Linden, nachhause in die Wilhelmstrasse. Angeregt waren sie im geschlossenen Zossen dabei, sich auseinander zu setzen. Papa, wiederum zum nichtendenwollenden Liebestod Tristans verurteilt, hatte trotz funkelnagelneuen Fracks versucht, einzuschnarchen. (In Untertertia schnitt ich auf: «Als ich nochnichteinmal ein geiler Gedanke meines Vaters war, wurde ich bereits Antiwagnerianer!»). Jedenfalls schob man mich in der finstern Mitternacht des 5. Mai 1896 ohne viel Federlesens in mein erstes KZ. Neun Monate lang in Isolierzelle gekrümmt und angebunden begann ich, unter unmenschlichsten Lebensbedingungen zu Tode verurteilt, sterben zu lernen. (In den zwanziger Jahren fragte man: «Vorgeburtliche Erziehung, ist Ihnen das ein Begriff?») Konzentrationslager *Mutterbauch*: subtropische Dunkelkammer: ungemütlich feucht, unzureichend ventiliert. Entwicklungsmöglichkeit: unbefriedigend, zum Teil mangelhaft: ungenügend! Mein Schicksal: von Dunkelkammer zu Dunkelkammer. Mit andern Worten: ich bin ein Stänker.

Mein Gedächtnis, mit dem ich zu renommieren pflege, lässt mich auch in puncto meiner Zeugung im Stich. Bin ich ein Interruptus, ein Überläufer oder gar ein gewolltes Kind? Ich bin selbst nur teilweise dageigewesen, was mich mit dem Rest der Menschheit verbindet; was aber nicht tröstet. («Der Erwin ist nie ganz dabei, erlässt sich gehn, ist

zerstreut, neigt zu häufigen Albernheiten.» Natürlicherweise fließt einem der Schöpfungsakt so selbstverständlich in Fleisch und Blut, dass man ihn vergisst. Kommen nur noch Varianten unterbewusster Urerinnerungen: Cadenza ad libidum, immer erleben wir unser Leben nur auf der Suche nach einem uns verschlossenen Thema wieder. Sobald man gezeugt ist, ist es aus mit der Willensfreiheit («Die ich meine, gibt es keine». Ringelnetz).

Während ich im Augiasstall New York auf der Toteninsel Manhattan vergebens danach trachte, mein Schäfchen ins Trockene zu bringen, blindschleicht das Alter, der *Steinerne Gast* heran. Selbst wenn ich diesen Krampf vorausgesehen hätte, wäre es nicht anders gekommen. Immer war ich zu jung, zu feige, zu konventionell. Der Weg zum Himmel ist mit faulen Ausreden gepflastert. Nichtmal meiner Eitelkeit glückte es, mich «jung, mit Weinlaub im Haar, in Schönheit sterben» zu sehn (Ibsen war die Modekrankheit kurz vor dem Blinddarm). Lebenslang tobe ich meinen Selbstmord dramatisch aus: Vitalität. Bis heute musste jeder sterben, doch Unsterblichkeit steht vor der Tür. Rette sich wer kann! Wird es mir gelingen, das Zeitliche zu segnen?

Geschickt verband Mama ruhelose Zappeligkeit mit der üblen Gewohnheit unvorhersagbar eckiger Bewegungen. Mein Gefängnis verengte sich zusehends. Zu lange hatte ich Fötus gespielt. Eines schönen Abends riss unsre Geduld. Ich versuchte, mich rauszutrapeln. Kein anderer Ausweg vom Regen in die Taufe, als ängstlich durch die Muttermeerengen ans Licht der Welt gepresst zu werden. Mütter trennen sich ungern, besonders von Söhnen. Wärs nach meiner Mutter gegangen, säss ich noch heute in der Patsche. Ihr unausgesetztes «ein intelljenter Mensch langweilt sich nie» ödete mich an. Dazu schlug ihr Herz derart taktlos dass ich beschloss, mich schnellstens selbständig zu machen, mich einzurichten, mein Eigenes metronomisch sechzig Mal per Minute ticken zu lassen. Bis heut hat es

über Zweihundertmillionen mal seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Ich wurde pathologischer Zähler und Erzähler. Erst gegen Ende dieses Buches, mit siebenundsechzig, hatte ich meinen ersten Infarkt.

Die in erhöhter Alarmbereitschaft wartende Hebamme Frau Ladislawa Kuhlmai wurde hinzugezogen. Sie kniff mir böseartig ins weiche Kleinhirn, was mich so in Wut versetzte, dass Mama mit Krämpfen reagierte, die mir das Leben endgültig verpesteten: Wehen setzten ein. An der Kuhlmai habe ich mich gerächt: als zwei Jahre danach mein jüngerer Bruder erwartet wurde, ging Mutti zur Vorbesprechung in die Wohnung dieser Weisen Frau am Molkenmarkt. Während die Damen über die Mysterien der Geburt tuschelten, begoss ich in einer dunklen Zimmerecke imaginäre Rosen. Für diese dichterische Freiheit bekam ich eins auf den Hintern, denn alle Schuld rächt sich auf Erden. Meistens.

Der Mediziner

Während das Fruchtwasser rieselte, ertönte draussen lustiges Schellengebimmel zu gedämpftem Hufschlag im Schnee. Grabesernst entstieg seinem kohlrabenschwarzen Mietsschlitten unser Hausarzt, auf dem Fusse gefolgt vom bärbepelzten Kutscher, der das Handköfferchen mit den Instrumenten ins Haus zu tragen hatte, was unter dem Stand eines studierten Herrn gewesen wäre.

Doktor Ludwig Grunwald, schwarzer Zylinder (Angströhre), dunkelgrünes Tyroler Lodencape, schwarzer Gehrock, gelbe Sämischlederhandschuhe, rötlicher Vollbart, von allem etwas. Im Sommer jodelte er, wie jeder andere Berliner Mediziner mit Rucksack und Bergstock quietschvergnügt angeseilt, doch nicht ganz schwindelfrei, von Bergspitze zu Bergspitze, dass einem die Haare zu Berge stiegen! Ein Watzmann-Jungfrau-Eierspezialist, besetzt vom Lawinenehrgeiz, wenigstens einmal vom Pizpalü über Grindelwald in die Vossische Zeitung abzustürzen. Den langen Winter durchfiedelte er mit drei Kollegen Quartette, respektive mit zweien Trio con brio, Brahms, Beethoven, Schubert. Sein Wahlspruch war: «Prophylax is de Kunst!» Rezepte schrieb er in Hieroglyphen, etwas für alle, jedem das Seine. Salbungsvoll regelte er sämtliche Stuhlgänge im Handumdrehn mittels Wienertränkchen, Klistierspritzen, lauwarmen Ein- und Ausläufen. Zum Stopfen gabs Wasserschokolade ohne Zucker, gegen Verstopfung Rhabarbara und Rizinüsschen. Im Pulsfühlen war er schwach. Ich dagegen war stark im Thermometern; lange bevor ich Zahlen kannte, verstand ich es, jede gewünschte Temperatur zu haben. Man fieberte damals ausschliesslich rektal. Bauchgrimmen, Blähungen und Brech-

reiz bekämpfte beharrlich er mit Balsam, Baldriantropfen und Brausepulver. Kamilleneukalyptusmentholpfefferminztee mit Hoffmannstropfen erleichterte leichtes Leibweh; bei schwererem wurde der Wurmfortsatz herausgenommen. Hämorrhoiden unterband er mit Bismolanstuhlzäpfchen, mit denen ich, wahrscheinlich unter dem höchstverderblichen Einfluss von Max und Moritz, Gäule auf der Strasse päppelte. Aufgesprungene Hände massierte er mit Nitroglyzerin, Hexenschüsse und Ziegenpeter heilte er durch Handauflegen, verbunden mit siedendheissen Senfkompresen und Rotegrützebeuteln. Bei Appetitlosigkeiten und Apathie gabs im Himbeersaft drei Tropfen Salzsäure, deren Macht sich zischend auf Mamas Marmortischchen erwies. Bei Schwächen je nachdem Tauben- oder Haferschleimsüppchen mit einem halben geschlagenen Zuckerei. Nahm die Schwäche zu und der Patient ab, gabs Somatose und Sanatogen in Puderform. Bei chronischer Blutarmut Eisen im Spinat nach Lebertränen. Bei Krakehlkopf verordnete er fleissiges Gurgeln mit Emersersalz, nachdem ein silberner Löffelstiel schmerzhaft die belegte Zunge unterdrückt hatte, damit man nicht AAAAA sagen konnte. Bei Keuchhusten gabs Pertussin, bei Schnupfen den modernen Bazillentöter Formamint, bei Bronchialkatarrh eine halbe Zitrone in lauwarmem Wasser mit einem Teelöffel Scheibenhonig, je einer halben Aspirin-, Antipyrin- und Pyramidontablette mit enganschliessendem Priessnitz im Schwitzkasten. Bei doppelseitigen Lungenspitzenkatarrh wurde der Patient aufgegeben. Kopfwegh verscheuchte er – immer nur vorübergehend – mit Windbeuteln und leichten Migränepulvern, Gerstenkörner mit Ichthiolsalbe und Bleiwasser, schwere Augenleiden mit dem so kostbaren Aquadestillata gemischt zu gleichen Teilen mit Borwasser. Wenn alles nichts half, musste der unbezahlbare Spezialist Professor Silex konsultiert werden, der ein Auge zudrückte: guter Rat ist teuer! Bei den damals so beliebten Ohnmächten und

leichteren Todesfällen half Salmiakgeist: Nachbarin, Euer Fläschchen! Wie einem der beissende Geschmack des Geistes die Tränen in die Augen trieb! Ich begriff, dass die teuren Toten stinken, weil sie den Salmiakgeist aufgeben: geistlos werden. Skrupellose Kinder wurden solgebadet. Warzen wurden von Höllensteinen gefressen oder weggebetet. Gegen Furunkel und Sommersprossen gabs Hefe. Gegen Aufregungen aller Art erst einen Teelöffel Zuckerwasser, dann ein paar ungeduldige Ohrfeigen. Wenn beides nicht half, musste man in der Ecke stehn und wurde danach bibbernd ins Bett gestoppt. Der Zweck des Goulardwassers war unklar. Schützte man Ohrensausen vor, hatte man sich schnurstracks in eine Zimmerecke zu begeben und Onkel Doktor zischte mit der Hand vorm Mund, damit man nichts verstehen konnte: «Kleiner Schafskopf, Artillerie, Schokolade!» Verstand man nichts, dann war's doppelt vereiterte Mittelohrentzündung, die er mit kochenden Öleingüssen kurierte, nachdem er angedroht hatte, nötigenfalls Trommelfelle durchzustechen. Bevor man mit einer dicken Backe zum richtigen Zahnarzt Herrn Doktor Walschock gebracht wurde, der hinkte, zog und bohrte (sein linkes Bein war zehn Zentimeter zu kurz, das rechte dafür gottseidank zehn Zentimeter länger!), wurde zuhaus Myrrhentinktur oder Idjottinktur daraufgeschmiert. Mama selbst zog mit Leidenschaft und Schtrippe den verkehrten Zahn. Statt pinkeln sagte Onkel Doktor, der feine Pinkel, «urinieren»; wortspielend begriff ich, wie die Nieren funktionieren und machte Pipi ins Bett.

Für, oder gegen ein jährliches Pauschalquantum von hundertfünfzig Mark visitierte Onkel Doktor die ganze Familie, gesund oder krank (Dienstpersonal miteinbegriffen), alle vierzehn Tage von oben bis unten, hinten und vorn, innen und aussen. Wie alle antisemitischen Assimilationsjuden war er gegen Vivisektion. Als Zugabe durften wir zweimal jährlich von Doktors Eckfenster, Friedrichstrasse, Ecke Koch, Seine Majestät den Kaiser und seine sie-

ben Söhne bejubeln (ich weiss, er hatte nur fünf, doch sie sahen viel zahlreicher aus), wie sie nach der grossen Herbst-, respektive Frühjahrsparade an der Spitze schwarzweissrot bebuschter Garderegimenter siegreich zum Schloss zurückritten.

Niederkunft

Heut erquickte unser lieber Hippokrates sich zunächstmal wie gewohnt an einem stärkenden Gläschen feurigen Tokaierweins mit beiliegendem Leibnitzkeks. Dabei sprach er meinem vor Aufregung Zigarren essenden Herrn Papachen Mut zu. Papa trabte, die Glocke deklamierend, durchs Herrenzimmer: «Die Frucht muss treiben!» (In Quinta wurde ich wegen Albernheit aus der Klasse geschickt, weil ich über diesen Witz lachen musste.) «Der Mann muss hinaus ins feindliche Leben!» nahm Äskulap persönlich und schlich mit seinem Hörrohr bekleidet ins Wochenzimmer, um eine akute Schwangerschaft zu diagnostizieren, der nur durch sofortige Entbindung abzuhelfen sei. Kurzent-schlossen streifte er die Wildlederhandschuhe von seinen haarigen Händen. Damals war jede Niederkunft ein Kampf bis aufs Messer, um Leben und Tod. Hände hat Onkel Doktor Sich selten gewaschen. Keine Hand wäscht die andere. Dies wurde erst eine Generation später von Dr. Knox erfunden.

Bibbernd nahte mein letztes Stündlein. Man bugsierte mich höchst dilettantisch ins blutige Dasein. Als ich erstaunt am Ausgang die Einladung las: «Lasciate ogni speranza, voi ch'entrate!» wars zum Umdrehn zu spät. Bis zu diesem Au'genblick hatte ich alles von drinnen, blind, in völliger Abhängigkeit von landesüblichen Nabelstrangk-ventionen mitgemacht. Erstaunlich, wie schmerzlos der Abschnitt war. Richtiges Wehwehchen verursachte später das Durchschneiden der ideologischen Nabelstränge. Nun war ich auf mich allein angewiesen, ein selbständiges Spielzeug der Mutter Natur: *Meiner* Natur! Ein Mann, ein Sklave, moralischer Brüllaffe, degeneriertes

Raubtier: homosapiens. Während mir staunend die Augen aufgingen, stand alles Kopf, verschwommen, out of focus, wie in der Kamera: weibliche Bewegungen in Fleischtönen, in hellen Traumgraus, Graublau, ohne Sinn. Den entdeckte ich erst später: *Mama!*

So wurde ich an einem mir unvergesslichen Dienstagmorgen, dem 26. Januar 1897, halbzerquetscht, sprachlos, am Ende meiner Kräfte, splinternackt und hochachtungsvoll an die frische Luft gesetzt. Man fand, ich müsste atmen und schlug mich auf den Rücken. Karbolgeschwängelter Lysoigestank rinnsteingemischt mit frischem Pferdeäpfeldampf: Berliner Luft:

*«Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft,
Die hat nen besondern Duft, Duft, Duft!»*

Die blutrünstige mittelalterliche Hebamme schmetterte mit lachender Muttertrompete: «Ein Mann!» in die Welt. Papa entflog das geflügelte Wort: «Voilà un hommel!», was der Arzt, während er tollpatschig die Nachgeburt rauszerzte, mit «Ecce homo» ins Lateinische übersetzte. «Sieht das Hutzelmännchen alt aus!» erleichterte sich beseligt Mama, und da sie gern Redensarten verballhornisierte, fügte sie hinzu: «Da hätten wir malwieder den Bock zum Gärtner gemacht.» Ich, glücklich, meine Mutter los zu sein und meinen lieben Eltern zu gefallen, wusste, es würde nicht von langer Dauer sein. Statt mich im Inferno, in meinem neuen Vaterland, wie neugeboren zu fühlen, war ich völlig zerschlagen. War ich etwa ein Prinz auf der Erbse? Ich beschloss, es mir nicht anmerken zu lassen. Ich, der mir vorgenommen hatte, die Menschheit entsetzlich lieb zu haben, wurde abgestossen von dieser überflüssigen Volksversammlung. Kann man nichteinmal in aller Ruhe geboren werden? Aller Anfang ist hässlich. Schönheit will in strenger Schule gelernt sein. War das etwa die Venusbergpredigt, von der der kleine Casanovaleis neun Monate sehnsuchtsvoll geträumt hatte? Man badete mich in kochendem

Wasser, schruppte Mutterpech ab (Mutter hat Pech gehabt!), pfefferte mich auf die Wickelkommode, ölte mich, zuckerte mich mit Pechs antiseptischem Babywundstreu-puder (Nur echt mit Pfeilring!), schmierte steinharte La-zaarsche Zinkpasta auf den zarten Kinderpopo, wickelte mich zu steif ins enge Steckkissen, hopp! in die weisse Eisenwiege: Jugendstilhygiene. Winselnd verkroch ich mich vor heranschleichenden neuen Sachlichkeiten aus dem Trauma der Geburt in den Traum des Lebens. Endlich mutterseelenallein versuchte ich mich strampelnd in meinen allerersten tausendjährigen Schlaf zu brüllen, aus dem ich nie ganz erwacht bin: durch herrlichscheussliche Welten eines weltbürgerlichen Lebens, hin und her durch Sprachen, Länder, Kriege, Frauen, Labyrinth, Abenteuer, Bücher, Schönheit, Dreck, Weisheiten, Dummheiten, Lügen, Wahrheiten, Schlüssellöcher: à voir n'est ce pas l'avoir? savoir? Lynkäus, zum Sehen geboren zum Schauen bestellt, blinder Voyeur, tauber Lauscher: der Lauscher an der Wand hört seine eigne Schand. Photographie par excellence: *veni*: ich kam, *vidi*: ich sah, *nie* siegte ich. Meine Niederlage fiel mit den Weltuntergängen zusammen.

Ein vor Freude jauchzender Papa gallopierte aus dem Herrenzimmer herein, meine erste Ruhe zu stören und seinem Thronfolger den ersten Kuss auf die Stirn zu drücken. Bewundernd schnaufte er: «*schnootiesauton!*» Das wollte Griechisch sein mit niederrheinischem Akzent. Jede Stadt sprach damals ihr eigenes Griechisch. Das reinste wurde in Lehrte gesprochen. Mein Vater litt darunter, überhaupt keins zu sprechen. *Schnootiesauton* sollte heissen: erkenne Dich selbst! Ich horchte, gehorchte, meinen Körper abtastend; wie einst Adam Evchen erkannt hatte, erkannte ich mein Seelchen, mein Schicksal: zum Tod verurteilt. Warum? Wieso? Weshalb? Und wann? Lange vor Freud und Leid und Jung und Alt begann meine mitleidslose Selbst-

anneliese: *Sine ira et studio*. (Blumenfeld Studio Inc. 222 Central Park South New York 19, N.Y.). Ich wollte: leben: die Welt mit meinem Geist infizieren. Meine Situation fing an, prekär zu werden.

Epitaphe

Um die Zeit totzuschlagen suchte ich Grabschriften für meinen schwarzen Marmorkatafalk: Shakespeares Abschied vom Sturm des Lebens:

*«Now my Charmes are all ore-thowne
and what strength I have's mine owne
which is most faint:...» now I want
Spirits to enforce: Art to inchant,
and my ending is despaire,
Unlese...»*

oder Pascals: *«Les hommes sont si nécessairement fous, que ce serait fou par un autre tour de folie de n'être pas fou!»*
oder Voltaires: *«eclinf»: écraser l'Infame!* Niedertracht zermalmen! Vergebens wollte ich mich von meiner Muttersprache losrütteln.

Mich trieb eine enzyklopädische Manie. Da ich nicht alles wissen konnte, wollte ich über alles etwas wissen. Mein Kampf: soll ich à la Montaigne, Voltaire, Diderot, Schopenhauer, Nietzsche auf Wahrheitssuche gehn und Schwindel entlarven, oder soll ich meinem wunderrabinischen Hang zur Mystik und Mystifikation folgend, Scharlatan, Zauberkünstler, Magier, Mediziner, Falschspieler werden wie Cagliostro, Casanova, St. Simon, Houdini?

Während Wilde im Reading Gaol (Jail) den bitteren Liebesbrief an seinen Bosie, Lord Douglas, komponierte (von seinem Verleger zu *de profundis* kastriert), und während die guten Schwestern Elisabeth Förster Nietzsche und Isabelle Rimbaud geschäftig den literarischen Nachlass ihrer in den Wahnsinn geflüchteten Brüder am Verfälschen wa-

ren (wie immer eine Periode der Fälschungen), betrat ich, auf der Suche nach dem Unbedingten, auf der Suche nach Vergebung, die Geltungsbedürfnisanstalt *Welt* (man wird ersucht, die Kleider vorm Verlassen der Anstalt zu ordnen!) und vertiefte mich in mein Kardinalproblem «Isoliertheit im All». Einsamer Stern am Himmel, der so übervölkert scheint. Fanatisch verbiss ich mich in mich selbst und meine damals noch zum Anbeissen appetitlichen Fingernägelchen.

Die Zeit drängt. Ich habe Weltuntergangszauber für etwaige Nachwelten festzuhalten. Weltgeschichte: Krankheitsgeschichte: Sagenfabrikation: Lügengewebe, dem keine Fliege entkommt.

«Im Anfang liegt schon das Ende»

Nomina sunt omina

Ohne meine Zustimmung hatte man mich nach dem Sohn eines befreundeten Trauerhutfabrikanten benannt. Jener abgeleckte Streber Erwin Mühlberg war Primusomnium des Grauen Klosters (feindliches Gymnasium), was man mir dauernd vorhielt. Wegen dieses Musterschülers habe ich den peinlichen Namen Erwin lebenslang mit mir herumzuschleppen. Dass ich Grosspapa Blumenfeld zu Ehren ausserdem noch Moses (Mausché) getauft war, verheimlichte man mir und der Welt. Andererseits scheint der heilige Erwin, Architekt des Strassburger Münsters mitverantwortlich zu sein für mein übertriebenes Interesse an Kathedralen, Orgeln, Kirchenfenstern, Rosetten, Oblaten, Hostien, Weihrauch, Weihwasser, Nonnenfürzchen, Märtyrern, Reliquien, Gebetsmühlen, Rosenkränzen, Beichtstuhlgängen, befugten Sarabanden und unbefugten Tokkaten, (gothischescapegothic, dorisch, ionisch, ironisch) barocken Passacaglien, Pavanen und ähnlichen kadavresken Kinkerlitzchen, Kaleika, Fisematenten und Hokuspokus.

Meine Geburt hatte sich programmässig und günstigstem Horoskop, Aquarius, positiver Wassermann, am Vorabend von Kaisersgeburtstag vollzogen. Ich kann von Glück reden, dass man mich nicht Wilhelm genannt hat. Wilhelm der Zweite, von Gottes Gnaden Reisekaiser (sein Papa war der Weise, sein Grosspapa der Greise Kaiser) In Deutschland und König von Preussen (das *in* und *von* war eine provinzierische Protokollfrage), regierte nämlich alles, einschliesslich meiner Jugend. Eine andauernd kindisch beleidigte Schnurrbartmajestät («Es ist erreicht» Schnurrbartbinde und Hoffriseur Habe). Damals war die

ganze Welt ständig beleidigt. Ein theatralischer Travestit, halbverkrüppelt, mit der geschichtlichen Mission, die Welt unter vergoldetem Marschallstab den herrlichen Tagen Herrn Hitlers entgegen zu führen: *Es ist erreicht!*

Mama

Meine Mutter, Frau Emma, geborene Cohn (am 11. Dezember 1869 zu Stettin entweder Oder im Pommerland ist abgebrannt, unter dem Motto «Eine jutjebratene Jans is eine jute Jabe Jottes») war äusserst eng jebaut. Skrofulösspinösrachitisch: englische Krankheit. Onkel Dokter verschrieb Bleuelsche Stahlpillen mit verrosteten Schiffsnägeln in Rotwein, gefolgt von Solbädern: zu Stahl sollt Ihr werden, zu Stahl, zu Stahl! Noch schlummerte das ABC der Vitamine in der Zeiten Schoss. Wegen ihrer hervorragenden Flachbusigkeit – wo die Brosch ist, ist vorn – wurde schon fünf Monate bevor ich das Licht der Welt erblickte, ein Kontrakt mit der «Beruflichen Ammenvermittlungsstelle am Belleallianceplatz» abgeschlossen. Gegen eine Anzahlung von fünfzehn Mark verpflichtete sich diese, ab Januar 1897 eine «gut milchgebende» Spreewäldnerin bereit zu halten. Nach vergeblicher Milchsuche bei Mama schrie ich: «*Je meurs de faim auprès de la fontaine*», und wurde einem mehr oder weniger übertriebenen Ammenbusen angelegt. Mehr Inhalt, weniger Kunst! Essigsäure Tonerde gemischt mit Malzbier: Milch! Von der wetterwendischen Muttersprache meiner Amme ist mir nur ein einziges Wort geblieben: Olüschmerüsch! (Nichtetwa: Sonne, Du klagende Flamme, sondern: Leck mir am Arsch!)

Selbst während der schwersten Gebärmanöver balancierte Mama resolut ihren am Goldkettchen hängenden Kneifer (Zwicker, Pince-nez) auf ihrer blauweiss überpuderten hochroten Nase. Eine hochintelligente, hochinteressierte, hochintellektuelle, hochstehende Frau mit vorzüglichem Riecher, von Anfang darauf aus, mich vor Mutterkomple-

zen zu bewahren. Gottseidank habe ich sie nie, nicht einmal durchs Schlüsselloch, nackt gesehn. Sie hatte kaum einen Körper und legte keinen Wert darauf. Statt Mutter-söhnchen zu werden, hab ich Tiefseeforschungen an ihrer Unterwäsche im Wäschekorb unternommen, bin Hosenfetischist geworden. Leider hat die Hose der Frau ihr Mysterium verloren.

Trotz einer andauernd erwähnten Mitgift von 100'000 Emmchen, die *Mutti* (ebenfalls Emmchen genannt, was zu Verwechslungen führte) 1893 zu einer Glanzpartie gestempelt hatte, wurde die Ehe meiner Eltern nie als Geldheirat, sondern schlechthin als ideale Ehe hingestellt. *Mutti* war nicht gerade sportlich. Sie besass zwar einen Tennisschläger mit zwei Bällen im Netz, doch konnte weder geben noch nehmen. Ihr einziger Sport bestand aus allwöchentlichen Armenbesuchen. Bewaffnet mit einem Strohkörbchen, worin eine viertel Flasche Rotwein, ein Viertel Suppenhühnchen, ein halbes Stück Seife geschmackvoll eingewickelt in einen sauer-riechenden, ausrangierten Waschlappen verstaut lagen, suchte sie die Armen heim. Alle Damen meiner Jugend erleichterten ihre Gartenlaubengewissen mit solchen Wohltätigkeiten. Das gehörte zum *Comme-il-faut* Ton. Ausserdem war Mama eine Prinzipienreiterin: Hohe Schule! Prinzipiell war sie für das hochmoderne Dreikindersystem (ich war wütend, als drittel Beweis dafür zu dienen), für fortschrittliche PEE-EF-HA (Pestalozzi-Fröbelhaus) Erziehung (Lettehaus) anhand von Geduldspielen. Prinzipieller noch war sie gegen die lebensgefährliche «Freie Liebe» und ihre Folgen. Felsenfest an sprichwörtliche Erziehung glaubend, lehrte sie, immer leicht schadenfroh:

«Schadenfreude ist die reinste Freude, denn: wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein. Vorsicht ist besser als Nachsicht. Unkraut verjeht nicht, durch Schaden wird man klug, wer zuletzt lacht, lacht am besten (aber die We-

nigsten lachen zu guter Letzt), wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen, Spinne am Morgen, bringt Kummer und Sorgen, morgen, morgen, nur nicht heute, nach getaner Arbeit ist gut ruhn, Morgenstunde hat Gold im Munde, am Golde hängt doch alles, der Mann, der das Wenn und das Aber erdacht, hätt sicher aus Häckerling Gold schon gelacht, Gold und Silber hab ich gern, Reden ist Silber, Schweigen ist nicht alles Gold was glänzt dort im Walde im Sonnenschein, die Sonne bringt es an den Tag nicht vor dem Abend loben, denn der Seege kommt von oben, Glück und Glas wie leicht bricht das, wer selbst im Glashaus sitzt, wems juckt der kratze sich, er hört nicht das Glas wachsen hier unter dem wechselnden Mond, der Schein trägt, doch der monatliche Wechsel ist beständig, Armut ist keine Schande, Not lehrt beten, und arbeete und arbeete und arbeete. Wie wird man am schnellsten reich? Ehrlich währt am längsten, Polyp so lang Du lüben kannst, eines ziemt sich nicht für Aale, eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, was dem einen sein Uhl, is dem andern sein Nachtijall, jedes Tierchen hat sein Pläsierchen, was dem einen recht ist, ist dem andern billig, wer die Wahl hat, hat die Qual, Qualität ist alles, ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst, Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung, mit dem Hute in der Hand, kommt man durchs ganze Land, wer nicht hören will muss fühlen, Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, Papier ist geduldig, mit Geduld und Spucke fängt man eine Mücke, steter Tropfen höhlt den Stein, Gesundheit ist die beste Krankheit, maladie est sans T, mais santé n'est pas sans T, Müssiggang ist aller Laster Anfang, aller Anfang ist schwer und was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr, jung verkalkt, alt getan, was ein Häkchen werden will, krümmt sich beizeiten, kommt Zeit kommt Rat, guter Rat ist teuer, wenn Herr Berg nicht zum Propheten kommt, muss der Prophet zum Berg kommen, Bescheidenheit ist eine Zier, doch weiter kommt man ohne ihr,

frischgewagt ist halbgewonnen so zerronnen, wer nicht wagt gewinnt nicht, eile mit Weile, Undank ist der Welten Lohn, es wird nichts so heiss gegessen, wie es gekocht wird, Hunger ist der beste Koch, der Mensch ist, was er isst, die dümmsten Bauern essen die dicksten Kartoffeln, was sich leckt, das liebt sich, wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, weg musst Du, Deine Uhr ist abgelaufen, Eigenlob stinkt, geteilte Freude ist doppelt gemoppelt, was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu (kategorischer Imperativ für die reifere Jugend!), wenn manschermann wüsste, wer manscher Mann wär, würd manscher Mann manschem erweisen mehr Ehr, wer einmal lügt, dem glaubt man nicht und wenn er auch die Wahrheit spricht, qui s'excuse s'accuse (immer vorwurfsvoll!), kleine Ursachen, grosse Folgen, kleine Kinder kleine Sorgen, grosse Kinder grosse Sorgen, einmal ist keinmal, alle für einen, keiner für Alleballe, aufgeschoben ist nicht aufgehoben, Ende gut alles gut undsoweiter und-somehr!»

Eine ausgesprochene Phrasendreschmaschine.

Als Anhängerin vergoldeter Mittelwege äusserte sie sich gern mit zu gewählten Worten in hochgebildet klingenden Gemeinplätzen. Statt «Meine Kinder wachsen» sagte sie: «Mein Nachwuchs befindet sich in der schwierigen Periode des Wachstums», wobei sich ihre Nase spitzte. Konferierte sie mit einem Lehrer über mich, wozu sie Halbtrauer anlegte, besprach sie den «schwierigen Knaben». Zu meiner grössten Wut studierte sie «Erzieher Försters» psychologischpädagogisches Meisterwerk «Wie erziehe ich meinen Sohn Benjamin?», was sinnlos war da ich Erwin hiess. Keine Sekunde ihres Lebens war sie untätig, meistens im Haushalt. Sie war gegen Schlampamperei und ausgesprochen geschmackvoll: voll von auserlesenst schlechtem Geschmack, gipfelnd in der unumwundenen Garnierung ihrer Hüte, deren Früchtestilleben, drapiert von hahnebü-

chenen Pleureusen, alles Vergängliche zu einem Gleichnis verunstalteten. Sie neigte zu Kaiserjagdwürsten, Quillajarinden, Soxhletapparaturen, Freiübungen, Villenkolonien (sie war besessen von Besitzungen!), Schnittmustern, Gänseweissauern, Pumphosen, Pumpernickel und saurer Milch in «Satten», dunkelbraunen Samt- und weissen Matrosenanzügen und Wollstrümpfen mit würgenden Gummistrumpfbändern, die einem das Leben verekelten, Schwarzwurzeln, die sie uns als frischen Spargel weismachte (womit sie mir Spargel verleidete), Eatoncollars, Tropenkollers, juckender Jägerunterwäsche, zu falschen Haarstücken (Chignons), die ihr die Frisöse täglich unter Gezänk kunstvoll anzustecken hatte, zu Schweissblättern, Fischbeinkorsetts, zu eingehenden Zimmerpälmdchen und Aurecalias, zu leichtzerbrechlichen langstieligen Kristallpokalen: Römern, die, aus einem Spiegelschrank strahlend, ihr Leben fristeten. Sie war entschieden gegen Wegwerfen. Jeder Papierschnitzel wurde in der Rumpelkammer aufgehoben und unter ihrer Oberaufsicht dem regelmässig mit seiner Hundekarre auftauchenden Lumpenhändler für ein paar Pfennige verkauft. Meistens war sie gegen Zwielicht.

Von Zeit zu Zeit – nie, wenn sie alleine war – versuchte Mama als Blaustrumpf (die Frau des Blaubart?) hütelnd und ungeschickt (unjeschickt lässt jriessen!) eine Damenzigarette, Manoli Gibsongirl mit garantiert echtem zweiundzwanzigkarätigem Goldmundstück, zu rauchen. Das war Emanzipation zu meinem Ärger. Zu meinem Entzücken wusste sie am Nähtischchen aus einem Häkelkörbchen komplizierte Handarbeiten in die Welt zu zaubern, Madeiralochstickerei, Makrameeklöppeleien, womit sie sogenannte Brisebices (Briessbiess), süsslichscheussliche Hängegardinchen häkelte, das Verhängnis unserer Salonfesteraussichtslosigkeit. Ich sass an ihren Rock geschmiegt auf einem Fussbänkchen und hing an ihren Lippen, denen

Märchen entträufelten: meine Einführung in die Weltliteratur.

Fühlte sie sich etwas Bedeutendes sagen, sowie bei sozialen Funktionen, oder bevor sie mir quängeldem Quälgeist mit dem Kriegsgeschrei «willste-patzig-sein» «eine laatschte», verschiefte sich ihr farbloser Mund. Links übereinandergepresst verschmälerten sich ihre Lippen, wobei sich der rechte Mundwinkel zum durchlöcherten Ohrläppchen hinanzog. Dasselbe Schauspiel bot sich mir, wenn sie beim Schlächter Frankenstein den Rostbief (Ecke Blume) bestellte, oder wenn sie jemanden jemandem vor Aufregung verstottert vorzustellen versuchte. Alles nur Verlegenheit, Verlogenheit, sie nannte es errötend Dilemma. Papa sagte: «Missa Dilemma!»

Wie jede praktische Berlinerin der Gründerjahre staatlich konzessionierte Zurückzurnaturschwärmerin hielt sie sich mit gewissem Recht für die Miterfinderin der frischen Luft. Kein letzter Ferientag ohne ihr: «Kinda, noch einmal tief Atem holen!» Alle Doppelfenster standen mitten im kalten Winter nachts sperrangelweit offen. Wir wurden abgehärtet. Sie schwor auf Fichtennadelbäder, doppelsohlenkauendes Nashorn, Rizinusöl und bezog sich gern auf den Naturmenschen Nagel, der in härenem Gewand den Grünewald durchtrabte. Papa: «Sie trifft den Nagel auf den Kopp!» Was das mit Mamas Antwort: «Die Waffen nieder!» zu tun hat, weiss ich nicht. Gemäss ihren organisatorischen Anordnungen wurde das Bad am Samstagabend, immer vielzuheiss, gefolgt von immer vielzukalter Brause ohne hinterheriges Abtrocknen, zur Kulturtat.

Nichts konnte sie bei Sonnenuntergängen abhalten, ihre eigene Nase scherzend herunterzureissen: «Sei mir gegrüsst, mein Berg mit dem rötlich strahlenden Gipfel!» Soweit verstieg sich ihr Humor. Zurückhaltend brüstete sie sich, zweite stellvertretende Vorsitzende des «Hausfrauenvereins für Frauenstimmrecht der Frauen besserer Stände des Halleschentorbezirks» sich nennen zu dürfen. Selbst Papa

bewunderte sie deswegen, wenn auch mit der Ironie männlicher Überlegenheit. Mit scharfer Zunge schrieb sie vorbildliche Familienepistel, im erhebenden Gefühl, von Stettin bis Essen vorgelesen zu werden. Ihre ergreifend humorvollen Kondolenzbriefe wurden auswendiggelernt. Von ihr habe ich gelernt, schnell und schlagfertig zu verurteilen, ohne zu wissen, worum es sich handelt. Als ich noch keine drei Jahre alt war, fand sie, dass ich mich zu verliebt an ihre Röcke hänge. Um mir übertriebene Anhänglichkeit rechtzeitig abzugewöhnen, heftete sie mich, einer petergogischen Gebrauchsanweisung folgend, mit einer Sicherheitsnadel an sich. Dabei hat sie mich in ihrer Kurzsichtigkeit mit der Nadel gepiekt. Gutgemeint.

Papa

Trotz ihrer Grundverschiedenheit fand ich meine Eltern sprechend ähnlich. Vielleicht, weil sie uns drei Kinder gemeinsam hatten, vielleicht auch nur, weil ich dachte, dies müsste so sein.

Mein Vater Albert Blumenfeld, geboren am 1. Dezember 1860 zu Essen, wo jeder an der Ruhr stirbt, schmierte, wie fast alle damaligen Väter, hoffnungslos grauenvolle Quacksalben (Arsenik mit Jlasschplitta) gegen die französische Krankheit, die ihn sein kurzes Leben lang unter erpressenden Gewitterwolken beben liess. Ein bedeutender Seelöwe mit Denkerstirn, allmächtig, allwissend, der mich von Beginn an fühlen liess, dass ich mein Leben ihm zu verdanken hätte. Als erster Mitinhaber der Firma Jordan & Blumenfeld, eines der führenden Schirmhäuser des Reiches, wenn nicht der Welt (das führendste hiess Victor), in Sonnenschirmen, Regenschirmen, Entoutcas und Spazierstöcken, Engros & Export, Berlin SW 19, Kommandantenstrasse 12/13, Telephonamt Eins, 13 1 33, beschirmte er uns unter der Devise «Regen bringt Segen». Trotz steter Bemühungen, als Grossindustrieller angesehen zu werden, hat er es mit Ach und Krach kaum zum hochreellen Kaufmann gebracht. Ehrenamtlich fungierte er als «Kaufmannsrichter und vereidigter Sachverständiger der Schirmbrangje bei den Kgl. Preussischen Landgerichten Eins und Zwei und beim Kammergericht», was auf seiner Visitenkarte prangte, während er chronisch darunter litt, nie zum Handelsrichter ernannt worden zu sein, als welcher er seinen beredten Gerechtigkeitssinn hätte ausleben können. Ehrenämter waren teuer, besonders für Juden. Schon ein popliger Kommerzienratstitel kostete Tausende.

Im Preussischen Dreiklassenwahlsystem – nicht zu verwechseln mit der Dreiklassenlotterie – hatte man, je nach Vermögens- und Wohnungslage, keine, eine, zwei oder drei Stimmen. Papa war Wähler zweiter Klasse; auch Eisenbahn fuhr er leider nur Zweiter! In intimerem Freundeskreis beim Skat (Herz mein Herz warum so traurig? Caro heisst der Hühnerhund! Ässkens raus und Zehnkens mang!) war er zweistimmig liberalmonarchistischer Demokrat, betont fortschrittliche Mitte, nie links, nie rechts! Sobald eine Uniform auftauchte, schwenkte er das Gespräch auf die Ultramontanen, die damaligen Sündenböcke. Die Angst vor Uniformen und Spitzeln hat auch mich nie verlassen. Einer seiner Skatkumpane, der alte Kegel-, Fahrrad- und Logenbruder, Genosse Lissenheim, Kartonnagefabrikant, war der erste *Sozi* meines Lebens, las den «*Vorwärts*», wurde als Roter ausgelacht. Ich konnte nichts Rotes an ihm entdecken, ebensowenig wie an den Dienstmädels, die weinten, wenn sie n'Roten hatten, und wenn sie keinen hatten.

Pünktlich wie seine Glashütte (Chronometer mit Pedigree) die aufsprang, wenn ich pustete, sprang Papa jeden Morgen punkt halbacht als vollbärtiger Pflichtmensch mit Autorität und aufgekrempelten Hosen ungeschickt auf das vom Hausdiener Herrmann festgehaltene Fahrrad, und radelte ins Geschäft, wo er mit eisernem Fleiss und unermüdlicher Energie im Schweisse seines Angesichts saures Brot zu verdienen trachtete, damit seine arme Frau und wir geliebten Kinderchen nicht zu verhungern brauchten. Statt sich einzugestehen, seinen Beruf verfehlt zu haben, tobte er sich aus: wenn immer ich ins Geschäft kam, ihn abzuholen, war er dabei, jemanden unter Gebrüll rauszuschmeissen: «Von Ihnen lasse ich mich noch lange nicht durch den Kakau ziehn, Sie Kaffer, Sie müssen mich erst mal richtig kennen lernen, mit mir ist nicht gut Kirschen essen, nehmen Sie sich furchtbar in Acht, Sie Trampeltier, dass ich Ihnen nicht sämtliche Knochen im Leibe zerbreche (er hat

nie jemandem ein Haar gekrümmt), da ist die Tür, machen Sie dass Sie rauskommen, aus meinen Augen Banause, und lassen Sie sich gefälligst nie wieder blicken, Sie Hornochse!» Warum der kaffrige Hornochse rausflog, hab ich nie gewusst. Wenn er lange genug gewinselt hatte, liess Papa sich erweichen, gestattete ihm zu bleiben. Jeder Angestellte flog durchschnittlich zweimal monatlich raus, doch arbeitete schon seit mindestens fünfundzwanzig Jahren bei Jordan & Blumenfeld, was ihm eine silberne Remontoiruhr oder einen Regenschirm mit Silberzwinge eintrug. Obwohl ich begriff, dass all' dies nur Theater war, hatte ich Angst, selbst eines Tages als hornochsiges Trampeltier rauszufliegen. Dazu ist es nie gekommen. Papa starb, als ich sechzehn war. Die Hochkultur des Aschnauzens hat sich in Weltkriegen und Atomexplosionen verloren.

Von Papa lernte ich, dass Handwerk wegen seines goldenen Bodens hochzuachten sei, wir geistigen Arbeiter jedoch auf die Handwerker herabzusehen hätten. Geist stand überm Körper. Schillers Handschuh geht nicht über Goethes Faust. Es war ein Zeichen von Bildung, ungeschickt zu tun; so wurde man gebildet. Gebückt hat sich Papa nur in Fällen allerhöchster Not. Er war steif, hat zeit- lebens weder Hammer noch Amboss angerührt, liess sich bedienen wie ein gelähmtes Kind. Je mehr er verwöhnt wurde desto verwöhnter wurde er. Wir Kinder waren stolz auf seine Vorrechte: Er bekam zwei Eier zum Morgenkaffee («Jeder Mann ein Ei, der brave Schweppermann zwei!»), wir nur ein halbes, er bekam jeden Morgen allen Schmant (Sahne), wir nur am Sonntag einen Teelöffel, Er bekam Mohnknüppel und Hörnchen, wir Wasserschrippen, Er schmierte dick Butter drauf, nahm von allem ohne zu fragen, wir durften nichteinmal fragen. Selbst auf dem Klo hing für ihn ein Beutel mit Watte, hartes Zeitungspapier für uns. Sonntagmorgens stand auf seinem Stuhl ein gestärktes Oberhemd, steif wie ein Brett, in das ihm von Mama, die vor Geschicklichkeit umkam, hineingeholfen

werden musste. Zweimal wöchentlich wechselte er mit ihrer Hilfe Kragen und Manschetten. Seinen Schlips zu einem Plastron formulierend, faselte sie von der Tücke des Objekts. Unter allem trug Papa enganliegende grau-beigemelierte Jägerkombineeschens. Die Unterklasse trug abwaschbare Gummikragen an papierenen Kotzbretchen. Das aus der Neuen Welt heranrückende Maschinenzeitalter verdrängte den morgentlichen Barbier und die Bartbinde. Papa hielt Schritt mit der Zeit, sein Bart verschwand unter Tränen. Mama schwang siegestrunken King Gillettes Sicherheitsrasierapparat zur Bluthochzeit. Erst als blutige Anfängerin und betränte Hekuba, später hat sie's auch nicht gekonnt.

Das Persönlichste an meinem Lavater war sein Gang. Wie ein trunkener Seemann, gewissermassen symmetrisch auf beiden Beinen hinkend (weil die Erde rund ist, erklärte er), torkelte er schwerfällig von links nach rechts, begleitet von undefinierbarem Händekrampfen. Es hing eng mit Plattfusseinlagen zusammen. Der Sonntagsmorgenspaziergang mit ihm in Zylinderhut und engtailliertem Tuchpaletot mit Samtbeschlügen war eine Tortur. Er ging mir viel zu langsam und packte mich schmerzhaft bei der Hand, um mich am Wegrennen zu verhindern. Aus Geschäftsrücksichten glaubte er den Spazierstockfetischisten raushängen zu müssen, trug jeden Tag einen neuen. Das Prunkstück seiner Sammlung, ein zum Spazierstock gedrechseltes Nashorn, war untragbar, ruhte in Watte. Zu Reklamezwecken hatte man auch mich mit einem Spazierstöckchen gesegnet, das ich durch Stolpern zu zerbrechen wusste. In Spazierstöcken habe ich Weltrekorde gebrochen.

Papas Gewohnheiten waren heilig. Seinen Polstersessel mit gedrechselter Armlehne hat ausser ihm niemand besessen, nichtmal posthum. Jungfräulich gefaltet wartete morgens neben seiner Kaffeetasse die Tante Voss. Wer hätte gewagt, sie vor ihm zu berühren! Die «Königlich Preussische Staatlich Privilegierte Vossische Zeitung für Staats-

und Gelehrte Sachen» überschattete alles. Leser des Berliner Tageblattes strafen wir mit Verachtung. Papa studierte die Voss, mit Leitartikeln, Rezensionen, Reichtagsberichten, Feuilletons, Familienanzeigen und rätselhaften Börsenseiten, deren Zahlen seine Stimmungen magisch beeinflussten. Kein Buchstabe blieb ungelesen, hinterher las er zwischen den Zeilen. Nach dem Mittagessen zog er sich mit der «B.Z. am Mittag» ins Rauchzimmer zurück, um ein knappes Viertelstündchen, von halbdrei bis zehnvier zu schlummern. Vor dem Einschnarchen paffte er sein Zimmer voll hellblauen Qualms einer echten Hamburger Havanna mit Sumatrasanddeckblatt *Leuchtegold-Perfecto-Claro*. Wir hatten auf Zehenspitzen herumzuschleichen! Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Im engeren Familienkreis, dessen Mittel- und Höhepunkt er war, galt Papa als überragender Intellektueller. Denn er las. Er las als Kulturrat, nicht nur die Voss, er las Schiller. Anhand seines Schillerlexikons wurden Theseusstadt, Aulisstrand, Phocis und Spartanerland mittels farbiger Landkarten lebendig. Daneben studierte er unentwegt Bismarks kornblaue Gedanken und Erinnerungen, Babels Reden, Karl Schurz, Eugen Richter, Sven Hedins Tibetreise, Heines Harzreise und die ersten drei Seiten von Zolas *Germinal* auf französisch. (Der Rest blieb unaufgeschnitten.) Zwischendurch warf er uns stöhnend vor, seine Eltern hätten nie die Mittel gehabt, ihn, den einzigen Sohn unter sieben Kindern, Gymnasien und Universitäten absolvieren zu lassen. Stattdessen hätte er schon mit vierzehn bei Gebrüder Katz in Elberfeld als Posamentenlehrling konditionieren müssen. Sein Spleen: höhere Bildung. Genauer, klassische allerhöchste Bildung, mit wirklichen geheimen Geheimräten erster Klasse, versiert in beiden Rechten, nationalökonomische Probleme auf Lateinisch zu debattieren. Sein unerfüllter Lebenstraum: Kommers! Genug des Pandektenwälzens! Farben zeigen! Kein Kneifen, Schwefelbande! Ein burschikoser alter Herr lässt sich nicht von

Philistern frotzeln! Kommentmässig in vollem Wuchs einer schlagenden Verbindung nach dem Frühschoppen auf dem Paukboden der schmissbedeckten Bonner Borussen seinen Mann stehn. Papa missbilligte die jüdisch-berlinerisch schlagenden Verbindungen *Sprevia* und *Barkochba*. Nach blutstrotzender Säbelmensur (Terzen, Quartan, Quinten, Musik!) steigt der Landesvater: unter Absingung des Hochgesanges «Alles schweiget, jeder neiget» spiessen die Chargierten ihre Stürmer feierlich auf die Plempe. Danach reiben die krassen Füchse unter gekreuzten Rapiereu Humpen spritzigen Gerstensaftes zackig zum Salamander, dass es kracht: «*Ad exercitium salamandri salamandrorum Salamander incipitur!*» Zum Ausklang plätschern die Zechkumpane meinem bemoosten Papa noch einen ganz speziellen Schmollis hinter die Weste: O Bierulk! Bierpapst! Bierhalle! Bierzeitung! O Krambambuli, O Alma Mater! O kreuzfideler Studio! Juppheidiheidallala! O alte Burschenherrlichkeit! O Gaudeamus Isidor! So frei und ungebunden, wohin bist Du entschwunden?!

In Ermangelung derartiger Sensationen schwelgte Papa in erstklassischem Jägerlatein: Die Soldatenhabensäbel. Auch sprach er richtiges Latein: *Mensch sana in corpore sano. Rex pulex in Africam et multum in plus*: der König floh nach Afrika und fiel ins Meer. *Plenus venter non studet libenter* übersetzte er: probieren geht über studieren. Dazu ritt er ständig auf irgendeinem ausgefallenen Wort herum, das er ebenso sinnlos wie unerwartet ins Gespräch oder ins Schweigen hineinbrüllte. Nach einigen Wochen, wenn auch er selbst genug davon hatte, brachte er eine neue, noch unbegreiflichere Wortkomplikation aufs Tapet, wie: «Kuropatkin», «Parallelepiteton», «Ons Wilhelmientje», «Calta Palustris = die Sumpfdotterblume», «Labmagen oder Pansen», «Tasmania auch Van Diemensland», «Babel-Mandeb», «Stelle anheim». Dieser menschengewordene Büchmann berauschte sich mit vorweltlichem Pathos (ethos potetos = die Kartoffelseele) an *geflügelten Worten*.

Es lag an der Zeit: ganze Volksstämme verständigten sich ausschliesslich mittels derselben, bildeten sich ein, das sei Bildung. Alles geschah unter Mottos und Devisen, bis der Devisenhandel alles vermottete. Zu früh ernstgenommene, nie verstandene Phrasen führten meine Generation durch ein zitatentreiches Leben dem Heldentod in die Arme. *Dulce et decorum pro patria mori*, wenn möglich mehrere Male. Mir ists gelungen; es fst *vollbracht*. Papa zitierte viel und falsch, gruppierte gern verschiedene Zitate zu neuen Effekten. Es imponierte ihm, dass sein Lieblingsgenie Schiller sich selbst zu widersprechen wagte. Immer mit Stentorstimme herausgeschmettert: «Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben, denn das Weib ist falscher Art und die Arge liebt das Neue!» «Zahlen beweisen» und «Zahlen beweisen gar nichts» wurde gefolgt von «*quod erat demonstrandum!*» Zusammenhänge waren ihm klar, mir unklar. «Schnellfertig sind die Juden mit dem Wort» wurde gekuppelt an «Schnell, wie der gierige Hai reisset die Fluten entzwei!» Morgens, mittags, abends mussten wir den Grafen von Habsburg über uns ergehen lassen:

*«Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch
Wenn der Leib in Staub zerfallen
Lebt der grosse Name noch.»*

Es stand für uns ausser Zweifel, dass es um den grossen Namen Blumenfeld ging.

Eines Sonntags entpuppte sich Papa vor unsern Augen als genialer Dichter. Unter Anschwellung seiner Stirnadern liess er seinem Goldfüllfederhalter Poesie entfliessen:

*«Vater mit dem Stullensack
Mutter mit dem Kinderpack
Und die Tante, die charmante
Mit dem Kleinen linkswärts rannte.»*

Papa hatte Humor. Er war kein Spassvogel, sondern ein totenster Mann, der seinen Ernst mit Witz verbrämte. Oft konnte er lachen, bis er vor Lachen nicht mehr konnte. Über Schwächen anderer, manchmal sogar über seine eigenen. Wehe aber denen, die sich erdreisteten, sich über ihn lustig zu machen! Selbst Mama durfte sich dies nur nach allergrössten Vorsichtsmassregeln in Form einer Schmeichelei erlauben. Dann zitterten alle, auch Papa. Der Witz, das Manna meiner Jugend, war jüdisches Privateigentum: ein Goi versteht ihn nicht, der kleine Moritz kennt ihn schon. Nur Juden wussten Witze zu erzählen. Nur Juden beherrschten die Kunst, im rechten Augenblick richtig zu lachen. Nur Juden verstanden, mit wenigen Worten eine Pointe zu formulieren, die das Unterbewusstsein kitzelt. Kurzgeschichte als jüdische Kunst: Kerr, Kraus, Kafka. Aphoristisches Denken: Heine, Freud. Mit Gettohumor versuchte man, Pogromgespenster wegzulachen. Um sich zu beweisen, dass man selbst ein sauberer Assimilant war, liess man im Witz den Ostjuden im Dreck verkommen. (Der ertrinkende Ostjude: «Nebbich ich verschwimm!») Meine Lieblingswitze waren die vom Wunderrabbi. Brachte Papa einen «Neuen» mit nach Haus, wurde wochenlang kaum von etwas anderem gesprochen. Jahrelang rotierten dieselben Witze, durch Wiederholung wachsend. Über Papas Witze mussten wir am meisten lachen, besonders über seine häufigen Blähungen, die er als «Telegramm aus Darmstadt» ausgab:

«Der Vater furzt

Die Kinder lachen

Wie kann man mit ner Kleinigkeit

Doch soviel Freude machen.»

Viele Witze verstand ich erst, nachdem ich ein paar Jahrzehnte über sie gelacht hatte. «Heiraten auch Kamele?» «Nur Kamele!» Wortspielerische Scherzfragen entzückten mich, verdarben mich. Der Unterschied zwischen einem

Pudding und einem Epileptiker? «Der Pudding liegt in Zucker und Zimt, der Epileptiker liegt im Zimmer und zuckt!» Immer wieder wurden dieselben Rätsel aufgegeben, Schillers Regenbogen mindestens zweimal wöchentlich.

Wie im Lachen war Papa Grossmeister in der Kunst des Stöhnens. Nach zu gierig beim Sektfrühstück in der Traube verschlungenem Gurkensalat, seinem Leibgericht, oder nach animierten Herrenabend beim «Austernmayer» mit unvermeidlich anschliessender Kolik lamentierte er tagelang bei zugezogenen Gardinen und Spezialisten, als nahe sein Ende. Onkel Doktor wetteiferte mit Mama, die sich in eine Seufzerbrücke verwandelte, ihm Kamillentee, Opiumtropfen, Eisbeutel, Wärmkrucken und Stechbecken zu applizieren. Auch wenn er gesund war, stöhnte sich Papa jammernd in den Schlaf: «Der gute arme, arme Vater!»

Papas Kindheitserinnerungen kannte ich inwendig und auswendig, so oft hat er sie zum Besten gegeben. Leider hatte er nur zwei. Erstens wie er am 2. September 1870 wegen des Sieges von Sedan schulfrei vom Scharpiezupfen die Hose im Stiefelrohr nach Hause rannte. Zweitens, dass ein Knabe seiner Klasse Karl Genauer hiess, was sich wie Karlchen Auer anhörte, worüber alle lachen mussten. Mama hatte keine Kindheitserinnerungen, weil die damals noch nicht Mode waren. An Idolatrie ihrer eigenen Eltern überboten sich die meinen. Von ihren Grosseltern wussten sie gar nichts.

Elternträume

Man hatte Grosses mit mir vor. Papa hatte sich in den Kopf gesetzt, seinen Stammhalter Journalist werden zu lassen, um so der Welt allmorgendlich mit einem Leitartikel zu imponieren. Dass später mal tausende Blumenfeld Photos publiziert werden würden, lag ausserhalb seiner Gedankenwelt. Ich hatte Elternträumen zu entsprechen, hatte hervorragend intelligent zu sein, wortgewandt, literarisch beschlagen, belesen, geschmackvoll, hochmusikalisch, taktvoll, hochgebildet, nicht eingebildet, berühmt, nicht berüchtigt, weder herablassend noch unterwürfig, ein sympatischer vorbildlich edler bescheidener restlos reinlicher leutseliger sportlicher moderner Jude, würdiger Nachkomme Heinrich Heines, kein Phantast, sondern ein hochinteressanter leichtverträumter problematischer Philandroop, ein Idealist, kein Nihilist, ein tiefer Denker (Rodin), ein Lebenbejaher, kein Verneiner, kein Jasager, kein Versager, ein Freund der Künste, aber kein Künstler (sind Hungerkünstler; ein Maler ist ein Malheur), kein Schmierfritze, kein Schmutzfink, keine Schlafmütze, kein Schloddrian, kein Schlappschwanz, kein Simpel, weder Über- noch Untermensch, aber vor allem keine Durchschnittsware, sondern ein untadliger individueller Ehrenbürger dieser Welt, proper und adrett, nie salopp, ein aufgeweckter Ehrenmann, der sein Herz auf dem rechten Fleck trägt, ein Wahrheitsapostel, bereit für die Brusttöne seiner Überzeugungen den Märtyrertod sterben zu wollen, ohne es je dazu kommen zu lassen, ein liberaler Libertin der goldenen Mitte, ein kerngesunder durch und durch durchdachter Skeptiker (Mama sagte Keptiker), der weiss was er sagt, und was er nicht sagt, ohne immer das letzte

Wort haben zu müssen, eine ebenso einnehmende wie unbestechliche Persönlichkeit mit hohen Einnahmen, integer bis zum Äussersten, jeder Pfennig selbstverdient, eventuell durch Einheirat, wie Papa im Schweisse seines Angesichts, ein gewichstes Finanzgenie, Syndikus gigantischer Grossunternehmen, Stütze der besseren, wennichtgar der besten Gesellschaft, Grossmeister zahlreicher Logen, Kultur- und Nobelpreisträger, Doctor honoris causa sämtlicher Universitäten, hochangesehen von Zetigenossen und Nachkommen, denn wer den Bestien seiner Zeit genug getan, der hat gelebt für alle Zeiten! Doch vor allem hatte ich ein ewigdankbarer Sohn meiner heissgeliebten Eltern zu sein, nur von dem einen Wunsch beseelt, dereinst ihren Lebensabend respektvoll zu vergolden, Mit einem Wort: ein Kretin.

Als Gegenleistung versprach mit Papa die komplette vierundzwanzigbändige Prachtausgabe von Brehms Tierleben in Halbfranz mit Goldschnitt. Ein Versprechen, das er oft gegeben und nie gehalten hat, ebensowenig wie das, mich meinen Doktor der Nationalökonomie und der höheren Handelswissenschaften auf der Handelshochschule von Genf absolvieren zu lassen. Wofür ich ihm ebenso dankbar bin wie dafür, dass er mich weder Staatsanwalt, noch Konsistorialrat, noch Bergbau- und Hütteninspektor hat werden lassen.

Grosspapa Moses und Grossmama Lisette

Grossvater Moses Blumenfeld, oft und vergeblich Mathias oder gar Mattatias genannt, war ein altdeutscher, alldeutscher Jude, geboren am 21. Dezember 1821 (Flauberts Geburtstag) in Schwerte an der Ruhr mit einem Stammbaum, der stolz bis ins siebzehnte Jahrhundert nach Fürth in Bayern reichte. In Essen, der Stadt des schwulen Kanonikönigs Krupp, hat er jahrzehntelang als biederber mosaischer Schullehrer und Prediger gesalbt, gelehrt und beschnitten. In der 48er Revolution war er zwar nicht märzgefallen, doch wurde immerhin zusammen mit Karl Schurz und Hammacher in Festungshaft geworfen. Dies war nicht «ehrrührig», wurde betont, so konnte er von seiner Familie und von seinen Schülern als Märtyrer und Freiheitskämpfer verehrt werden. Sein wahrer Ruhm stammte daher, dass er im Jahre 1846, seiner Zeit weit voraus, das Ausspucken von Kautabak in der Synagoge untersagt hatte. Fünfzig Jahre danach wurde die alte Schützenstrasse zur Blumenfeldstrasse ernannt, die höchste Ehre, die unserm Namen widerfahren ist. Unter Hitler wurde sie Streicherstrasse, heute heisst sie wieder Blumenfeldstrasse. Nach Grosspapas Ableben hingen in Mamas Salon in vergoldeten Gipskästchen hinter Glas auf Purpursamt vier Orden und Ehrenzeichen, die ich stolz auf seiner lebendigen Heldenbrust hatte wippen sehnen: das Eiserne Kreuz zweiter Klasse für Nichtkombattanten am weiss-schwarzen Bande, der Rote Adlerorden vierter Klasse und zwei kleine vergoldete Medaillen. Lebendigste Erinnerung an diesen Grosspapa, wie ich ihm 1901 auf Ferien in Eisenach, während er friedlich im Grase schlummerte, Raupen in den greisen Bart setzte. Ich hielt sie für Seidenraupen, sah

Grossmama bereits in einem selbstgesponnenen Seidenkleid und erntete Undank: Kopfnüsse. Grosspapa trug würdevoll einen ununterbrochenen von liebenden Händen gebürsteten dunkelgrauen Bratenrock, der immer fleckig war. Als ich fünf war, starb er, am 9. Januar 1902, mir seine Sextanerblase hinterlassend, an gebrochener Prostatata. Seitdem lamentierte Papa von «Vaterselig» und zitierte wehleidig Claudius: «Ach sie haben einen guten Mann begraben und mir war er mehr!» Oft und gern versuchte ich, seine Witwe, Grossmamachen Lisette (nach ihr nannte ich meine Tochter), mit Küssen und Liebkosungen zu trösten. Jeder, sie selbst einbegriffen, fand sie eine hochansehnliche Patriarchin. Sieben Kinder hat sie zur Welt gebracht, wovon ausser mir kaum was übrig geblieben ist. Sie zierte sich mit alten Spitzen, roch nach Lavendel, Patschuli, Apfelsinen, Rosenwässern, Kampfer («Auf dem Dampfer riechts nach Kampfer und wer riecht nach Kampfer dort? Ganz gewiss der alte Lord.» Wedekind). Parfums sind verblümete Urinerinnerungen, Urin stinkt nach Urinstinkten, sagt Urahn Uranus, der Ur Anus. Grossmama tat sich besonders hervor in Matzeklösschen und Mürbeküchlein. «Mürbekuchen kann ich noch essen, wenn der Leichenwagen schon vor der Tür steht!» Geheimrezepte, die sie mit ins Grab genommen hat. Unter meinen Küssen meckerte sie verliebt abwehrend: «Bitte nicht doch, Onkel Leeeser (ein Kussonkel ihrer Kindheit)!» Sie war um 1825 geboren, in Bonn am Rhein, und von Nönnes in einer Klosterschule katholisch erzogen worden. Grossmamas Mutter, Fanny van Geldern, war die jüngste Schwester von Heines Mutter Elisabeth (Betty) van Geldern, woraus ein Familienstolz erwuchs, der auch mich nicht verschont hat, obwohl ich diesen kinderlosen, an der Syphilis gestorbenen Urgrossonkel mit abertausenden jüdischdeutschen Manufakturenkeln gemeinsam habe.

Grosspapa Henry

Chajin Cohn war um 1830 geboren (er war nicht sicher in welchem Jahr) in Dobrzijn an der Drina, an der russisch ostpreussischen Grenze zwischen Gollup und Rejpin. Sein Vater Itscho dawnete als Talmudgelehrter in Schul. Sein Grossvater war Wunderrabbi, daher meine Intuition. Als Dreizehnjähriger floh er, um nicht russischer Soldat zu werden, per Segelschiff in sechzig Tagen nach Amerika, nannte sich Henry und fing in New York als Peddler und Selfmademan an, verdoppelte bereits in der ersten Woche sein Anfangskapital von einem Dollar, wurde reich im Goldrush als Besitzer einer Spielhölle mit dem schönen Namen *Pokerflat* in St. Louis Kalifornien, wurde danach noch reicher als Warenhausbesitzer in der Mormonenstadt Sait Lake City, und kehrte 1855 nach good old Europa zurück, um sein jugendgeliebtes Cousinchen Rosa Cohn, Urgrossnichte Meyerbeers und ebenso unmusikalisch, zu heiraten. Ein pergamentenes, temperamentloses, schmallippiges Mäuslein mit Hörrohr und dem dazugehörigen Misstrauen, garantiert unerotisch, das ihm sechs komplexbesetzte Kinder schenkte. Grosspapa kaufte eine Weinpanscherei I. Mentzel & Cie. in Stettin an der Oder, nur zwei Eisenbahnstunden von Berlin, doch tief in der Provinz, heute tiefer noch in Polen. Von Grosspapa habe ich die Leidenschaft, auf Türme zu klettern, Worcestersauce shaking before taking (meine ersten englischen Worte), Bowlen zu brauen, an der Börse zu verlieren, und Nägelknabbern. Bis *ich* kam, war *er* König der Nägelbeisser. Seine drei Söhne tatens ihm fanatisch nach. Meine bösesahnende Mama schmierte mir frühzeitig vorwurfsvollen Wermut auf die Finger. Wermut wurde mein Leibgericht. Sie

sprach zu oft zu ernst und zu eindringlich ununterbrochen über meine Untugend, versuchte es mit Bestechung, Erpressung und Entziehung des Taschengeldes, des Gutenachtkusses, des Apfelkuchens mit Schlagsahne und mit Handgreiflichkeiten, sie fing an lästig zu werden. Nichts half. Endlich knabberte sie selbst, um mich abzuschrecken. Mit stolzer Bescheidenheit darf ich mich heute rühmen, Grosspapa in dieser Kunst übertroffen zu haben. Nicht in seinen andern Funktionen: mit saftiger Sabbatwürde war er vielfacher Ehrenvorsitzer der jüdischen Gemeinde von Stettin, Pasekow und Heringsdorf und mit wichtigtuerscher Geheimniskrämerei Grossmeister einer Freimaurerloge. Er priemte, schnupfte Tabak, besass eine Phiole mit selbstgefundenem Goldstaub aus Kalifornien; an seiner Uhrkette baumelten ein elfenbeinerner Ohrenschmallöffel und ein echtes Bergkristall als Berlocken. Er hat ein naivfreundliches Büchlein über seine Werdejahre in Amerika geschrieben, das zu seinem achtzigsten Geburtstag von seinen Söhnen gedruckt wurde. Von seiner Harmlosigkeit habe ich ebensowenig geerbt wie von all dem Geld, das er seinen fünfzehn Enkelkindern, bezahlbar zehn Jahre nach seinem Tod hinterlassen hat. Er starb friedlich 1916, mitten im Krieg. Die Erbschaft wurde von der Inflation und von seinen vorbildlich geschäftsblöden Söhnen restlos weggespült. Als eine Trillion Mark den Wert eines amerikanischen Cents erreichte, hatte ich dankend einen Scheck von drei Millionen Mark zu quittieren. Ein Abonnement auf sämtliche Klassiker inklusive Bekkers Weltgeschichte hatte Grosspapas Bücherschrank zum Brechen vollgestopft. Ausgesucht hässliche braunrote nie gelesene Kalikobände mit goldgepresstem «Henry Cohn». Auf Grosspapas Klosett hing Klosettpapier bedruckt mit klassischen Zitaten. So entlud sich sein Interesse an geflügelten Worten: «Klanglos zum Orkus hinab», «Erreicht den Hof mit Müh und Not», «Papier ist geduldig», «Da unten aber ists fürchterlich», «Der Apfel ist gefallen»,

«Durch diese hohle Gasse muss er kommen», »O meine Tat ist faul, sie stinkt zum Himmel«, «Offner Mund und offnes Herz sind zwei gute Gaben, aber offenen Leib dabei muss der Mensch auch haben», «Das Leben ist wie eine Klosettbrille: man macht viel durch». «Das Leben ist wie ein Kinderhemd: kurz und beschissen», «Zum Reisen muss man Schuhe haben, zum Scheissen muss man Ruhe haben!» «Alle Wohlgerüche Arabiens können diese Hand nicht reinwaschen.»

Man erwähnte oft und gern, er sei bis ins höchste Alter (siebenundachtzig) ein Schürzenjäger gewesen. Ich jedenfalls habe den Achtzigjährigen mit Hilfe meiner ersten elektrischen Taschenlampe, die er mir tags zuvor geschenkt hatte, nachts beim Onanieren ertappt. Ein idealer weissbärtiger Grosspapa mit haargeöltem Haupt, der mir jedesmal, wenn er kam, was Schönes mitbrachte. Wenn er abfuhr, schenkte er mir zum Trost eine Mark; «eine kleine Beleidigung», nachdem ich ihn einmal, als er sie mir in die ausgestreckte Hand drückte, gebeten hatte, «mich nicht zu beleidigen». Er konnte mir nicht oft genug abfahren, wem auch jedesmal weh tat, «adschö» zu sagen (beinahe so schwer wie «ja» und «danke»!). Ich benötigte das Geld so dringend zur Befriedigung meiner Leidenschaften. Einmal war es meine Notizbuchsammlung, einmal Samen für meinen botanischen Garten, einmal für Briefmarken. Anlässlich seines siebenzigsten Geburtstags habe ich mich mit drei Jahren zum ersten (und beinahe auch zum letzten) Mal im Leben sternhagel besoffen. Der Damenchor der Synagoge war vollzählig angetreten, zweiundvierzigstimmig die Himmel des Ewigen Ehre rühmen zu lassen. Dafür wurden die Sängerinnen grosszügigst mit Sherry, Port, Ungarwein und süsslichen Damenlikören regaliert. Um Kinderliebe an den Tag zu legen, liessen mich die Damen an ihren Gläschen nippen. Während der galante Jubilar die Gäste die Treppe hinunter führte, schlürfte ich die Reste aus allen Gläsern. Danach kullerte ich heulend die Treppe

runter, wurde zu Bett gebracht und schlief meinen ersten Rausch aus. Bei Jack London – schicker ist der Goi – wärs der Anfang eines alkoholischen Ruhms geworden. Ich hatte keine Anlage zum Trinker.

Grosspapa und ich liebten uns innig. Bis ich einmal ohne Kopfbedeckung, wie alle Jungen meiner Klasse, mit ihm auf die Strasse gehn wollte. Dieser Verstoss gegen amerikanische Sitten missfiel ihm sehr und beendete die erste grosse Freundschaft meines Lebens. Mir blieb eine Abneigung gegen Hüte, Freunde, Familie, Gesellschaft, Amerika.

Heinz

Klar seh ich die Nacht, in der das Zwanzigste Jahrhundert zur Welt kam. Ich selbst hatte am 22. Dezember 1899 ein Brüderchen bekommen, dessen Beschneidung, wie die des Christkindes, feierlich am Nachmittag vor Sylvesterabend stattfinden sollte. Vom Kinderzimmer aus, das zum Servierzimmer avanciert war, bestaunte ich, in meinem Bettchen stehend, das wilde Durcheinander: Kerzen und Tanten und Speiseeis und Tränen und Grossväter und Gelächter, begossen mit deutschen Sekten, «Kupferberg Gold» und «Henkel Trocken». Köche mit hohen weissen Mützen tranchierten getrüffelte Fasanen in vollem Federschmuck, während Rabbiner mit hohen schwarzen Mützen Beschneidungsmesser wetzten. Halbträumend kletterte ich von meinem Beobachtungsstand herab, schlich unsichtbarer als ein Indianer auf Zehenspitzen hinter dem schwarzen Rabbi durch den dunklen Hinterkorridor ins dunkelgrüne Herrenzimmer, von da durchs rote Berlinerzimmer in den grünseidenen Salon, wo ich mich hinter die mandelgrüne Samtgardine verkroch. All die ernstesten Männer unter Zylinderhüten murmelten geheimnisvolle Geheimsprachen hin und her. Jeder kam mir bekannt vor, doch jeder sah heut anders aus und benahm sich anders. Ich war zu klein, immer versperrte mir jemand die Aussicht. Das Wenige, das ich schon konnte, verwirrte sich zu einem blutigen Traum. Erst sechzig Jahre später fand ich in Montaignes Italienischem Reisetagebuch (30. Januar 1581) die Bestätigung: der Messermann schnitt mein kleines Brüderchen, wozu alle sangen. Grosspapa gurgelte mit Wein, dunkelrotem Wein aus silbernem Becher, und lutschte dann Blut aus meinem Bruder. Danach wedelte er

dem neuen kleinen Juden Weihrauch ums Näschen, dass er des heiligen Geistes teilhaftig werde. Dies Mysterienspiel unter Aufsicht des Rabbinats war die allererste Theatervorstellung meines Lebens. Lange glaubte ich an Ritualmordsgeschichten. Ein Fressen für Traumdeuter! Kaum zurück in meinem geliebten Bett, schlief ich, bis mich meine anlässlich der Jahrhundertwende besonders tief dekolletierte Lieblingstante Bronja (Bronislawa) um Mitternacht ans Fenster hob. Über die knallenden Raketenwunderkerzen auf der schneebedeckten Strasse staunte ich ins unergründliche Dekollete meiner jungen Tante, wozu alle Glocken läuteten und musste weinen. Ich verstand wie immer: alles und nichts. So ists mein Leben lang geblieben: nichts und alles! Prost Neujahr 1900!

Das frischgebackene Brüderchen Heinz war von rosa Marzipan. Noch waren Penisneid und Ödipuskomplexe nicht in aller Munde. So machte er mir viel Spass, bis er, achtzehn Jahre alt, in den letzten Wochen des ersten Weltkrieges im August 1918 bei Jaulgonne an der Marne den Heldentod fürs deutsche Vaterland, das jüdische Familienleben und den Irrsinn der Welt starb. Der schwerste Verlust meines Lebens. Wen die Götter lieben, den nehmen sie früh zu sich. Heutzutage scheinen sie die Menschen weniger gern zu haben, denn sie lassen sie, trotz Wasserstoffbomben und Krebsen aller Art länger und länger leben. Bruder Heinz verband goldenen Humor mit primitiver Lust für Gold und Geschäft. Die Schule interessierte ihn weniger als das Leben. So bekam er schlechte Zensuren und dreimal wöchentlich Nachhilfestunden. Nach seinem Tod erfuhr ich aus seinem Tagebuch, wie er gleich im Anfang dem Nachhilfelehrer gesagt hat, dass seine Stunden schlecht und keine drei Mark wert seien. Er machte ihm den Vorschlag, seine Zeit besser zu verwerten und den Betrag mit ihm zu teilen. Sollte er hiermit nicht einverstanden sein, dann würde er einen Schüler und dreimal wöchentlich anderthalb Mark verlieren. Der Lehrer liess sich über-

zeugen und Heinz verdiente wöchentlich vier Mark fünfzig und genug freie Zeit, um dies schwerverdiente Geld im Kientopp zu verjuxen. Auch poetisch drückte er seinen Humor aus: zu Onkel Georgs fünfzigstem Geburtstag hatte er eine Überraschung ersonnen: ein Gedicht, das niemand vorher sehen durfte. Diese versiegelte Überraschung ging per Post nach Stettin. Resultat: jahrelange Familienfehde. Das Gedicht: «Onkel Georg, mit der behaarten Brust, freu Dich, dass Du keine Scheisse fressen musst!» Kurz und kräftig für einen Zehnjährigen. Ein verschmitzter Pfiffikus. Um rauszufinden, ob Papa wirklich allwissend war, bediente er sich eines einfachen Experimentes: Papa hatte zwei Handtücher, eins für oben, eins, mit dem Knoten, für unten. Heinz vertauschte den Knoten, beobachtete und entdeckte Papas Allunwissenheit. Heinematz hatte einen mir fremden Hang zur Wandervögelei (der mitschuld an seinem frühen Ende wurde). Sonntagmorgens um fünf zog er in Pfadfinderkleidung in Gruppenformation in den Grünewald. Als Lehrling im Knopfhaus Seliger & Co. war er ungeheuer tüchtig und avancierte täglich, öfters fehlten Knöpfe.

Annie

Meine selige Schwester Annie begann als gar niedliches kleines Mädchen, bald putzig, bald patzig, Papas Augapfel. Leider wurde sie jeden Tag etwas weniger niedlich, bis sie mit dreizehn zu einer unausstehlich miesen Bisse verwelkte. Zu einer befehlshaberischen alten Zicke mit Stosszähnen und Sommersprossen, zu einem kratzbürstigen Neidhammel, den ich hasste. An ihr erlebte ich meine ersten Konflikte mit dem schönen Geschlecht. Sie tat sich furchtbar wichtig, dass sie anderthalb Jahr älter war als ich und brüstete sich damit, ein Weib zu sein, was ihr angeblich mystischmythologische Rechte und Reize verlieh. Ich hatte ihr zu gehorchen, hatte sie galant zu bedienen, besonders wenn ihre Freundinnen es sehen konnten. Zur Belohnung war sie anmassend falsch, verriet mich wo sie konnte, schmeichelte sich katzenfreundlich ein bei Eltern, Kinderfräuleins, Dienstbolzen, Freunden und Feinden. Wenn sie im Spiel am Verlieren war, änderte sie nachträglich die Spielregeln. Es war mir unklar, ob sie nun eigentlich ein Ekel war, oder furchtbar nett. Mit ihren Launen wurde ich fertig: als ich vier war, weigerte sie sich standhaft nach verrichteter Notdurft vom Nachttopf zu steigen, um mich an die Reihe zu lassen. Sie blieb sitzen: passive Resistenz. Worauf ich ihr nach zweimaliger Warnung mit vollstem Recht auf den Kopf pinkelte. Wutschnaubend fauchte sie: «Das sollst Du büssen!» Die Eltern waren beide aus. Als sie nach Hause kamen, tunkte die wutspritzenden Petze, wie Weiber nunmal sind, ihre inzwischen längst tockenen Haare rasch in den vollen Nachttopf, um plärrend beweisen zu können, was ich verbochen hatte. Die Eltern glaubten ihr und ich wurde streng bestraft, bekam

vierzehn Tage lang keine Schlagsahne auf meine Apfelforte. Es war eine Lust, Annie zu hassen.

Im Backfischalter (vierzehn Jahr und sieben Wochen ist der Backfisch ausgekrochen) gründete sie mit ihren Freundinnen ein Kränzchen unter dem Motto «Gutes üben, Schönes lieben». Annie hatte es auf sich genommen, Holztafeln mit diesem Spruch in Brandmalerei zu verzieren. Ich half ihr dabei; wie das in strotzender Hässlichkeit brannte! Das Kränzchen hatte einen süsslichen Vorgeschmack von «Mädchen in Uniform». Wie jeder deutsche Jüngling in Arkadien geboren war, kam jede deutsche Jungfrau aus Lesbos. Dies beobachtete ich mit atemlosem Interesse durch das etwas erweiterte Astloch eines Kleiderschranks, in dem ich mich vor der geheimen Zusammenkunft der Freundinnen versteckt hatte. Nachdem die jungen Damen sorgfältig die Zimmertür verriegelt hatten, entkleideten sie sich gegenseitig zärtlich und liefen in Spitzenhöschen herum. Wobei sie sich voll Stolz, oder Neid, ihre Entwicklungsbusen zeigten. Wer den grössten zeigen konnte, und das war Gerti Jakobi, wurde von jeder anderen geküsst. Das gehörte zum Ritual des Kränzchens. Dazu wurden Lieder gesungen: «Froh wie die Libell am Teich» oder «Mädchen klein, Mädchen fein». Einmal wurde ich gefasst, weil ich im Schrank wegen des Mottenpulvers niesen musste. Ein Standgericht wurde über mich verhängt. Zur Strafe musste ich vor Annie, Grete Manes, Gerti Jacobi, Lotte Seliger, Edith Lewin und Marga Kühn auf den Befehl «Auf die Knie, Sklave!» erst einen tiefen Diener machen, dann ein Knie beugen und sagen: «Bitte vielmals um Entschuldigung, Gnädiges Fräulein!», worauf mir das Leben geschenkt wurde. Welche Erniedrigung! So wurde ich eingeweiht in die Mysterien von Lesbos, Samos, Kios und Kos, verliebte mich in junge Lesbierinnen und wurde Voyeur.

Die immerlachende Gerti lud mich ein, Donnerstag nachmittags nach der Religionsstunde zu ihr herauf zu kom-

men, da wären ihre Eltern bestimmt nicht da. Ihr Vater war Korsettvertreter. Wir spielten Verkleiden, wobei sie mich Korsetts anprobieren liess und sich selbst meine Jungensachen, die ihr komisch eng waren, anzog. Es machte ihr mehr Spass als mir und sie musste furchtbar lachen. Ich genierte mich. Gerti aber bekam so rote Bäckchen und leuchtende Augen, dass ich ihr gern jeden Donnerstag den Gefallen tat.

Mit allen Kränzchenschwestern (ausser mit Margot Kühn, der einzigen Nichtjüdin) habe ich irgendwann «platonisch poussiert», obwohl sie alle viel älter waren als ich; zwei Jahre in diesem Alter sind eine Generation. Ich liebte und hasste sie, wie ich meine Schwester hasste. Annies beste Freundin war die schöne Grete Manes, deren Vater, Onkel Willy, Papas bester Freund war und dessen Mutter die beste Freundin meiner Grossmutter Lisette war. Eine langweilige Geschichte, die immer wieder aufgetischt wurde. Gretes Mutter, Tante Marie, dick, klein und hässlich machte mir den Hof. Ihr ältliches Kinderfräulein Eulalie Hoffmann, genannt Hoppi, wurde mit ihr im Bett überrascht und rausgeschmissen, was mich, ohne dass ich die Zusammenhänge verstand, faszinierte.

Annie lernte später Stenographie und Schreibmaschine und wurde Privatsekretärin. Erst eines Grossadmirals Schröder, der ihr unter die Röcke fasste, worauf sie ebenso stolz wie beleidigt war. Danach arbeitete sie für den berühmten Hautarzt Dr. Blaschko und tat sich widerwärtig wichtig mit der Rettung gefallener Mädchen, was sie Abolition nannte. Sie starb als Polizeiassistentin in Hamburg am 24. Juni 1925, bevor sie dreissig war, jämmerlich tuberkulös, mehr oder weniger demivirgo intacta. Friede ihrer Asche!!, die vielleicht noch immer in der Gepäckaufbewahrungsstelle am *Bahnhof Zoo* in Berlin schlummert. Annie hatte mich in einem ihrer vielen allerletzten Willen gebeten, da ich an der Nordsee wohnte, eigenhändig ihre Asche ins Meer zu streuen und dabei Nordseelieder von

Heine zu singen. Es war Inflation und ich kaufte hintenrum vom Krematorium eine Konservenbüchse mit der Asche meiner Schwester für zehn Billionen Mark (war es wirklich *ihre* Asche?). Bevor ich nach Holland zurückfuhr, wollte ich noch einen bei Kantorowitz in der Joachimsthalerstrasse hinter die Binde giessen und deponierte das Paketchen im Gepäckdepot *Bahnhof Zoo*. Als ich es im letzten Moment vor Abgang des Zuges abholen wollte, war es unauffindbar. Ich musste abfahren. Noch heute wartet Annies Asche auf mich, oder besser, auf die Nordsee.

Kinderspiele

Vor allen Spielen kamen die Kunststücke des Kindes: Koppstehn, Kabolzschieszen, Faxen machen, Grimassen schneiden, Zungenspitze ins Nasenloch stecken, Bauchrollen, Bauchreden, Bauchtanzen, seinen Namen mit gelber Tinte in den Schnee schreiben, stundenlang Atem anhalten (mit mogeln), seltsame Geräusche fabrizieren (ich wollte mit dem Hintern sprechen: Töne kommen, doch die Zunge fehlt), stottern, schielen, stinken, hinken, sich staubstumm, scheintot stellen, sterben und auferstehn. Ich war Meister in allen Künsten. Die offiziellen Gesellschafts- und Kreisspiele verachtete ich: Häschen in der Grube, Zeigt her Eure Füsschen, Die Tyroler sind lustig, Stille Post, Reise nach Jerusalem, Der Hahn, der Hahn und nicht die Henne, Bäumlein wechsele dich!, Was bringt die Zeitung, Feuer, Wasser, Kohle, Lebende Bilder und Scharaden. Alles dumme Kindereien.

Mein Geburtstag war am 26., der des Kaisers am 27. Januar. Infolgedessen wurde alljährlich am Abend meines Geburtstages die Generalrobe für die Kaisersgeburtstagsfestbeleuchtung abgehalten: an allen Fenstern Berlins hatten Kerzen vor Freude über Seine Majestät traurig herunterzubrennen. Hab nie einen lustigen Karneval gesehen, nichtmal traurig waren sie, und das lag nicht nur an mir. Früh lernte ich Feste meiden. Zu Kindergesellschaften wurde ich umständlich gewaschen und in einen weissen Matrosenanzug gequält, um dann als Schwarzer Peter einen Bart angekohlt zu kriegen, was wehtat und nie mit rechten Dingen zugging. Immer mogelte man gerade mir die fatale Karte in die Hand. Dann wurde ich hochgehalten und von allen Kindern ausgelacht. Krampfhaft hielt ich in meiner

Hosentasche die spitze Nadel bereit, mit der ich unsichtbare Löchlein in den aufgeblasenen Gummigasball, das teuerste aller Geburtstagsgeschenke bohrte, wonach er langsam sein junges Leben aushauchte. Tut man es geschickt, kommt ausser dem Gas nichts raus. Das Schwerste: beim Verhör uninteressiert dreinzuschauen, ohne rot zu werden. Dazu muss man konzentriert an seinen eigenen Tod denken. Nie ist ein Verdacht auf mich gefallen. Gasballetöten ist – wennauch in etwas gemilderter Form – noch heute mein liebstes Gesellschaftsspiel.

Mein schöpferischer Trieb lebte sich im Kaputtmachen von Spielsachen aus. Die «Zerstörungswut der Blumenfeldschen Kinder» war sprichwörtlich. Am heiligen Weihnachtsabend schlitzte ich gleich nach der Bescherung dem Schaukelpferd den Bauch auf, um zu sehen, wie es von innen aussieht; denn auf das Innere kommt es an, sagte Mama. Es zeigte sich, dass Schaukelpferde keine Seele haben; statt Blut kam Stroh raus. Mit grösster Präzision schraubte ich Mamas neuen Perlmutteropernkucker aus Paris fachgemäss auseinander. Als er sich nicht wieder zusammensetzen lassen wollte, schmiss ich verzweifelt alles aus dem Fenster in den Hof, was mir erst eine Tracht Prügel und später den Ehrentitel «Erwin Schraubendreher» eintrug. Zum Trost erfand ich ein «echtes» Blumenfeldspiel: *Auf die Schränke!* mit anschliessendem Einbruch: alle Kinder mussten gleichzeitig auf Mamas grossen Kleiderschrank klettern und auf demselben rumtrampeln, bis er durchkrachte und alle zwischen den Kleidern landeten. Mama hatte ein gelbes Abendkleid von Drécoll aus Paris, der Rest war von Herpich, Gerson, Israel, Kersten & Zu Teuer aus Berlin, oder von der Hausschneiderin, der Geballe. Jedes Kind durfte das Kleid, in das es gefallen war, anzieh'n. Das machte besonderen Spass, weil ich den Schrank vorher doppelt verriegelt hatte, damit die Türen von innen aufgebrochen werden mussten. Am Ende waren

die Kleider zerfetzt und der Schrank und Mama hatten ihren Nervenzusammenbruch.

Wie fanatisch ich Gesellschaftsspiele hasste, so sehr liebte ich Spiele zum Alleinspielen: mit Ankersteinbaukästen baute ich Ritterburgen und Wolkenkuckucksheime, in denen Bleisoldaten meinen Befehlen gehorchten. Mit ein oder zwei Kerzen erreichte ich spielend Lichteffekte, denen ich heute mit zuvielen Lampen vergebens nachstelle. Wo sind die Schatten von damals? Die Dampfmaschine mit Spiritusheizung und Dampfpeife versetzte mich in Trance, die Laterna Magica mit blakender Petroleumlampe projizierte Fata Morganas, chemische Experimente verwandelten mit Hilfe der vier Elemente das Kinderzimmer in einen alchimistischen Schweinestall. Als Höhepunkt hing über Mamas Nachttisch die Hausapotheke. So hoch, dass sie getrost den Schlüssel im Schloss stecken liess. Ich musste nur auf einen aufs Bett halsbrecherisch balancierten Stuhl klettern, um zwischen buntbeklebten Pappdöschen, gefüllt mit todsicheren Pulvern, Flakons zu finden mit animierenden Totenschädeln über gekreuztem Gebein: *Gift!* Pillen wurden in Säuren gelöst, dass es siedete, brauste, dampfte, zischte, wie wenn Wasser und Feuer sich mengt, bis zum Himmel spritzte der dampfende Gischt und wurde in Tropfenfläschchen gefüllt, die bereits als Abführmittel gegen Bleichsucht etikettiert waren. Niemand kam hinter meine Machenschaften, nieman kam um. Im Flirt mit Belladonna, Lysol, mandeläugiger Blausäure, Äther und Arsen habe ich mich mithridatisiert, was mir in späteren Gaskriegen und Dunkelkammern zugute kommen sollte. Ich berauschte mich an aromatischen Namen und Gestänken, die mich noch heute in Versuchung führen. Dass mein Dämon mich lebenslang aus dem Labyrinth der Rauschgifte hat heraushalten können, liegt wohl daran, dass ich schon berauscht geboren bin.

Jedesmal wenn ein schwarzbepuschelter Leichenzug herangetrottet kam, zerrten uns die Kindermädchen in den er-

sten besten dunklen, übelriechenden Hausflur, um den Kleinen die nackte Tatsache des Todes zu verheimlichen. Dagegen durften wir ungehemmt vom Salonfenster aus die über die Wilhemstrasse kriechenden Prachtleichenzüge Mommsens, Anthon von Werners, Adolph von Mentzels bewundern. Beerdigungsspielen wurde unsere Leidenschaft. Meistens begann es mit einer Gehirnoperation, die ich, in von hinten zugeknöpftem Nachthemd an meinem armen Brüderchen Heinz unter Zuhilfenahme sämtlicher Instrumente meines Reisszeugs zu vollziehen hatte. Ich stoppte ihm Watte in alle Löcher, klebte Hühneraugenpflaster über Augen, Münder, Ohren, manipulierte mit geübter Hand Pinzetten, Sonden, fischbeinerne Korsettstangen, Frauenduschen und Brennscheren. Zur Schädel-trepanation musste ich bei Heinzens Dickkopf zum Hammer greifen. Krankenschester Annie, in weissem Unterkleid, assistierte mit nassen Handtüchern. Rotes Tintenblut floss in Strömen. Stolz verkündete ich: «Operation gelungen, Patient tot!» wobei Heinz röchelnd den Geist aufgab. Darauf folgte eine gründliche Leichenwäsche, kitzlige Arbeit, mit anschliessender Einbalsamierung. Eine Mixtur von grüner Seife, Vaseline und Senf verlieh dem Leichnam einen gelblichen Glanz. Darüber wurde die schwarze Sophadecke geworfen, das Leichenpaket auf ein zum Sarg erhobenes Plättbrett gelegt und liebevoll mit welken Blumen, vorzugsweise Immortellen, bestreut. Da die Leiche nichts mehr zu tun hatte, durfte Heinz aufstehn und sich als Leidtragender beliebt machen. Seine Überreste wurden danach ins offene Grab geschüttet, drei Hände voll Blumentopferde nachgeworfen, die tiefverschleierte Annie daran verhindert, dem Sarg nach in die Grube zu springen, wonach ich, nun als Rabbiner, in von hinten zugeknöpftem Wintermantel eine schmerzbewegte Leichenrede hielt, bis alle ihre vorher unter der Wasserleitung benetzten Taschentücher weinend unter den Augen auspressten und sich beim Kondolieren vor Lachen nicht mehr halten

konnten: «Herzlichstes Beinkleid!» Zum Leichenschmaus: dickgeschmierte Blutwurststullen.

Leichenkult ist älter als Zirkus. Der Clown kam nach dem Priester. Aus der tragikomischen Notwendigkeit, stinkende Überbleibsel hygienisch zu beseitigen, entwickelte sich ein Billiondollargeschäft. Die Verbrennung der lustigen Witwe, wie so manche schöne alte Sitte, ist Erfindung medizinischer Hofnarren. Man soll die Hinterbliebenen feiern, wie sie fallen. Wie man mich wegräumen wird, lässt mich kalt.

Ängste

Herr Trauerhutfabrikant Adolph Mühlberg, der Vater jenes andern Erwins, ein ekelerregendes, bronzekrankes Urtier, fand Spass daran, sich an mich zu schleichen, um mir feuerspeiend zuzuraunen, dass er mich lebend mit Haut und Haar verspeisen werde, nachdem er mich zuvor kunstgerecht zerlegt hätte. Sahen meine Eltern hin, dann tat er furchtbar nett und überhäufte mich mit Katzenszungen, Streicheleien und Schokoladenplätzchen. Fand er mich allein, dann drohte er mit Schlimmstem. Einmal wärs beinah dazu gekommen. Unter dem Vorwand, mir schöne Sachen zu zeigen, lotste er mich in seinen Keller. Da wartete bei Kerzenschein eine Schlachtbank, umhängt von Beilen, Sägen, Folter- und Mordinstrumenten. Der Unhold wetzte seinen Fuchsschwanz, Zahn um Zahn, wozu er erschütternd gröhlte: «Mein Töchterlein liegt auf der Totenbahrl!» Mord mit Gesang: deutsches Melodrama. Er war Leierkastenvirtuose. Als ich Blut aus seinem Munde tropfen sah, entwand ich mich dem Riesen, kroch zur Tür, raste um mein Leben die Kellertreppe rauf, rannte, rannte, rannte durch die dunkle Schneenacht von der alten Jakobstrasse durch die Kommandantenstrasse, Lindenstrasse um den Belleallianceplatz rum zur Wilhelmstrasse nach Haus: gerettet! Unbemerkt verkroch ich mich, bibbernd vor Kälte, in mein Lieblingsversteck unterm Bett, beschloss, nie wieder zum Vorschein zu kommen und schlief ein. Überall wurde ich gesucht. Endlich fand man den verlorenen Sohn und Papa sicherte mir freies Geleite und Strafflosigkeit zu. Sobald ich raus war, brach er sein Versprechen und verprügelte mich dafür, dass ich tapfer mein Leben gerettet hatte. Mama höhnte obendrein: «Der Junge ist psychopa-

thologisch, erst spielt er den Wildenmann, dann mimt er Verfolgungswahn, ein resoluter Petagoge sollte diesem ausgekochten Gewaltmenschen die Mücken austreiben. Der Schnösel gehört in ein Heim für schwierige Knaben.» Hinterher brachte mir Papa im Namen von Herrn Mühlberg ein Kistchen Schokoladenzigarren. Moderne Erziehung. Stolz verweigerte ich die Annahme und ass sie trotzdem. Als ich mich nicht bedanken wollte, hättet Ihr die Wut der Eltern sehen sollen! Wenn die Zigarren nicht in meinem Magen gewesen wären, hätten sie sie mir wieder weggenommen. Ich bin nicht nur gegen moderne Erziehung, ich bin überhaupt gegen Erziehung.

Im langen Winter wars eiskalte Nacht in Berlin mit allerhand Schnee und doppelt vereiterten Frostbeulen, die dem kleinen Erwin entsetzlich wehweh taten. Dazu hatte er in immer zu engen Schuhen auf immer zu losen Schlittschuhen auf dem nie ganz zugefrorenen Neuen See im Tiergarten schlittschuhzulaufen, denn Sport musste getrieben werden: *Navigare ne cesse est, vivere non.*

Eine andere Tortur war das Haarschneiden. Nichts half, man schleifte mich durch die Friedrichstrasse zum Frisör Backofen, der mich – wie er mir wiederholt versicherte – in den Backofen schieben würde, wenn ich mir nicht mucksmäuschenstill meine Locken abschneiden liesse. Wie ich mich auch wehrte, fesselte man mich mit einem weissen Leichentuch an einen hohen Stuhl. Um mich herum fuchtelten wilde Männer mit Messern und Scheren Schaum um leblose Männerköpfe, sämtlich leichentuchgebunden. Ich hatte zu warten, bis die Reihe an mich kam. Sollte ich mir etwa auch so schweigsam ergeben meinen Hals durchschneiden lassen? Der hinterlistige Herr Backofen, ein Skelett mit graublondwildem Locken, totentänzelte, wenn niemand hinsah, an mich heran, einen langen funkelnden Dolch in der Hand, um mir ins Ohr zu flüstern: «Solltest Du Dich unterstehn zu schreien, dann schneid ich Dir statt der Haare den Kopf ab!» Darauf hatte ich gewartet. Nichts

in der Welt konnte mich davon abhalten, aus Leibeskräften zu brüllen, bis alles vorüber war und ich erstaunt lebendig auf der Strasse stand, stolz, wiedermal mit Schreien mein Leben gerettet zu haben. Von nun an schrie ich schon auf dem Weg zum Frisörladen. Später, als ich lesen konnte, entdeckte ich gegenüber, am Eingang einer deutschen Weinstube (Friedrich – Ecke Koch) die Einladung: *Juden raus!* (In Florida 1943 ein Leuchtplakat: *No dogs! No jews! No niggers!*) Ich hatte gelernt, mir etwas darauf einzubilden, dass wir das auserwählte Volk seien, das schon seit tausenden Jahren gehasst wird, weil es immer lesen und schreiben konnte. *Jehoua* und *Eliahou*, die unaussprechlich hochheiligen Namen des Judengottes, enthalten sämtliche Vokale; und ich bin stolz, ein lesender und schreiender Jude zu sein.

Berlin wurde damals heimgesucht von Polizisten, Tanten, Urningern, (schönstes Wort der deutschen Sprache!), Lustmördern, Sittlichkeitsverbrechern, Strolchen, Boofkes, Piefkes, Dichtern und Denkern, Richtern und Henkern, und all den andern Lumpenhunden der Deutschen Unterwelt, die 1932 Oberwelt wurde. Als vierjähriger Steppke lernte ich mit meiner zwei Jahre älteren Schwester spielend buchstabieren und lesen (kurz bevor ich zur Schule kam, verlernte ich es wieder). Als erstes Wort entzifferte ich an der Litfasssäule: *Mord!* Ich wusste nicht, was es bedeuten sollte, dass ich so traurig wurde....

Meine Jugend war besessen von den schaurigsten Lüsten der Angst. Allein auf der Strasse gabs kein ruhiges Gehen, immer nur Rennen, Rennen, Rennen. Niemand durfte mir meine Todesangst anmerken, ich hatte unbesorgt lustig zu scheinen, denn Mörder lieben traurige Kinder, und alle Erwachsenen waren Mörder. Alle. So lernte ich schneller rennen als irgendein anderes gehetztes Tier durch den sadistischen deutschen Märchenwald von Grimm, Bechstein, Hauff, Etcetera Hoffmann und Struwelpeter (vom Irrenarzt Hoffmann) durch Gudrunleiden im Märzenschnee,

vorbei an Fallada, die du da hangest, durch Rosa von Tan-
nenburg und die Ostereier von Schmidt und durch die
zweifelhafte Nibelungentreue an den Ufern des Rheins.
Der Name Xanten am Niederrhein bezaubert noch heute
meine Träume. Atemlos konnte ich mich vor Hexen,
Mördern, Zigeunern und Zauberern in Schränken und
Mauerritzen verstecken. Mit Hilfe einer Tarnkappe
machte ich mich auf der von gelbblaugasfackelnden Irr-
lichtern ärmlich beleuchteten, nach Wanzen stinkenden
Hintertreppe unsichtbar. Ich liess meinen Atem stillstehn,
aber wie pochte mein kleines Herz in schöpferischer
Angst, da ich wusste, dass der schwarze Mann da, der Rat-
tenfänger, unter seinem langen schwarzen Mantel einen
Sack trägt. Im Sack war der Fuchsschwanz, die lange
scharfzähniige Säge. «Kleina willste mir mir jehn!» befahl
herrischflüsternd der Haarmann. Wenn er mich gefangen
hatte, knebelte er mich und stopfte mich in den Sack, den
er auf seiner Handkarre in einen dunklen Keller rollte,
wobei er pfiiff: «An einem Bäume, da hängt ne Pflaume, die
möcht ich gerne haan!» Wenn die Eltern nicht innerhalb
neun Stunden zweitausend Mark Lösegeld hinter die
Kirchhofmauer der Bellealliancestrasse deponieren (mei-
stens taten sie es aus verständlicher Sparsamkeit – war ich
denn zweitausend Mark wert? – immer erst, wenn's zuspät
war), sägte er mir meinen kleinen Kopf ab, den ich so lieb
habe, weil ich ohne ihn nicht leben kann. Niemand ausser
mir konnte das verstehen. Bloss nicht atmen, leise sein,
nicht da sein, damit ich am Leben bleibe. Die Angst vorm
Schwarzen Mann hatte ich bei der französischen Bertha
gerlernt, einem brünetten Kindermädchen, das «oui» sa-
gen konnte. Auch sang sie rührend schön das Lied: «Es
schwimmt eine Leiche im Landwehrkanal.» Nachts wagte
ich nicht, die Augen zu schliessen, damit ich jede Gefahr
vorzeitig entdecken konnte. War ich endlich verängstigt
eingeschlafen, fielen Träume über mich her, blutrünstiger
als die Schrecken des Tages. Jedes Geräusch des Hauses,

jede Erinnerung übersetzte der Traum ins Grauensvolle. Dazu frassen mich kleine hellgrauweisse Würmer von innen auf, langsam stechend und geheimnisvoll. Onkel Doktor diagnostizierte: Menschenwürmer! Man fütterte mich mit greulich graubrauner Würmerschokolade, grässlich und erfolglos: ich war mager, blass gehetzt, voller Sorgen und Würmer: ein nervöses Kind. Mama hatte zu früh und zu oft den grossen Wunsch geäussert, ich solle meinen «kleinen Wunsch» nicht ins Bett machen. So wurde ich noch mit fünf Jahren jeden Morgen mit einem Todeschreck in einem nassen Bett wach: man verachtete mich als Bett-nässer. Zur Strafe – und zum Schutz! – legte man mir eine schmachvoll stinkende Gummiunterlage unters Laken und erzählte es jedem. Man drohte sogar mit einem gerade in Mode kommenden Übel, dem sogenannten Kinderpsychologen. Vor diesen Medizinmännern hatte ich eine so gesunde atavistische Abkehr, dass ich eine Geheimmethode erfand (die ich auch heut noch nicht preisgeben kann), Laken so zu trocknen, dass keine gelbgrüne Ringe bleiben, sodass niemand nichts nachweisen kann. Gleichzeitig lernte ich, Sorgen für mich zu behalten, zog mich reserviert in mich selbst zurück.

Im Anfang, als ich noch gar keine Hosen trug, habe ich mir, nur aus Angst, mir in die Hosen zu machen, in die Hose gemacht. Ich zitterte vor Menschen und Möglichkeiten, vor Gegenständen, vorm Sichtbaren, Unsichtbaren, vor Geräuschen, vorm Unhörbaren. Aus der Sprache, aus einem Sterbenswörtchen gebar sich die Angst. Angst Analphabet zu bleiben, lebenslang, während alle andern lesen können, Angst ewig Kind zu bleiben, Angst alt und kindisch zu werden, Angst jung zu sterben, Angst alt zu sterben, grundlose Angst vor Abgründen, vor Tiefen, unbegründete Angst vor Untiefen (ist Untiefe flach?), Angst vorm Auffallen, vor Gefallsucht: wurde ich gelobt, kamen mir Tränen (mit neun weinte ich, als Frau Fiegel, die Mutter eines Schulfreunde – ihr Busen bleibt mir unvergesslich

– auf michweisend ihrem Mann sagte: «Ce garçon est un génie.» Sie wusste nicht, dass ich französisch verstand) «Lob ist eine Beleidigung des Stolzes» (Valéry). Wurde ich getadelt, kamen mir Tränen der Angst, fallengelassen zu werden (der Erwin ist aus Gefallsucht ausgefallen!), Angst in Fallen zu fallen, reinzufallen, Angst mir zuviel gefallen zu lassen, Angst Zuvielen zuviele Gefallen tun zu müssen (kein Mensch muss müssen und der Erwin müsste?), Angst vorm Verfallen, Zerfallen, Angst bekannt zu werden, vor den Bekannten, vorm Unbekannten, Angst unbekannt zu bleiben, verkannt zu werden, anerkannt zu werden, süsse Angst, denn das wahre Genie bleibt unerkannt. Ich hatte Angst, ausgelassen zu sein, ausgelassen zu werden, aussätzig unausgesetzt ausgesetzt zu werden (der Erwin hat an allem was auszusetzen!), im Morast versumpfen, im Treibsand versanden, gegen den Strom schwimmend ertrinken, anstössig sein, verstossen werden, rumgestossen werden, im Stich gelassen, verraten und verkauft werden (Joseph von seinen Brüdern). Unheilbar erkrankt langsam dahinsiechen (Gedankenschwund: Mutta gib mia die Sonne!), dann mutterseelenallein, blind, lahm, taubstumm, als bucklig verachteter Waisenknabe am elfenbeinernen Bettelstab von Tür zu Tür durch die Welt betteln, ausgelacht am Hungertuch nagen, missverstanden, erniedrigt und beleidigt, demütig um Entschuldigung bitten zu müssen für unbegangene Freveltaten (Erbsünde). Von Bluthunden gehetzt, gebissen, zerfleischt und zerrissen werden (seit ich versucht hatte, Waldmann, dem Dackel, zum Spass den Schwanz auszureissen, wofür er nach meiner Hand geschnappt hat). Angst vorm Hundefänger, der, schwarz wie der gefürchtete Schornsteinfeger, vom Hinterperron seines Hundewagens lässig Lasso schwingt, als sei er aus auf tolle Hunde; in Wahrheit sucht er mich! Angst vor professionellen Schnellläufern, die in gestreiften Badeanzügen ihr rennendes Unwesen treiben; noch heut zuckts in mir, wenn so ein Schnellläufer schnell läuft. Angst vorm Mili-

tär. Soldat werden müssen, gemustert, eingezogen, ausgezogen, eingesetzt, abgesetzt, gedrillt, degradiert werden: Spiessruten laufen; bei gedämpftem Trommelklang (wie weit ist die Stätte, der Weg wie lang!) werden dem Deserteur die Epauletten von den Schultern gerissen; geblendet werden, ewig unschuldig wegen Hochverrat standrechtlich zu lebenslangem Tod verurteilt werden: lebendig gedreiverteilt gerädert durch den Strang autodafiert, guillotiniert, gekreuzigt zu werden, weil man Jude ist, danach scheinot (ohne Totenschein) lebendig begraben werden (damals gang und gäbe). Niemand hört mein Schreien und Klopfen, wenn ich im Sarg irrsinnig erwache; tobsüchtig werden, dafür zur Strafe in eine Zwangsjacke gezwängt werden, das erschwert das Ausbrechen (aus Irrenanstalten wird man nie entlassen); verbluten, verstinken, Tropfen um Tropfen: Mensch sein! Hat man alles gesund hinterm Rücken, fängt wieder von vorne an. Ewigschreckliche Wiederkehr: das Leben: «A taie told by an idiot full of sound and fury signifying nothing.» Immerhin Stoff für Bücher. Ist nicht die Weltliteratur, sind nicht alle Künste nur ein bescheidenes Kompendium der Angstspiele der Kindheit?

Ständig grübelte ich, wie all dem vorzubeugen sei. Man fand den frühreifen Knaben gesegnet mit viel zu lebhafter Phantasie («seine Einbildungskraft geht mit ihm durch»). Man mokierte sich über den drolligen Melancholikus. Man sprach von Weltschmerz, Werther und Wurstwaren, das Wort Masochismus kam auf. Durch sorgenvolle und sorgfältige Experimente fand ich die raffinierten Techniken der alleinseligmachenden Kunst des Einschlafens, die mich lebenslang vor Schlafpillen und Ärzten bewahrt hat. Meine erste Mätresse half mir dabei zärtlichweichergebenzutraulich anschmiegsam, ohne zuviel Eigenwillen. Sie war mein Kopfkissen. Nur selten betrog ich sie mit dem Federbett (im kalten Winter). Allabendlich lieb kostete ich diese Geliebte, bis wir beide zusammen selig entschliefen. Treu be-

gleitete sie mich durch den ersten Weltkrieg, im Westen nichts Neues, und desertierte ebenso treu mit mir im Dezember 1918 nach Holland, wo sie, als ich heiratete, diskret ihr Geschlecht veränderte und «kaptijntje» (Kapitänchen) wurde. Erst 1940 im unmenschlichsten französischen Konzentrationslager von Vernet d'Ariège wurde es mir von einem Teufelsinselsträfling unterm Kopf weggestohlen.

Die unwiderstehliche Magie des «Schlafkindchenschlaf, Du fällst in ew'gen Schlaf» bewährt sich immerneu im Hin und Her des Liebesspiels der Wellen, hinauf und hinunter, vor und zurück, bis es kein Zurück mehr gibt aus dem Ab-rakadabra dieser Wellen, bis man sanft entschlafen ist. Zählen, zählen, zählen, unendlich langsam lange langweilige Zahlen zählen, Zahlenreihen runterleiern, langsam mit dem Riesengriffel Riesen Zahlen auf Riesentafeln malen, bis der Traum mich umschlingt, der Herr des Schlafes. Der Schlaf, nie ohne Traum, wurde zur besseren Hälfte meines Daseins: kein Tag vergeht, ohne dass ich staune, wie der Bettler, der jede Nacht träumt, dass er König ist, dasselbe Leben führt wie der König, der jede Nacht im Traum ein Bettler ist. Der wahre Bettler ist der wahre König. Leider gibt es weder wahre Bettler noch wahre Könige. «Au plus élevé throne du monde, si ne sommes nous assis, que sur notre cul» Montaigne. Im Traum habe ich Einfälle, erfinde ich, durchschaue ich, dichte ich, frei von den Ketten der Vernunft. «We are of such stuffe dreams are made on.»

Bleibt kein Ausweg, dann fliege ich ad astra, himmelan: Flucht in den Flug. Sursum corda. Technisch nicht ganz leicht: schon im Wasser sind wir zu schwer. Ikarus ist infolge eines Konstruktionsfehlers abgestürzt. Man muss seinen Winkel kennen (ändert sich mit den Jahren), man hat sein eigenes Parallelogramm der Kräfte zu beherrschen, langsam tief atmen, langsam gleichmässig die schwere Luft mit den Fussspitzen treten, schwebend der Erde entsteigen. So wird man Libertin: allnächtlich uner-

wartet wildschöne Träume, Labyrinth, die an einem hängen bleiben. Beim Erwachen verduften sie ins Nichts. Viel Wunderbares gibt es in der Welt, doch nichts ist wunderbarer als der Traum. Nie habe ich im Wachsein seine Gestaltungskraft erreicht.

Tabus und Totems

Noch waren die offiziellen Tabus nicht klassifiziert und ratifiziert. Stattdessen war im Elternhaus einfach alles totem und verboten. Verboten macht Eltern einen Heiden-spas. Kinder hatten widerspruchslos zu parieren. Die Erwachsenen machen Gesetze, um überlegen zu bleiben und missbrauchen ihre Autorität. Wenn die nicht ausreichte, drohten sie mit der Polizei. Das half. Ich hatte Schiss. Der Schutzmann (blau eingewickeltes Abfuhrmittel mit der «Jrienen Minna», dem Grünen Wagen) beherrschte die Welt. Noch heute hilft mir die Erinnerung an den Schutzmann morgens als Abfuhrmittel.

Die Eltern waren jedenfalls weit unwissender, als wir Kinder. Was sie in der Schule gelernt hatten, stimmte nicht mehr, ausserdem hatten sie's vergessen: dumm geboren, nichts dazugelernt! Jedoch am Elternwort zu zweifeln war Todsünde! Dies Axiom schien durch ihre tagtäglichen «kleinen Notlügen» – sagten sie eigentlich je die Wahrheit? – nicht erschüttert werden. Wehe aber uns armen Kinderchen, wenn wir mal versuchten, uns von der Wahrheit zu entfernen – wozu hatten wir unsere Phantasie? – wehe uns, wenn wir uns gegen das soundsovielte Gebot (nie habe ich die Nummern der Gebote auseinanderhalten können) versündigten! Schon mit sechs hatten wir die zehn Gebote vorwärts und rückwärts runterzuleiern. Während die christlichen Nummern anders liefen als die jüdischen blieben die Gebote verwirrenderweise dieselben. Bevor ich den Unterschied zwischen lügen und stehlen verstand, begriff ich bereits, dass ich nicht ehebrechen durfte, fand mich selbst zu jung dazu. Früh wurde einem der Verstand getrübt. Mystische Heiligkeit wurde dem Brot unterlegt.

Papa bekam einen Tobsuchtsanfall, als ich ihm übermütig eine Sechscherschippe, um die er gefragt hatte, über'n Tisch zupfefferte.

Religion lebte komplizierte Doppelleben: die Eltern glaubten Freidenker, gläubige Atheisten, moderne Juden zu sein, erhaben über primitivem Aberglauben; doch wir Kinder hatten unglaublichen Unsinn als ewige Wahrheit hinzunehmen. Ich bin noch keinem Menschen begegnet, dem ich habe glauben können, dass er an Gott glaube; wohl vielen, die es einen glauben machen wollen. Religion als Taschenspielertrick, mit höheren Mächten einträgliche Beziehungen zu unterhalten, Vorsehungen zu bestechen, ein Auge zuzudrücken, Religion als Gleichung mit dem Unbekannten, als «Perfect crime» des Seelenspiessers.

Jeder weiss, dass derselbe Gott, der die stärkeren Armeen siegen lässt, nur dem hilft, der sich selbst hilft. Ich wollte diesen senilen bigotten Judengott nicht walten lassen, der uns auserwählt hat, ermordet zu werden, dazu noch von dummen Gojims. Ich wollte diesen geisteskranken Verbrecher entlarven und entthronen, wollte ihn zwingen, mitsamt seinem Herrn Sohn abzudanken, denn er war seiner Aufgabe nicht gewachsen: seine Schöpfung ist ein Kunstfehler. In höchst verdächtiger Allwissendheit lässt dieser Sadist, der alle Perversitäten auf dem Gewissen hat, die Menschheit leiden. Wäre ich allmächtig, allgütig, allwissend, ich hätte weder Bucklige noch Lustmörder erfunden. Dieser ewige Rabenvater im Himmel behandelt uns, sein auserwähltes Volk, wie Auswurf. Wie benimmt er sich zu unauserwählten Völkern? Sollten wir etwa aus Angst, damit ers nicht nochschlimmer treibt, vor ihm auf die Knie fallen?

Wir Kinder mussten selbstverständlich beten, da half kein Sträuben. Das Tischgebet rasselten wir in einem einzigen Atemzug runter: *Liebergotthabdankefürspeisundtrankamen!* Das Gutenachtgebet hingegen wurde mit gefalteten Händchen und geheuchelter Demut möglichst in die

Länge geflüstert, um den Tag noch etwas auszudehnen, belohnt mit einem Gutenachtkuss: *Ich bin klein mein Herz ist rein soll niemand drin wohnen als Gott allein Amen!* Danach durften die Hände rätselhafterweise nichtmehr unter die Bettdecke. «Warum?» «Weil der Liebegott es ungerne sieht!» «Warum?» «Darum, ungefragte Kindergehören unter den Tisch, wer viel fragt bekommt wenig Antwort!»

Mich faszinierte an Gottesdiensten, zu denen ich an der Hand von Grosseltern und Dienstboten verschleppt wurde, der Geschäftsteil: Klingelbeutel mit Ablassbrief. Später, im Puffbetrieb der rue Chabanais, begriff ich beim Nationalcashregistergeklingel die Wahlverwandtschaft von Liebe und Kasse. Religion is a fortune. Himmelhochstapelei von allerhöchster Hand manipuliert, Bauernfängerei, Blackmail an Einfaltspinseln, die selig sind, geistig arm zu sein. Der Papst lebt herrlich in der Welt, der Gläubiger lebt von den Millionen der Gutgläubigen. Amen!

Die wirklichen Heiligenbilder meiner Jugend waren mit des Kaisers Profil geschmückte Goldstücke: Gold beherrschte die Welt: wo Du nicht bist, Herr Organist, da schweigen alle Flöten! Geld war unaussprechlich heilig. In Gegenwart der Kleinen wurde prinzipiell nie, das heisst immer über Geld gesprochen. Dabei wurde regelmässig ein geheimnisvoller Geschäftsfreund namens Saldo erwähnt, den ich nie kennengelernt habe. Im Notfall jedoch, und das war täglich bei Tisch, bedienten sich die Eltern der geheimen Auszeichnung von Jordan & Blumenfeld (Utvor-zichd, U = 1, T=2, usw.), die mir bald geläufig war.

«AAAliss, die faule Sau, hat sich bei Herpich einen Breit-schwanz für T Mille geleistet, wer steckt dahinter? Wer hält sie aus? Wessen Verhältnis ist sie?» Verwirrende Doppelsinne, auch ich sah gern nach ihren Verhältnissen (Proportionen), trotzdem ich sie nicht aushalten konnte. Man lebte in guten Verhältnissen («Dank sei Gott kann ich von mir sagen, dass ich in Verhältnissen lebe, dass mein Ver-

hältnis von mir sagen kann: Gottseidank!», sagte Pallenberg in der «Sache mit Lola.») «Is se verlobt? Gegen wen? Was bekommtse mit? Eine Neigungsehe? Wo hamsesich kennengelernt? Unterm Schattjen (jüdischer Heiratsvermittler) Kastanjenbaum! Massel und Broche (Glück und Segen!)!» Aaliss, das faule Ding war Filialeiterin eines klandestinen Schirmladens von Papa in der Tauentzienstrasse. Aaliss, eine vollbusige Wespentaille, war beinah die einzige «geschiedene Frau» (*schuldlos geschieden!*) meiner Jugend. Bei Nennung ihres Namens wurde gelächelt. Diese Hexe von Endor roch nach Zimt, Nelken, ägyptischen Zigaretten, parfümierten Schweissblättern und allen andern unanständigen Wohlgerüchen. Hinterm Laden in ihrem muffigen Zimmerchen stand ein verrunzeltes rotes Plüschsofa, das sichtlich soviel durchgemacht hatte, dass es mir leid tat. Sonntagvormittags war der Laden offen, obwohl niemand je sonntags einen Schirm kauft. Papa ging hin, den Umsatz vom Sonnabendverkauf einzukassieren. Davon bekam Mama Wirtschaftsgeld. Es ärgerte mich, aus der Hand dieser Dame zu fressen. Dazu musste ich lange vorn im Laden warten. Papa fand es angemessen, dass sein Sohn sich für Schirme interessiere. Stundenlang rechnete er hinten bei verriegelter Tür mit ihr ab. Wenn er dann endlich atemlos verärgert, über unbefriedigende Geschäfte stöhnend rauskam, sah Aliss, ramponiert aus, als hätten sie sich geschlagen.

Verlogen spielten sich die Eltern als schuldlose Opfer des Sündenphallus auf und versteckten ihre Scham hinter einem Wall von Geheimnissen. Geheimnisse sind Macht, darum dürfen Kinder keine haben, müssen den lieben Eltern immer sofort alles erzählen, damit die was zum tratschen haben und sich in der Öffentlichkeit mit ihrem tiefen Einblick in die Kinderseele wichtig tun können. Bevor man reif ist für eigene Geheimnisse, muss man hinter die der Grossen kommen: man hat sich hinter Vorhängen zu verbergen, an Wänden zu lauschen, durch Schlüssellocher zu

kucken, («den Unterschied von Mann und Frau, sieht man durchs Schlüsselloch genau», Ringelnatz), und aus Bewegungen von Nachtschatten zu kombinieren, was im Elternschlafzimmereigentlich vorgeht. Beim ersten verdächtigen Geräusch presste ich mein Ohr ans Schlüsselloch, um zu entdecken, dass die Nacht ihre eigene Akustik hat. Oder sollte es tieferliegende Gründe haben, dass Mama nachts eine Oktave höher, Papa eine Oktave tiefer flüsterte? Coloraturo contra basso buffo. Wahrscheinlich sprachen sie nachts in Geheimschrift. (Lange bevor ich schreiben konnte, interessierte ich mich für sympathetische Tinten: Pipi plus Zucker erscheint, wenn erhitzt, braun auf Papier. Vorzüglich um geheime Botschaften, sogenannte Palimpseste, aus Kerkern zu schmuggeln).

Sechs war für mich eine Zahl, Wahl, Qual: $\text{sex}+6 = 12$. Ich wusste vom Sexuellen, dass es aus einer exkrementalen Sauerei bestand, einer Hinterlist, deren sich Mütterchen Natur bedient, um die Schweinebande Menschheit à tort et à travers am Leben zu erhalten. Existenz als niedrigste Form des Daseins. Besonders unanständig war der Körper zwischen Nabel und Knie. Haare waren fragwürdig, der Busen der Frau abhängig, der des Mannes sinnlos, Verdauung war grauenvoll unappetitlich, unsittlich. Geschlechtsverkehr war für Hunde und Unterlassen. Von vornherein stand für mich fest, dass meine Eltern sich nie zu dergleichen Perversitäten, unvereinbar mit jüdischem Familienleben, hätten herablassen können. Sie waren zu hochstehend, geschlechtslos, wie Engel. Das weniger hochstehende Bidet im Elternschlafzimmer wurde mir als Fussbadewanne vorgestellt und blieb es sein Leben lang. Lügen haben kurze Beine.

Mama hielt sich für eine unübertreffliche sexuelle Aufklärerin. Als ich nicht mehr an den Klapperstorch glauben wollte, versprach sie mir als Geschenk zu meinem neunten Geburtstag die vollste Wahrheit – und hielt Wort. An der Krone des wie immer etwas zu trockenen Geburtstags-

baumkuchens baumelten, von ihrer eigenen Hand in gothischer Zierschrift kalligraphiert, Ludwig Fuldas aufschlussreiche Verse:

«Wir wissen nicht woher wir stammen
Wir wissen nicht wohin wir gehn
Wir finden uns im Raum zusammen
Bevor wir in der Zeit vergehn!»

Darunter: «Fortsetzung folgt nächstes Jahr! Mutti!» Im nächsten Jahr schob sie die Enthüllung des verschleierte Bildes von Sais abermal auf und verkroch sich hinter das mir so verhasste antienzyklopädistische Lohengrin-Gralmotiv «Nie sollst Du mich befragen!» Sexualwissen war für Sexualwissenschaftler, Professor Magnus Hirschfeld oder Professor Krafft-Ebing, nicht fürs breitere Publikum, geschweige denn für Kinder. Glücklicherweise sah ich im selben Sommer am Ahlbecker Strand eine Frau mit einer entsetzlichen Rückennarbe aus den Fluten tauchen und wusste, woher wir kommen.

Von seiner alljährlichen Schirmeinkaufsreise nach Paris brachte Papa ausser grotesken Spitzensonnenschirmen, unter denen Mama sich geniert auf der Strasse zu zeigen hatte, hellgrünes Toilettengelée von Roger & Gallet und «Quelques Fleurs» Parfum von Houbigant. Es roch nach «ich weiss was, was Du nicht weisst:» ein Gesellschaftsspiel um Wissen, Besitz, Liebe. Dazupassende Theatergläser mit Perlmutterkomplexen. Hinter alldem steckten neue Geheimnisse: Tränen, Komödien, Versöhnungsfeste. Bei Tisch wurde Erotisches diskret auf französisch verschleiert. Die Eltern sprachen, ohne sich zu verstehn, schlecht und recht affektiert französisch und kamen sich raffiniert pikant vor. Mama glänzte mit: «öfföff kelacksche!» Ei ei, was seh ich! Früh folgerte ich, Erotik sei ein schlüpfriges Geheimnis wie Toilettengelée mit Paris verbunden. Accentaigu Lächeln zu einem Accentcîrônflêxe Doppelsinn,

hauptsächlich für Männer, da Weiber näherbesehn kein Geschlechtsteil haben.

Ich hatte also die Sprache der Liebe zu lernen. Zu diesem Zweck verliebte ich mich in Annies französische Gouvernante Mademoiselle Réséda Ansermier, dreimal wöchentlich nachmittags. Sie duftete wie ein dralles Maiglöckchen, trug überall offen und versteckt Grübchen, und verbarg einen lustvoll beweglichen Busen kokett hinter Spitzenjackets, die ich gern ordnete, um so spielend französisch zu lernen. Auch lehrte sie mich, die Lebenswurzel an ihrem Genick zu finden. Dabei musste man sehr vorsichtig sein, es nicht zu brechen, aber auch nicht kitzeln. Im Handumdrehn lernte ich französisch, wie man es in Lausanne spricht. Mademoiselle Réséda Ansermier sagte, es sei besser als das von Paris. Hunger ist der beste Koch, Liebe die beste Lehrerin, nicht nur Sprachlehrerin. Am Tag, an dem Mademoiselle uns verliess, verliess mich auch mein Französisch.

Als zehnjähriger Revolutionär schmiss ich männlich mit Nietzsche um mich. Mamas Respektstage machten mich respektlos. Anlässlich ihrer allmonatlichen Migränetränen predigte ich: «Wenn Du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht!», worauf sie zu einem harmlosen Rohstöckchen griff, dem Schnodrian die Flegeljahre auszutreiben. Einmal postierte ich mich fingerdrohend vor Papa mit der Forderung, sich nicht fort, sondern hinauf zu pflanzen. Da glotzte er mich freundlichen Froschauges an und tippte lachend an seine Stirn: «Idjoooot!». Unvoraussagbar, ob ich wegen meiner Berliner Schnauze einen gerührten Kuss oder eine gehörige Tracht Prügel kriegen würde. Die Inkonsequenz der Eltern war anziehend. Geschlagen haben sie mich selten, doch immer ungerecht und im falschen Augenblick, unter dem Motto: «Wer nicht hören will muss fühlen!»

Einmal jährlich habe ich meine Eltern aus folkloristischen

Gründen verhauen dürfen. Am ersten Mai krochen wir morgens ins brutwarme Elternbett. Abends zuvor hatte Hausdiener Hermann Zweige mit zartgrünen Blättchen gebracht, zu kleinen Ruten gebunden, mit denen wir die Eltern stäupen durften. Mir wars zu symbolisch, die Ruten waren zu klein.

Warum müssen Eltern wortbrechen? Warum haben Eltern so grässliche Freunde? Warum sind Eltern langweilige Wiederkäufer, die immer nur widersagen, was sie immerwieder gesagt haben? Warum gehören Eltern immer vorigen Generationen an? Warum sind sie unmodern, veraltet, peinlich verkalkt? Meine Kinder stellen dieselben Fragen. Es fiel mir nicht auf, dass meine Eltern ausschliesslich mit Juden verkehrten. Wahrscheinlich merkten sie es selber nicht. Nicht etwa mit dreckigen ostjüdischen Polacken oder Galiziern, sondern mit unseresgleichen: grossstädtischen, weltgewandten, zivilisierten deutschen Israeliten (ein Israelit ist ein verschämter Jude, ein Jude ein unverschämter Israelit), die nichts von Religion wissen wollten. Dabei verachteten sie jeden abtrünnigen Glaubensgenossen, der ein «Eintrittsbillet in die europäische Kultur» (den Taufschein) erworben hatte («schmadden hat er sich lassen!») Höchst selten verlief sich ein Goi in unsre Wohnung. Dann wusste man sich überhaupt nicht mehr zu benehmen. Ausländer waren Sehenswürdigkeiten, die man mit albernen Ehren überlud, da man sich nicht mit ihnen verständigen konnte. Um die Verständigung aller Völker zu beschleunigen, lernte Mama Volapük, ein Esperanto, das man nach sechs Stunden fliessend sprechen konnte. Leider konnte es niemand verstehn. Zwischen 1897 und 1913 brachten folgende Ausländer Glanz in unsre Hütte: eine echte Belgierin, Eujeentje Paradis aus Bruxelles (geborene Wolf aus Köln), eine echte Französin, Rosa Lion aus Lille (geborene Cohn aus Essen), die hatte einen Star mit Brille und einen Sohn André, auch mit Brille. Onkel Louis Cohn, der echte Onkel aus Amerika, Sait Lake City, Utah

(geboren in Dobrizijn an der Drina), Grosspapa sprechend ähnlich, kam alle fünf Jahre «übern grossen Teich», mit seiner Frau, Tante Harriet, mit falschen Zähnen zum Rausnehmen, made in U.S.A., und Tochter Edna, zwei Meter hoch, die im Mormonentabernakelchor sang und unverheiratet war. Das war unsere internationale Welt. Um uns unsichtbare Mauern; die Welt ist ein Getto: borghetto. Vergnügte Parias in splendid isolation. Die Eltern wiegten sich in Illusionen: ein Jahrhundert der Emanzipation hatte für immer den Gettogestank und das Pogromgespenst aus Deutschland nach Osten vertrieben, wo es hingehörte. So verblendet vegetierten wir im dunkelsten Mittelalter. Heine hatte im «Wintermärchen» Deutschland eine Latrinenzukunft vorausgesagt. Grillparzer prophezeite 1850: «Der Weg der neueren Bildung geht von Humanität durch Nationalität zur Bestialität». Ich war kein Prophet: selbst hinterher wollte ich nicht vorausgesehen haben, dass die Vernichtung von sechs Millionen Juden im Namen des Deutschen Volkes zur Grossindustrie werden konnte. Alles wurde verwertet: ausgebrochene Goldzähne, Frauenhaar, Kinderhirn, Kadaverseife. Sechs Millionen, die ich keine Sekunde vergessen kann und will, selbst wenn ich dem schönsten deutschen Mädchen in die Augen sehe. Die Angstträume meiner Kindheit, in denen die Deutschen mich zu Tode quälten, waren kein Verfolgungswahn, wie meine Eltern mir beruhigend einzureden versuchten, sondern germanische Wirklichkeit.

Iwan

Auch damals machte Russland in Pogromen. Grosscousin Iwan (ein Schwestersonn von Grosspapa Henrys Stiefbruder Itsche aus zweiter Ehe mit der Base einer Muhme) hatte sich 1906 aus Dobrizijn an der Drina nach Berlin geflüchtet, wo der Mischpoche nichts andres übrig blieb, als ihn mit verächtlichfreundlicher Zurückhaltung aufzunehmen. Sonntags durfte er sich bei uns sattfressen, wobei man ihn bei jedem Happen schmecken liess, wieviel feiner wir Berliner Juden waren als die dreckigen Tefillenträger aus dem Osten (er trug gar keine Tefillen). Welche Gnade, dass er, der mauschelnde Schnorrer (er mauschelte nicht, er schnorrte nicht, doch er roch seltsam), an unserer Tafel sitzen durfte statt beim Gesinde in der Küche. Ich fand es unverzeihlich, wie untertänig der Vierzehnjährige alles hinnahm. Er bekam ein klägliches Taschengeld in Papas Schirmfabrik, wo er Spazierstöcke in ein Musterbuch zu zeichnen hatte. Dazu legte er einen Spazierstock auf ein Blatt, zeichnete den Umriss und kolorierte eigenhändig das Kunstwerk, unvergleichlich schöner als der Stock selbst, denn: Iwan war ein Künstler. Sonntagnachmittags zuhause malten wir zusammen Wasserfarbengemälde. Welche Lust! Ich gab die Idee, er das Talent: Berge, sich im Bergsee spiegelnd, Rügens Kreidefels, der Königsstuhl, sich bei Sonnenuntergang in der Ostsee spiegelnd. Malend erzählte Iwan, wie die Kosaken vom Pferd runter mit der Nagaika die Juden gepeitscht hatten. Kunst war das Gegenstück zur Knute, ich verfiel der Kunst. Bald konnte ich allein Felsen malen, die sich in Wässern spiegelten. Mit fünfzehn bekam Iwan automatisch seinen Ausweisungsbefehl als «lästiger Ausländer», emigrierte nach

Amerika und lebt heute als geiziger, vermögender Engländer in Liverpool: Sir Irving Sommerfield, vormals Irving Saturday, vormals Iwan Sonnabend, vormals Jitzrock Schabbes. Alle paar Jahre kommt er nach New York, unterwürfig, wie vor sechzig Jahren, obendrein etwas beleidigt. In ihm beobachte ich mich im Urzustand, als Gorilla zwischen Sündfluten Kulturen durchkletternd.

Wilhelmstrasse 140

Unser Haus war der ideale Hintergrund für wilde Mysterienspiele: Raub, Mord und Totschlag. Zwei Häuser hufeisenförmig um einen Hof rum aneinandergelagert. Am Vorderhaus der Vorderhof, am Hinterhaus dagegen der Hinterhof. Jedes der Häuser masste sich an, Vorderhaus zu sein. Man spielte Höfling, machte sich gegenseitig höflich den Hof, hofierte sich, verachtete sich: Gesellschaft. Jeder Hof hatte seine eigene Hofsprache, seine eigenen Hofnarren. Mit Recht sah der Vorderhof, in dem die Plumpe stand, verächtlich herab auf den Hinterhof. Alfried Rektors Vater zum Beispiel war Ajentenscheisser und wir hatten einen Taubstummen Otto Jakobi, der konnte beinahe sprechen und war sehr stark, während der Hinterhof nur einen Buckligen mit schlechtem Charakter aufzuweisen hatte, aber Admiral von Tirpitz kam öfters heimlich Admiral von Holle besuchen. Heiterbucht und Schmachsund aus Strindbergs Traumspiel, getrennt und verbunden durch den Garten, umzäunt von einem Lattenzaun (mit Zwischenraum hindurchzuschauen), an dem man sich jede Hose, alt und neu, zerriss. Der Garten wurde noch verkleinert durch ein Gartenhaus, welches sich an das Vorderhaus lehnte. Der Garten selbst bestand aus einem halben Nussbaum, dessen bessere Hälfte morsch abgefallen war. Seine Wurzeln bildeten die Wurzeln des Vorderhauses. Eine spärliche Rüste lieferte die des Hinterhauses. Herr Hermann Sendtke, unser Portier, hatte mich dies gelehrt, denn ich war sein Liebling (Papa gab ihm Trinkgeld dafür). Herr Sendtke gröhlte schöne Lieder: «Das schöne Kleid, das weisse, und hintendran hackt Scheisse!» «Dass Du mich liebst, das weiss ich, auf Deine Liebe schei..nt der

Mond!» «Was nützt des Menschen Ungeduld, wenn er sich nachts ins Bette pullt, was nützt des Menschen grosser Geist, wenn er sich in die Hosen scheisst.» Seine Lieder waren immer beschissen, wie die deutsche Volksseele. Aus einem Kellerloch am Tor des Hinterhauses, Königgrätzerstrasse 67, tyrannisierte er beide Häuser in Filzparisern mit seiner erlauchten Gemahlin, Frau Sendtke. Sie nährten sich von Wasserhasen und Stinkkäse. Durch eine Fensterluke beobachtete er, wer schellte, und öffnete nur dem, der sich mit Trinkgeld seine Gunst erkaufte. Dies Durchgangshaus verkürzte einen Umweg. Gern übernahm ich den Posten des Zerberus: streng und gerecht. Allen ausser mir, war das Betreten des Gartens untersagt. Im Herbst gabs ein paar Wallnüsse, das Köstlichste, was ich je gegessen habe. Herr Sendtke wollte mich verleiten, dazu Regenwürmer zu essen. Obwohl er mich einen Feigling schalt, konnte ich's nicht übers Herz bringen. Dabei zeigte er mir wie Blut rausspritzt, wenn man sie zerquetscht, und wie jedes Stück, wenn man sie zerschneidet, weiterlebt: ewiges Leben. Das Gartenhaus bestand nur aus einem Zimmer. Vierteljährlich, wenn der Mietzins fällig war, wohnte der junge Herr Püschel, unser Hausbesitzer, in demselben. Er war Pfarrer in Prenzlau und war Herrenhuter und Johanner Ordensritter. Ein grosser Feistling, der immer düster vor sich hinsah, nur zu mir lächelte er einladend freundlich. Ich durfte in sein Zimmer kommen und spielen, wenn er Quittungen schrieb. Die Gardinen waren immer zu. Im Halbdunkel hing ein ganz dünner schwarzer Degen mit kreuzförmigem Griff, der mich hypnotisierte. Einmal, als ich aus dem Garten eine Nuss holen wollte, rief er mich in sein Zimmer. Da stand er in einem riesigen schwarzen Samtcape mit aufgenähtem weissen Kreuz und hatte einen grossen schwarzen Krempehut mit runterbaumelnder Straussenfeder, wie ein Märchenritter zum Anstaunen. Ich fragte: «Warum trägt eigentlich ein Herrenhuter einen Damenhut?» Da lachte er komisch und liess mich seinen

Säbel halten. Als ich ihn bescheiden bat, mir denselben zu schenken, schlug er seinen Ordensrittermantel auf und stand verkleidet da, im Korsett mit Spitzenhosen, wie Mama. Ich musste über diesen Scherz lachen und erschrak zugleich. «Wenn Du den Säbel haben willst, musst Du ihn Dir hier aus meiner Scheide holen.» Er war gar nicht mehr freundlich. Es fing an mich zu langweilen und ich sagte, Mama warte auf mich zum Vesper. Er drohte: «Wenn Du aus der Schule plauderst, was wir hier gespielt haben, dann bist Du ein Lügner und wirst mit diesem Säbel totgestochen.» Seitdem war mir der junge Herr Püschel nicht ganz geheuer.

Im Durchgangshof standen zwei Müllkästen, die tagsüber mit stinkenden Abfällen und rauchenden Schlacken überfüllt wurden. Morgens, nach Leerung durch zwei aschfarbige mythologische Riesenmüllkutscher mit heroischen Lederschürzen, lehrte mich mein angebeteter Portalrat Sendtke eine edle Parforcejagd. Fachkundig, wie in allem, was er tat, liess er die Mäuse und Ratten der letzten Nacht aus den Fallen in die hohen runden Eisentonnen springen. Feierlich bewaffnete er mich mit einer viel zu schweren Eisenstange und hob mich an den hohen Tonnenrand, von wo aus ich die armen Biester mit dem schweren Brecheisen zermahlen sollte. Es sah einfacher aus als es war, denn sie rannten um ihr zähes Leben und ich war zu schwach und ungeschickt, mein Mordinstrument zu manipulieren. Um mich für meine Tollpatschigkeit zu strafen, schleppten die blutigen Schädlinge ihre rausgequetschten Eingeweide verzweiflungsvoll quietschend hinter sich im Kreis herum und Herr Sendtke wurde wütend. Ich musste ihn um Verzeihung bitten, dann wippte er sich wieder gemütlich ne Priese in die Neese, gab mir auch einen Schnupf, führte mir hilfreich die Hand und spaltete fachmännisch jedes Tier mittendurch, wobei er lachend bemerkte: «So sollen die Judenratten, das Ungeziefer des Menschengeschlechtes ausgerottet werden! Und Du Erwin wirst ein deutscher

Mann!» Ich traute mich nicht, den Eltern davon zu erzählen, sie würden entweder böse auf Herrn Sendtke sein, oder mir nicht glauben, oder mich bestrafen. So hielt ich besser meinen Mund. Von dieser deutschen Männlichkeit war ich fasziniert angeekelt. Erster Einblick in den Sport des Génocides. Einmal sogar versuchte Herr Sendtke, als er besonders angeheitert war, mich mit der Eisenstange zu erschlagen. Unten im Vorderhaus war nämlich eine Durschtillation, da kümmerle er oft und gern. Als er mit der Stange kam, dachte ich, er mache Spass, als er mich aber in den Müllkasten werfen wollte, rannte ich weg.

Vor den Müllkästen standen, wie Galgen, die Teppichstangen. Da kloppten die Dienstmädchen, die Staubtücher eng ums Haar gewickelt, mit Teppichklopfern stinkende Staubwolken aus uralten Persern. Einmal organisierte ich für die Knaben beider Häuser ein Wettpinkeln über die Teppichstangen, wobei die Mädchen (um sie vor Minderwertigkeitskomplexen zu bewahren) als Schiedsrichter fungieren durften. Schon eine Stunde zuvor hatten wir Jungens uns ordentlich mit Brauselimonade vollgepumpt (wo nichts drin ist, kann nichts rauskommen). Gerade war ich dabei, alle Welthöhenrekorde zu schlagen, da kam, feige von hinten, Mama und zerschlug auf meinem Hintern einen nagelneuen Spitzensonnenschirm zu Splittern. Herausfordernd drehte ich mich um und bat sie vor allen Kindern: « Bitte schlag mich doch nochmal, wenn's Dir solchen Spass macht!» Beschämt zog Mama ab. Blamage für Jordan & Blumenfeld. Mama hatte eine Sammlung von über hundert Regen- und Sonnenschirmen.

Auf dem Hof übten wir soziale Unterschiede: Kaiser, König, Edelmann, Bürger, Bauer, Bettelmann, spielten Räuber und Gendarm, Geheimpolizei, Herr und Sklave, Zeck und Verstecken, Murmel, Kreisel, Trudelreifen, fliegender Holländer und Indianer. Mein Interesse für Knallerbsen, Stinkbomben, Juck- und Niespulver war negativ. Eine Leidenschaft für Flitzbogen will ich nicht ableugnen.

Wir hochherrschaftlichen Kinder der herrschenden Klasse absolvierten höhere Lehranstalten. Höhere Töchter besuchten höhere Töchterschulen. Koedukation gabs noch nicht. Höhere Knaben holten sich als Gymnasiasten mit der Obersekundareife das «Einjährige», hatten damit als «Einjährigfreiwillige» nur ein Jahr zu dienen und konnten Offiziere werden, befehlen. Proletenkinder gingen auf Gemeindeschulen, wonach sie drei Jahre lang als hunds-gemeine Muschkoten dienen mussten, um danach besten-falls Briefträger, Hausdiener, Rollkutscher, Strassenfeger, Fabrikarbeiter, Verbrecher oder Bettler zu werden. Die Welt stand ihnen offen.

Der Vorderaufgang war «Nur für Herrschaften! Bediente haben die Hintertreppe zu benutzen!» An der Vordertür klingelte man elektrisch mit einem Fingerdruck auf einen Knopf, die Tür sprang auf und der Vorderaufgang strahlte in überbetonter Sauberkeit mit von blitzblanken Messingstangen gestrafftem Läufer. An der Hintertür zog man an einer Strippe und es bimmelte. Die dunkle Hintertreppe verkam im Dreck. Wir Kinder hatten hintenrum zu gehn, wurden den Dienstmädchen in die offenen Arme getrieben. Vorne gabs Kalbsbraten, hinten in der Küche Schweinernes. Seit allerfrühesten Tagen hatte ich einen Hang fürs Küchenpersonal (ein jeder Jüngling hat nunmal), das gegen die Elterntyrannei revoltierte; und einen Abhang gegen Kinderfräuleins, die aufwärts schielend selbst bald Herrschaft werden wollten. Dienstmädels hatten keine Zukunft; Zigeunerinnen lasen sie ihnen aus den Händen.

Mama liess mich mit zweieinhalb zum erstenmal allein und ging unbesorgt auf die Reise. Das sollte ihr schlecht bekommen. Die Dienstboten indoktrinierten mich. Als Mama nach einer Woche zurückkam, sollte ich sie in vollem Ornat (Sonntagsanzug) an der Vordertür empfangen. Ich gab vor, sie nicht zu kennen: «Jehn se weg Olle, se sind

doof!» Mama gelobte reuevoll unter Migränen, mich nie wieder allein zu lassen.

Als ich vier war, wurde eines schönen Morgens der Geldbriefträger im Bett unserer Köchin Olga Ziem von einem Schlaganfall hinweggerafft. Der Ärmste hatte nichtmal seine Hose an. Die Seeges (Dienstmädchen) schliefen zu dritt auf dem Hängeboden-eine Art Hundehütte mit Fensterluke – zu dem man von der Küche aus auf einer Hühnerleiter klettern musste. Ich dachte, er hiesse Hängeboden, weil man sich da erhängt. Da ein Erwachsener in diesem Verschlag nicht aufrecht stehen konnte, war man zum Liegen gezwungen. Schwer vorstellbar, wie drei gesunde Brocken auf den zwei Eisenbettstellen schlafen konnten. Dafür warsdaoben immer schön warm, volle Nachttöpfe standen rum, es stank bombastisch nach Menschenvieh. Herr Geldbriefträger Schulz trug einen respekteinflössenden Vollbart (Van Gogh hat ihn gemalt) nebst einer Stahlbrille. Er hatte mich gern und liess mich auf seinen Knien Hoppehoppereiter spielen, mit seinem Bart als Pferdeleine. Die Aufregung mit Geschrei und Polizei, die in meiner Gegenwart die Geldbrieftasche versiegelte, war grossartig. Der wirklich geheime Sanitätsrat Doktor Saatz wurde hinzugezogen. Der wohnte uns gegenüber Hochparterre rechts (rechts war feiner als links!) und hatte ein Verhältnis mit der berühmtesten Hofschauspielerin Amanda Lindner, worüber seine Frau unausgesetzt in ein Spitzentaschentuch weinte, wobei sie mir vertraulich aufregende Geschichten von Wassersnöten erzählte, in denen Wiegen schwammen. Neugierige Nachbarn und Krankenwagen gingen ein und aus. Obendrein wurde die Köchin Olga, alsob sie noch nicht genug Verdruss gehabt hätte, mit Ach und Krach rausgeschmissen. Mama wuchs über sich selbst hinaus, überwirklicher als Papa wies sie mit ausgestrecktem Finger, streng und unwiderruflich, wie die ewige Gerechtigkeit, auf die Tür und schrie: «Da ist die Tür!» Der tote Geldbriefträger, eine anerkannt schöne Leiche, sah so

ernst aus, und alle im Haus grinnten. Für mich ein Mysterium. Echte Rätsel haben keine Lösung. Ich versuchte, das Los der armen Dienstmädchen zu bessern, indem ich ihnen hinterbrachte, was die Eltern bei Tisch über sie sagten. Wenns nicht genug zu berichten gab, erfand ich, denn ich wusste genau, was die Eltern hätten sagen können. Ich erfand, log und litt unter diesen atemberaubend gefährlichen Intrigen. Und ich genoss es. Denn es war stärker als ich: ich hatte den Unterdrückten beizustehn gegen die herrschende Klasse und hatte wie ein Journalist täglich Neuigkeiten zu liefern. Ich liebte die Mädchen, die den Busen hatten, der Mama fehlte, und den Mut, der mir fehlte, frech zu Mama zu sein. Um mein Gewissen zu beruhigen, hatte ich dann und wann auch meiner Mutter zu hinterbringen, was die Küche über sie dachte. So wurde ich Doppelagent. Aus dieser Hintertreppenkultur keimte eine aufregende Hintertreppenerotik. Unwiderstehliche Kolporteurs verkauften an der Hintertür Hintertreppenromane, deren wöchentliche Lieferungen die Mädchen verschlangen. Auf diesem Misthaufen blühte die deutsche Literatur der Jahrhundertwende. Ella Tiersch (nur Papa durfte sagen: Tierscheisstsie) hatte den wunderbarst weichen wackligen Wabbelbusen der Welt und dazu einen wabbligen Wackelpopo. Sie lehrte mich ein Geduldspiel, zum Dank für geheime Neuigkeiten, das nur auf dem Hängeboden gespielt werden konnte, und nur, wenn die Eltern beide aus waren. Amalia sang Schmiere in der Küche: wenn sie still wurde, nahte Gefahr! Nach den Spielregeln versteckte Ella an einer sehr geheimen Stelle ihres Körpers, zum Beispiel ihrem Dutt, einen Sechser, den ich zu finden hatte; deshalb hiess dieses Spiel nämlich «Pinkelsechser». Sie legte sich auf ihr unaufgemachtes Bett (da niemand je in diesen Olymp kletterte, nahm niemand sich je die Mühe, die weissrotkarrierten Betten, die einmal monatlich frisch bezogen wurden, ordentlich aufzumachen). Hatte ich endlich die Münze gefunden, bekam ich einen

Kuss und durfte sie behalten. Ich wusste natürlich immer ganz genau, wo sie war. Da Suchen soviel seliger war als Finden, suchte ich lange und gründlich und überall, wobei ich die interessante Entdeckung machte, dass die Frau mehr Schlupfwinkel aufzuweisen hat als der Mann. Danach vertauschten wir die Rollen: ich musste mich aufs Bett legen und Ella suchte. Die konnte nie was finden. Oft wurde es zu kitschig, denn man durfte weder lachen noch sprechen, wer sprach, hatte verloren. Nachdem wir unermüdlich bis zur gegenseitigen Ermattung Pinkelsechser gespielt hatten, erfand Ella eine das Suchen erschwerende Variante: man musste sich erst gegenseitig ausziehen, da es ersichtlich viel schwerer ist, ein Geldstück am blossen Körper zu verstecken. Einmal gut versteckt ist es kaum zu finden. Da es kein reines Glücksspiel war, sondern Fingerfertigkeit mit Nachdenken, habe ich es immer gefunden. Beseelt vom Ehrgeiz, geschickt zu sein, bin ichs beinah geworden.

Uhrmacher Gieritz

Uhrmacher Gustav Gieritz trug einen schwarzgewachsenen Spitzbart (wie Robert der Teufel), ein Glasauge (wie alle Uhrmacher), ein Holzbein und zwei dazugehörige Krücken. (Es ist unwahr, dass ich diese Krücken im Keller versteckt habe!) Gern sah ich ihm zu, wenn er am offenen Fenster an der Strasse Uhren reparierte. Er sprach wenig, aber einmal schmierte er mir urplötzlich und völlig unerwartet, ohne den geringsten Grund, einen schleimigen schwarzen Popel aus seiner Nase auf meine Hand. Das erzählte ich weinend meinen Eltern. Als am nächsten Sonntagmorgen die Klingel läutete, wusste ich, dass es der Satan war: Gustav Gieritz, im schwarzen Bratenrock mit gestriegeltem Spitzbart, Holzbein und Krücken. Er sagte ernst, dass ich ein Lügner sei, und dass er mir auf sein heiliges Ehrenwort keinen Popel aus seiner Nase angeschmiert hätte. Dann schlug er sich mit der Faust auf die Brust und fragte: «Sehe ich Ehrenmann so aus, als ob ich einem frechen kleinen Judenlummel einen Popel aus meiner Nase auf die Hand schmieren könnte??» Meine Eltern verneinten, liessen mich im Stich. Ich fand, dass er wohl so aussah, aber er sprach mit einem solchen Brustton der Überzeugung, dass selbst ich zu zweifeln anfang. Als er weg war, lachten sich die Eltern so tot über diese Sonntagskomödie, dass sie sich nicht dafür interessierten, ob sie ihm oder mir glauben sollten. Ich fand daran gar nichts komisch und dachte lange darüber nach, ob Wahrheit eine glaubhafte Lüge, Lüge eine verkrüppelte Wahrheit sei, oder ob beide dasselbe wären: ein Spiegelbild mit umgekehrten Vorzeichen. Warum sollte sich der kleine Erwin solche Popelei ausdenken, aber auch: warum sollte Uhrmacher Gieritz so

hundsgemein sein? Die reine Wahrheit: er hat mit den Nasenpopel auf die Hand geschmiert. Damals schon gab es keine Möglichkeit, dies zu beweisen. Heut, nach sechzig Jahren, gibt es ausser mir niemanden auf der Welt, der Gieritz gekannt hat. Ich schwöre, dass die Geschichte wahr ist.

Schule

Im Anfang war das Wort. Welches Wort? Ich begriff, dass das nicht wahr war, nicht wahr? Im Anfang war das Spiel. Liebes Spiel. Liebeswortspielerei: «Ein Neger mit Gazelle zagt im Regen nie!» Hin und her, Dichtung (Schopenhauer soll dies ausgeknobelt haben). Sollte es gerade mit einem radegebrochenen Wort angefangen haben? Oder mit einem Wortwitz? Im Anfang kam das Wunder des Alphabets: $A + B = C$. Zu Endegutalleguterletzt kam das erste Wort. Mir fiel es schwer, anzufangen zu sprechen. Wenn ich *ich* sagen wollte, wurde *isch* ausgelacht. Was war was? Niemand wollte mir eine Antwort geben. Sie taten, alsob sie nicht wollten, aber sie konnten nicht. Was isst man? Was ist Mann? Ist man toll? Isst man eine Tollkirsche oder eine Kirche? Mit Wurm oder mit Turm? Heutnoch verwechsle ich feige Datteln und geile Feigen. Anfangs wollte ich im Sprachlabyrinth dieser Wortspielhöhle fast verzagen und dacht, ich lernt es nie. Warum muss ich sprechen wie die andern, die nie hinhören, warum darf *isch* nisch lissspeln, so süß für die Zunge? Warum darf *isch* nich meine eigene Schprache für mir alleine haben? Sprachen sind Geheimsprachen, die niemand versteht, sind unaussprechlich gefährlich, sagen nie, was ich sagen will. Sagens immernur ungefähr. Wie drückt man sich aus? Bin ich wirklich *ich*? öfters bin ich doch auch *meiner mir mich* und *mein*, nie *dein*. Bin ich immer derselbe? Wer weint da im Lachspiegel? Nicht ich! *Wer* steckt dahinter? *Isch* bin hier! Bin ich einmalig, einfach? Doppelt kompliziert? Vielfach? Werde ich im Spiel mit Trudelreifen je reifen? Es ist ein Reif gefallen. Hinfällig. Im Anfang gab mir das Wort, die drohende Sphinx, unlösbare Rätsel auf, an denen ich

denken lernen musste, oder untergehn. Das Wort zwang mich in Konventionen, lehrte mich lügen, lachen, leben. Lange dauerte es, bis es mich schprechen lehrte, länger noch, bis ich lernte, das Maul zu halten. Mangels Sprachtalent bin ich meiner Muttersprache treu geblieben, meinem Grossberlinerjahrhundertwendischen Mittelstandshochdeutsch (in welchem Jargon diese Kapitel geschrieben sein wollen). Als ich anfang zu lesen, waren Buchstaben und Worte Hieroglyphen. Wo war der Sinn? Den musste ich auf der Schule lernen. Ich konnte es vor Wissensdurst gar nicht aushalten, bis ich endlich mit sechs auf die Vorschule des Askanischen Gymnasiums geschickt wurde. Trotz Mamas Drängen habe ich morgens vor der Schule nie einen Happen runterwürgen können, aus Angst, wegen Zuspätkommens geschasst zu werden.

Unser Gymnasium war humanistischpreussisch (Russia mit einem P davor). Devot heuchelten die Lehrer und Schüler, an einem reformiertevangelischprotestantischen Herrn Jesus zu glauben. Sie glaubten nur an den Kaiser und an Erfolg. Die wahre Landesreligion war der alleinseigmachende Patriotismus. Das blosses Summen der Mar-seillaise wäre Hochverrat gewesen, die Internationale war undenkbar. Ein auf die Spitze getriebener Hass zwischen Lehrkörper und Gymnasiasten diente als Vorbereitung aufs Leben und Tod fürs Vaterland. Schüler und Lehrer hetzten sich gegenseitig in den Selbstmord. Beim Ausbruch des ersten Weltkriegs war jeder aufs Schlimmste gefasst. Grausamfreundlich begeistertes deutsches Heldenvieh, das erst für Wilhelm singend, danach Siegheil für Adolf ins Verderben gerannt ist. Ausser meinem Besten Freund Ravel habe ich keinen Jungen meiner Klasse je wiedergesehen. Wahrscheinlich sind sie alle tot. Für mich jedenfalls sind sie's: Albrecht, Allner, Arnold, Artz, Berendt, Bersu, Bissing, Blumenfeld, Davidson, Diederichs, Gerbode, Hagen, Hauss, Harvard, Heinrich, Herbst, Jakobson, Joseph, Kirsch, Klauer, Lademann, von Lede-

bour, Lebrun, Lilienthal, Makowsky, Nast, Niering, Orlt von Papart, Rahm, Roelofsz, Schattschneider, Schultze I, Schultze II (rothaarige Zwillinge), Seidenschnur, Storm, Völker, Warnatsch, Wolfheim und Zimmer.

Dass ich die Namen dieser vierzig Dreschochsen für immer im Kopf habe, ist meiner damaligen Notizbuchleidenschaft zu verdanken. Mein ganzes Taschengeld ging in kleine, in Kaliko oder Segeltuch gebundene Büchlein, von denen ich nie genug haben konnte. Für jeden Schüler führte ich ein Notizbuch, in das ich jede seiner Antworten mit plus oder minus eintrug. Ebenfalls verzeichnete ich, mit roter Tinte, jedes Prädikat jeder schriftlichen Arbeit jedes Schülers. Dies war meine Hauptschultätigkeit. Lernen war Nebensache. Ich ahnte, dass die Ungerechtigkeiten, die ich aus Märchen, Sagen und von Schwester Annie kannte, auch im Leben vorkommen, und wollte errechnen, warum Schüler vor- und nachgezogen wurden. Im ersten Schuljahr war ich der Beste der Klasse. Betragen: lobenswert. Aufmerksamkeit und Fleiss: sehr gut! Alles andere: sehr gut! Haltung der Hefte, leider nur: gut! Zwölf Lobe, kein Tadel, keine versäumte Stunde, keinmal zu spätgekommen: ein Musterschüler. Trotzdem wurde ich nicht Erster, sondern Dritter. Juden sollten sich nicht vordrängen. Ich begriff Gerechtigkeit als willkürliches Gesellschaftsspiel.

Dann ging's bergab mit meiner Moral: mit jeder Klasse verschlechterten sich meine Zensuren. Betragen: nicht ohne Tadel. Brief von meinem Ordinarius an meinen Vater: «Der einst so gehorsame Erwin versucht wiederholt, den Unterricht durch *Zischen* zu stören. Möge ihm dieser Hinweis zur Warnung dienen und vor künftigem Tadel bewahren! Allerhochachtendster Brauer.» Derselbe Brauer hatte mir in der dritten Vorschulklasse ins Poesiealbum geschrieben:

*«Was Dir die Pflicht geboten hat
Das zu erfüllen sollst Du streben
Dann wandelst Du den rechten Pfad
Dann wirst Du froh und glücklich leben.*

Dies wünscht dem kleinen Erwin der ihn recht liebhabende Vorschullehrer Brauer.» Den ersten Tadel bekam ich in Quinta. Bis dahin nur Liebe, einmal vielleicht einen Tadelstrich. Drei Tadelstriche brachten einen Tadel, für drei Tadel musste man eine Stunde nachbleiben, für zwei Stunden Arrest erhielt man das «consilium abeundi», den Rat abzugehen: man wurde rausgeschmissen. Ein Tadel wurde ins Klassenbuch eingeschrieben, obendrein in mein Ordnungsheft, das Papa unterschreiben musste, was einfach war, da ich Handschriften gut nachmachen kann. Den ersten Tadel bekam ich, weil ich mein Latein nicht präpariert hatte. Ich war gegen Hausarbeiten, doch der Realität eines Tadels nicht gewachsen. Zwei Tage vorher war Hauss nach einer Krokodilsträne sein Tadel erlassen worden (sein Vater war Präsident des kgl. Preussischen Patentamtes). Mich liess der ungerechte Pauker solange heulen, bis mich die Klasse auslachte; erlassen wurde mir nichts. Wie konnte ich meinen Eltern solche Schmach antun? Selbstmord schien das Naheliegendste. Als ich eine dreiviertel Stunde zuspät zu Hause zum Essen auftauchte, bekam ich einen derartigen Anschnauzer fürs Zuspätkommen, dass der Tadel rätselhafterweise völlig in den Hintergrund gedrängt wurde.

Vom Katheder herunter wurden wir klassenbewusst gemacht. Schon zuhaus hatte ich mich geschämt, wie die Eltern reichen Freunden den Hof machten, wohingegen sie von ärmeren Bekannten übertriebenen Respekt einkassierten. Hier in der Schule lernten wir Fundamente sozialer Beziehungen: *Du* hast *mich* zuerst zu grüssen, denn ich dutze Leute, die Dich nicht mal ignorieren würden, folglich werde ich es weiter bringen als Du! Montagmorgens nach dem Gebet «Unser Anfang sei im Namen des Herrn,

der Schimmel und Pferde gemacht hat Amen» wurde das «Nationale» jedes Knaben verlesen: Nierings Vater (Wähler dritter Klasse) war Omnibusschaffner und katholisch, was man ihm ansah: es gibt ein Pfaffengesicht. Auch sah man ihm an, dass er Freischüler war: zu arm, Schulgeld zu bezahlen, wofür man ihn verachtete. Unter dröhnendem Gelächter errötete Rudolf Herbst, denn er war ein unehe-liches Kind, wofür er wöchentlich an den Pranger musste. Ernst Albrecht Behrendt dagegen wurde angestaunt: sein Vater war Präsident der Königlichen Preussischen Staats-eisenbahnen, mit Amtswohnung im Potsdamer Bahnhof (vom Esszimmer sah man auf den Friedhof der Märzgefal-lenen herab). Behrendts Grossvater, ein getaufter Jude, hatte die Dreieinigkeitskirche in der Königgrätzerstrasse gestiftet und war hoffähig geworden. Zu Behrendts sieb-tem Geburtstag wurde ich zu einer Kindergesellschaft ein-geladen. Seine Mama stellte mich erst auf den Geburtstags-tisch und dann den erwachsenen Gästen vor: «*Einer von unsre Leut.*» Alle klatschten, ich weinte gerührt.

Um den vorhandenen Antisemitismus wachzuhalten, hatte uns unser Herr Direktor, der Studienrat Professor Doktor Busse, die komischste Karikatur eines Ostjuden als Religionslehrer aufgetischt. Dr. Jizrock Jannowitz mau-schelte Operettenjiddisch. Die christlichen Schüler brand-markte er als «Anhänger der Tochterreligion».

Wenn dieser fast blinde Zittergreis sich mit weinerlicher Stimme zum Schlussgebet seinen zerschlossenen Zylinder-hut aufstülpte, in den einer von uns vorher eine Flasche Kaisertinte (fließt blau, trocknet tiefschwarz) gegossen hatte, lachten wir uns nass, während die Tinte langsam über seinen weissen Ziegenbart floss.

Das Wichtigste nach Religion war Turnen zwecks kör-perlicher Ertüchtigung. In bräunlichen Turnanzügen, riemenlosen Zwangsjäckchen mit Armbinde, auf der als Vorläufer der Swastika die vier F's leuchteten: *Frisch Froh Fromm Frei!* Die Turnstunden in der Periode zwischen

Turnvater Jahn und Baldur von Schirach waren umrankt von alldeutschem Liederkranzkäse mit schwulen Untertönen in der linken Hand, das Land der Griechen mit der Seele suchend. Dazu diente das stinkende «Häuschen» (die Pissbude) auf dem Schulhof. Turnwart Marquart hat 1903 mit vier Jahren Zuchthaus dran glauben müssen. Wir Vorschulklepper taten, als wüssten wir weshalb und lachten uns in der Turnhalle beim Klimmzug, auf der Kletterstange oder beim Keulenschwingen verschmitzt ins Fäustchen. Im Speerwerfen, Kugelstossen, Bockspringen, am Barren und am Pferd war ich mittelmässig, Freiübungen und Riegenturnen lagen mir nicht, desto mehr Hoch- und Weitspringen, Barlauf, Drittenabschlagen, Dauerlauf und wilde Feldspiele am Sonnabendnachmittag auf dem Tempelhoferfeld. Schwimmen lernten wir in der Volksbadeanstalt Dennewitzstrasse, wo es stank wie im Affenhaus. Die Kunst war, ins Schwimmbad zu pinkeln, ohne dass der Bademeister was merkte. Waghälsen gelang noch Schlimmeres. Bei allem wurde gesungen: im Gleichschritt mit Sturmgebrüll und Wogenprall, die Wacht am Rhein und Lützows wildeverwegene Jagd mit Echoeffekten. Bei meinem Lieblingslied «Imma langsam voran, imma langsam voran, dass der Krähwinkler Landsturm nachkommen kann!» konnte ich vor Lachen nichtmehr Schritt halten. Ich war verächtlich klein mit etwas zu grossem Kopf. Da ich federleicht war, konnte ich schnell rennen. Aus Übermut schmiss ich mich in vollem Lauf auf die spitzen Pflastersteine. Meine ganze Jugend durch blutete ich immer irgendwo und lachte der Wunden im stolzen Vorgefühl der juckenden Narben. Bei Klassenkämpfen warf ich mich aus purer Angst mitten ins Schlachtengetümmel, um alles zu vergessen, vor allem mich selbst: ein feiger Held. Ich übertrieb. Kein Spiel war wild genug. Bei einer Schneeballschlacht flog mir ein eisiger Schneeball mit voller Wucht ins Auge. Seitdem habe ich Angsthase keinen Ball mehr fangen oder werfen können.

Trotz meiner navigatorischen Begabung blieb mir der Ruderverein des Askanischen Gymnasiums verschlossen. Juden durften auch nicht ins Offizierskorps. Aus demselben Grund brachte ich es, ungeachtet hervorragender Leistungen am Reck (fast wäre mir einmal eine Riesenwelle geglückt) nur zum zweiten Vorturner der vierten Riege. Beim Schauturnen, wo die Eltern zukuckten, beschämend.

Unter ständiger Angst, es nie zu lernen, lernten wir fließend deutsch lesen und schön schreiben wie gestochen, in gothischer Schrift:

«Die Hörner des Ochsen sind hervorragend.»

Orthographie:

*«Hinter L N R das merke ja,
Steht niemals T7., nie CK!»*

Wir lernten Axiome, Dogmen, Definitionen, Unsinn: Gehen ist fortgesetzt verhindertes Fallen. (Ist Leben fortgesetzt verhindertes Sterben?) Ich vernarrte mich in sprachliche Verschrobenheiten, in grammatikalische Spitzfindigkeiten. Subjekt Prädikat Objekt Attribut, adverbiale Bestimmung des Raumes, des Ortes und der Zeit. Wir lernten mit verteilten Rollen deklamieren: Glocke, Taucher, Bürgschaft. Wir lernten auswendiglernen, meistens Gedichte als Strafarbeit. Bis heut hab ich noch nicht gewagt, ein Wörtchen davon zu vergessen. «Man lernt um zu vergessen,» ohne zu lernen, wie man vergisst. Eins hab ich gelernt: wie man lernt. Wir lernten, dass Deutsch die schönste, reichste, einzigste Sprache dieser Welt ist:

*«Muttersprache Mutterlaut
Wie so wonnesam, so traut!»*

Wir lernten langweilige Aufsätze, mindestens vier Seiten lang, über langweilige Themen schreiben. Wir lernten Geschichte, aus Zahlen bestehend: 3,3,3 Issus Keilerei,

768-814 Karl der Grosse, 1618-1648 Dreissigjähriger Krieg, 1870-1871: der Krieg von achtzehnhundertsiebzig bis achtzehnhunderteinundsiebzig. Tief im Mittelalter blieben wir stecken, die Neuzeit war politisch nicht einwandfrei. Sieben Jahre lang büffelten wir Latein sieben lange Stunden jede Woche. Caesars Bellum Gallicum als Schlafmittel. Man übersetzte Worte, ohne zu einem Sinn zu gelangen. Wir lernten die unvergesslichen Lateinregeln:

*a ab abs e ex und de
cum und sine pro und prae
männlich sind die Worte all
auf or und os und r
auf s sofern der zweite Fall
hat eine Silbe mehr*

*als neutra man sich merken muss
die Worte auf ar ur und us
die Worte mit der endung e
und die auf a c l n t*

*doch juvenus virtus salus servitus senectus palus
merces seges quies auch
arbor weiblich sind im Brauch*

*die Worte mit der Endung is
sind feminini generis
auch die mit x und as
und s und o
und s mit Konsonant davor
brauch so*

*was man nicht deklinieren kann
das sieht man für ein neutrum an
neutra sind: vas das Gefäss
os oss iter ver und aes*

Gleichzeitig lernten wir spielend das ABC der Liebe: [Albert](#)

Brachte Clementine Durch Einen Finstern Gang Hinunter
In Keller Legts Mädchen Nieder Okulierte Pokulierte
Quetschte Rammelte Stemmt Tippete Und Vögelte Wohl
Xmal Ym Zwielicht.

Ebenso erfolgreich wurde uns Griechisch verleidet. Zwei Jahre durch Xenophons Anabasis, bis man entgeistert: Talassa, talassa H₂O, H₂O!» schrie. Mit dem unvorhersehbaren Endresultat, dass ich vierzig Jahre später ein tiefes Interesse – ohne zu grosse Kenntnis – für klassische Sprachen habe. Das müsste das «Kleine Aas» wissen (ein tausendjährig bössartiger Zwerg Professor Dahms: «Ich bin der kleine Pelikan und habe weisse Hosen an!»), der versucht hatte, uns mit einem Rohrstock Begeisterung für die Schönheiten des Ablativus absolutus, des Gerundiums und des Gerundivums (A.c.I. war leicht) einzupauken. Französisch lernten wir mit Berliner Akzent und neidischer Verachtung, die jeder biedere deutsche von Tellheim jedem Falschspielerischen welschen Hochstapler (corriger la fortune) Riccaut de la Marlinière entgegenzubringen hat (aus Lessings Minna von Barnhelm, dem langweiligsten Lustspiel, das die Deutschlehrer mit Erfolg zu einem Glanzstück deutschen Humors gestempelt haben). Englisch war fakultativ, da Englisch keine Sprache war, sondern ein Handelsidiom. Bei der Zensur wurde es nicht angerechnet. Es war nur von gewissem Interesse für die bemitleidenswerten Schüler, die später in den Kaufmannsstand zu sinken hatten. Wir lernten, dass der an sich unleserliche Shakespeare erst durch die deutsche Meisterübertragung von Schlegel und Tieck zu seiner wahren Bedeutung gelangt sei.

Wir lernten in den langen Schuljahren falsche Begeisterung, aber keine fremde Sprache. Wir lernten, dass «Gebirge trennen, Meere verbinden» (Blut ist dicker als Wasser), aber wir lernten nicht, dass Sprachen mehr verbinden. Das lernte ich im Leben, dumm und stumm in fremden Landen.

Ich versuchte, hinter die Eigentümlichkeiten meiner Denkapparatur zu kommen: *Warum* war ich gut in Physik, schlecht in Chemie, gut in Geometrie, schlecht in Algebra, warum lagen mir grade Zahlen besser als ungrade, warum ist eins einfacher als zwei, warum konnte ich besser addieren als subtrahieren, besser multiplizieren als dividieren, warum war ich stark im Kopfrechnen, schwach in Brüchen?? Potenzieren ging noch, Wurzelziehen tat weh, bei Logarithmen versagte ich, von Sinus, Cosinus, Tangens, Cotangens ganz zu schweigen. Indikativ war leichter als Konjunktiv, Aktiv leichter als Passiv, Perfectum leichter als Futurum exactum, Dur leichter als Moll. Nord und Süd fand sich im Schlaf, Ost und West machen mir noch heut im Wachzustand Mühe. Ein vorzüglicher Erdkundelehrer (Professor Kraetsch, genannt Krikrakrä) half: «Wer Ost und West verwechselt, bekommt beim erstenmal einen Tadel, beim zweitenmal eine Stunde Arrest und beim drittenmal fliegt er!» Infolgedessen hat keiner von uns je gewagt, sich zu irren («Girren ist menschlich» schrieb ich im Diktat; ich dachte, Herr Brauer stelle eine seiner gefürchteten Fallen.).

Unsere Erziehung war darauf aus, uns zu Offizieren, Beamten, Idioten und Helden zu machen. Man war Deutscher, Deutscher über alles. Man war Preusse kennt ihr meine Farben. Man war markiger Brandenburger: heilige Dreieinigkeit. Knorke. Nie war ich Deutscher. In Wahrheit war ich nur Berliner und bin's geblieben, immernur Berliner. Genauer: Südwestberliner und Westwestberliner. Die andern Stadtviertel waren Ausland. Holländer wurde ich nie; in siebzehn Jahren kaum Amsterdamer. Franzose war ich nie, immer nur ein Montparnos, de la rive gauche. Ich bin kein Amerikaner, nur leidenschaftlicher New Yorker, Manhattan. Ich bin Grosstädter in gewissen Stadtteilen grosser Städte. Vaterländer sind mir fremd. Naturschwärmerei war obligatorisch, obwohl man die Natur höchstens von Landpartien mit'm Kremser

kannte («Der alte Brauch wird nicht gebrochen, hier dürfen Familien Kaffee kochen!»). In Heimatkunde (Geographie für Vorschulklepper) lernten wir, dass Berlin bei weitem die schönste Weltstadt sei. Ehrfurchtsvoll hatten wir vorm Märkischen Museum den Roland von Berlin, den Stadtphallus zu bestaunen. Wir lernten die Namen der Strassen, die die Friedrichstrasse kreuzen:

«*Unter den Linden* da tanzen die *Bären* und sprachen *Französisch* da kamen die *Jäger* und schossen die *Tauben* und setzten den *Mohren* die *Krone* auf. Darüber wurden die *Leipziger Kraus* und trieben den *Koch* durch die *Puttkammerstrasse* zum *Halleschentor* hinaus.» Wir lernten, obwohl wir es schon auswendig konnten, wie überlegen wir Berliner sind, und dass es ein Fluch ist, als Kleinstädter, wenn nicht gar als Bauer!!, geboren zu werden. Provinzler und österreichische Lacki hat man auszulachen, besonders wegen ihrer Sprache. Dialekte sind Gebrechen, für die man selbst verantwortlich ist. Sächsisch, bayrisch oder ostpraissisch sind schaisslich. Das Schlimmste ist *mauscheln*, mit den Händen reden. Berlinern dagegen hat seinen unwiderstehlichen Charme. Wir waren höherstehend. Selbst auf die Wolkenkratzer lernten wir als lächerliche Aufschneiderei herabsehn, denn bei uns durften die Häuser wegen zu geringen Wasserdrucks und zu kurzen Feuerwehrlatern einundzwanzig Meter nicht übersteigen.

Deutschland mein Wintermärchen habe ich nur vom Erdkundeunterricht und der jährlichen Ferienreise gekannt. Die kleinste Reise schon wurde zur grössten Katastrophe mit wochenlangen unfassbar schwierigen Vorbereitungen. Mama verwandelte sich in einen Umstandskommissar, probepackte tagelang vielzuviele Koffer, Kisten, Pappkartons, Plaidrollen, Thermosflaschen etcetera. Es wurde hin und her, ein- und umgepackt mit Wiegen, Wägen, komplizierten Reservationen, Billettschaltern, Transporten, alles im Einvernehmen mit dem Hausarzt. Unausgesetzte Angst vor den Aufregungen des Umsteigens mit stehenge-

lassenem Handgepäck und verpassten Zügen. Angst, aus dem falschen Zug zu steigen. Keine Reise ohne Tränen. Zweimal jährlich (Oster- und Michaelisferien) reiste ich nach Stettin zu den Grosseltern, um verwöhnt zu werden. Grosspapa überbot sich, mir jeden Tag etwas zu bieten. Das Hafenviertel hatte eine verbotene Strasse: die Lasterdie! Dreimal in meiner Jugend war ich in Essen: Schlote, Gewerkschaften, Hochöfen, Schlacken, Zechen, Kuxen. Am Eingang des verbotenen Viertels las ich anlässlich des Eucharistenkongresses: «Kommt herbei, Ihr Katholiken, hier könnt ihr für drei Mark heut ficken!» Jedes Jahr gab's eine *Grosseferienreiseü!* In die überfüllten Berliner Ostseebäder: Binz, Heringsdorf, Misdroy, Sellin. Im Nordseebad Norderney bin ich am ersten Tag verlorengegangen und vom Ausrufer ausgerufen worden. Auf dem Wattenmeer wurde ich seekrank. In Müritz gabs Millionen Mücken, noch kein DDT. In Kosen, an der Saale hellem Strande, wo Annie in Salinen Solbäder nehmen musste, habe ich mit meiner Schippe einen degenerierten und gehassten Cousin Werner beinahe totgeschlagen, weil er von meinem Barren nicht runtergehn wollte. In Friedrichroda im Harz hiess der Berg «Gottlob» und Annie hat einen Diavolopreis gewonnen, weil ich als Schiedsrichter gemogelt habe. Der König von Bulgarien hat zugeschaut. Auch hab ich meinem schlafenden Vater aus Versehen und Ungeschicklichkeit ein Diavolo mitten auf die Stirn geschleudert. Es tat ihm furchtbar weh und mir furchtbar leid. Ein diabolisches Jahr. In Weimar bewunderte ich das Goethehaus und beschloss, später selbst hellbraune Möbel mit grünen Überzügen zu haben. Je länger die Eisenbahnfahrt, desto grösser das Glück. Anfangs glaubte ich noch, dass man durch Lilliput fuhr, alle Menschen sahen so klein aus vom Zugfenster, besonders in Bückeburg. Ausländer waren Traumländer. Johannisbad in Böhmen, Besteigen der Schneekoppe, auf der dänischen Insel Bornholm wohnte ich einer Lebensrettung durch einen tapferen adligen

Schwimmer bei. Die junge Frau, der er das Leben gerettet hatte, küsste ihn zum Dank. Ausserdem gab's da Patentklosetts zum Rausziehen mit rubinroter Samtbrille, die ich nie wiedergesehen habe. In Zandvoort-Bad in Holland heilte die Nordsee meine ekelhafte Furunkulose und ich bekam einen rosigen Vorgeschmack meiner Hollandzukunft. Ich begeisterte mich an den Grachten von Amsterdam, an Rembrandts Nachtwache, an Gerard Dous Kerzen und verliebte mich in Hollands Wolken.

Auf einer späteren Ferienreise im wunderschön verregneten Monat Mai des Jahres 1960 kam ich, über ein halbes Jahrhundert nach meinen Schultagen, zurück nach Berlin, das inzwischen, mehr noch als ich, zur unumstritten allerhässlichsten Ruine der Welt avanciert war. Wie auf meiner Hochzeitsreise wohnte ich im *Hotel am Zoo*, Kuhdamm (Fürsten rausjeschmissen, Nazis drinjelassen). Zum ersten Frühstück (Gegenstück zum letzten Abendmahl) wurde mir im Namen der Hoteldirektion eine «eisgekühlte Orange, saftgepresst im Silberpokal» («Seppvaständlich Appelsinen aus Israel, Herr Blumenfeld!») serviert, echter Bohnenkaffee (ich hatte vergessen, dass es falschen gab) mit frischer Sahne, Mohnhörnchen, Semmeln, Knüppeln, Schrippen, westfälischem Schinken und Käseplatte. Unter leichtem Spühregen machte ich mich auf den Marsch von WW (dem Neuen Westen) à rebours nach SW (Südwesten, wo meine Wiege stand). Gleich um die Ecke zeugte eine stehengebliebene Säule von verschwundener Pracht der hässlichen Fasanenstrassensynagoge. Übriggebliebene Berlinerjuden hatten eine Gedenktafel angebracht, hebräisch, darunter deutsch: *Du sollst Deinen Nächsten lieben wie Dich selbst!* (3. Buch Mosis, Kap. 19 Vers 18). Als ich diese photographierte, kam ein Vater mit zwei Söhnchen an der Hand und einer fragte: «Wat knipst der da?» Der Vater kam näher, las laut die Inschrift und verkündete befriedigt: «Ick habse jern, wennse bescheiden sind!» Mich, den besiegten Sieger, packte ein sentimentaler Katzenjammer,

wie ich durch den Trümmerhaufen der zerschlagenen Götzen meiner Kaiserjahre stolperte; allen voran die Kaiserwilhelmgedächtnisruine (zerschossen steht ihr gut!). Café Grössenwahn: weg. Die Tauentzienstrasse, strahlende Poussierallee meiner Pubertät, war zu einem provinziellen Jahrmarkt herabgesunken. Das Kadewe, Kaufhaus des Westens, unverändert im Messelstil von 1910 hat jeden Glanz verloren. (Als es eröffnet wurde, bewunderte ich hier die Flugmaschine, mit der Blériot 1909 erstmalig den Ärmelkanal in siebenundzwanzig Minuten überflogen hatte.) Wo das Haus Ansbacherstrasse 56 gestanden hat, in dem Papa 1913 gestorben ist, beginnt mein Schulweg. Jeden Stein hab ich gekannt. Wo sind die Steine? Das Häusermeer von damals ist nun ein dürres Grasfeld mit chaotischen Haufen. Selbst der Himmel war angefressen. Plötzlich ein Schreck: mein Ortssinn, mein Briefftaubeninstinkt, auf den ich mir viel einbilde, hatte mich verlassen: die Siegestsäule, die ich zum erstenmal in meinem Leben von hier frei sehen konnte, stand mit der frischvergoldeten Viktoria 45° westlicher als in meiner Erinnerung. Als ob der Arc de Triomphe plötzlich auf dem Montmartre stände. Erst zwei Jahre später erfuhr ich, dass Herr Hitler die Siegestsäule zum Grossen Stern umgepflanzt hatte. Am nächsten Morgen vollendete ich die sentimentale Pilgerfahrt zu meiner Schule: am Landwehrkanal lang, unter blühenden Kastanien. Die Spreezillen wurden nicht mehr von wilden Männern mit langen Krücken geschoben, sondern waren motorisiert. Vorbei am lugubren Hafenplatz, wo einst Strolche hausten. Bei der gelblichen Riesenruine des Anhalter Bahnhofs hörte die Welt auf. Dahinter auf freiem Feld, unbenagt vom Zahn der Zeit, standhaft und fest: mein Askanisches Gymnasium. Weggebrannt war der spatenzwitschernde Efeu, die scheusslichste Backsteinkaserne funkelte in lichtem Ocker wie Kinderscheisse. Die Gegend: negative Natur, kein einziges Haus. Selbst das grün-eiserne Café Wellblech (Pinkelhäuschen) Grossbeeren.

Ecke Halleschestrassse hatte dran glauben müssen. An der falschen Ecke starrte eine neue Litfasssäule trostlos in die Mondlandschaft mit Pustebäumen. Das Askanische allein stand grauenvoll streng, langweilig Respekt einflössend, wie die Seele des Herrn Direktors. Als ich wagen wollte, diesen Komplex zu photographieren, schien vom Klassenfenster der Untertertia O im zweiten Stock das Gesicht einer jungen Dame einladend auf mich herabzuschauen. Jede Hemmung und meine Jahre vergessend, stürmte ich die Granittreppe hinauf, der unerhörten Tatsache eines weiblichen Wesens in meiner Klasse nachzuspüren. Auf mein bescheidenes Klopfen schrie eine unwirsche Paukerstimme: «Rein!» Dreissig zwanzigjährige Berliner Gören, in Blue Jeans und Rollkragenpullover zu Cowgirls amerikanisiert, grinnten mich teilnahmslos an. Der Klassenraum starrte unverändert, weg war der Gipskaiser, die Gaslampen waren elektrifiziert. Nach wie vor thronte dasselbe Katheder unter derselben Schiefertafel, auf die der junge Lehrer kreidete: «Deutsche Kunstseiden erobern die Welt durch hervorragende Güte.» Mich brüllte er ohne jede Güte an: «Waswollnsie?» Ich versuchte, menschlich zu interessieren: «Vor fünfzig Jahren habe ich in dieser Untertertia gegessen.» Hohngelächter der Mänaden. Der Lehrer hob verächtlich seine Arme: «Wie Sie gesehn haben dürften, wertee Opfer eines Weltkrieges, ist dies kein Gymnasium, sondern seit altersher die kaufmännische Gewerbeschule für weibliche Textilangestellte des Mehringplatzbezirkes'!» (Mein alter Belleallianceplatz)! Als ich versuchte zu widersprechen, bat er Fräulein Schulz, den Schulwart Schultze zu holen, um diesen Störenfried rauszuleiten. Dabei versetzte er der Luft einen symbolischen Fusstritt. Fehlte mir die Geistesgegenwart, allein rauszugehn, oder war ich darauf aus, einen andern Angsttraum meiner Kindheit in Erfüllung gehn zu sehn? Jedenfalls kam ein kleiner Mann mit der roten Mütze eines Eisenbahnvorstehers und setzte mich an die frische Luft.

Jadis et daguerre

Als ich mit zehn wiedermal mein Latein nicht präpariert hatte (Caesars Rheinbrücke mit verteufelten Vokabeln), schützte ich beim Aufstehn, um Schule zu schwänzen, entsetzliche Leibschmerzen vor, unten rechts. Mir fehlte nichts, doch Onkel Doktor diagnostizierte ohne Weiteres die hochaktuelle lebensgefährliche Blinddarmentzündung. Bereits drei Stunden später hatte mir die in grösster Eile hinzugezogene Blinddarmautorität, Professor Roetter, meinen Wurmfortsatz rausgeschnitten. Es wurde herumerzählt, dass die Operation dreihundert Mark gekostet hatte. Ich begriff den Wert einer Diagnose und beschloss, im Leben gesund zu bleiben, was mir aus Angst vor Ärzten gelungen ist. Beim Erwachen aus der Narkose im Hedwigskrankenhaus beugte sich eine schwarzweiss verkleidete mittelalterliche Nonne, Schwester Bonaventura, über mich und küsste mich auf die Stirn. In der Aufregung hatte man zu Hause ein Spitzennachthemd meiner Schwester in mein Köfferchen gepackt. Als dann die sich liebend über mich neigende Religiöse unter mein Hemd fühlte, ob ich wirklich ein Mädchen sei, ergriff mich ein schwarzweisslesbischer Schauer. Diese Leidenschaft wurde von einer photographischen Klappkamera verdrängt und vertieft, sublim sublimiert, um später zu meiner Photoerotik zu verschmelzen. Den Photoapparat, neun mal zwölf mit Extrarapidaplanatlinse, Mattscheibe, rotem Gummiball, Metallkassetten und Stativ, bekam ich von Onkel Carl, einem fortgeschrittenen Amateurlichtbildner, zum Lohn für heldenhaftes Leiden ohne zu klagen. Seit Urzeiten war ich hypnotisiert von photographischer Apparatur. Das Format 9x12 ging mir derartig ins System, dass es zu meinem

Verhältnis wurde. Als ich dreissig Jahre danach in U.S.A. in 4x5 denken musste, litt ich mehr darunter als unter der New Yorker Sommerhitze.

Mit der Entdeckung der chemischen Zauberei, der Licht- und Schattenspielerei und des zweischneidigen Positiv-Negativproblems begann mein Leben. Ich startete als guter Photograph. Um sofort diese kleine Maschine auf die Probe zu stellen, ob sie wirklich im Stande war, alles aufzunehmen, was ihr vor die Linse gesetzt wurde, komponierte ich ein Stilleben kompliziertester Formen: der Moses von Michelangelo, eine halbgeschälte Kartoffel auf dem Schoss haltend, in welche eine Zahnbürste gebohrt war, stand auf der aufgeschlagenen Doréschen Prachtbibel. Darüber stützte Bruder Heinz mit Mamas Zwicker und Papas Bartbinde seinen Kopf auf einen umgestülpten Nachttopf, Mamas gerolltes Korsett in geballter Faust. Von diesem Experiment zu den Reklamephotos für die amerikanische Industrie, die mir vierzig Jahre später zweitausendünfhundert Dollar per Bild einbrachten, war's nur ein kleiner Schritt. Diese erste Aufnahme entwickelte ich sofort auf dem Elternklosett bei rotem Kerzenlicht. Zitternd wiegte ich die Glasplatte in einem mit Pyrogallolentwickler überfüllten Suppenteller. Die neue weisse Klosettbrille war auf ewig braun gebrandmarkt und ich wurde dementsprechend bestraft. Das Negativ jedoch war tadellos. Ich druckte bei Sonnenlicht ein Positiv auf Celloidinpapier mit Goldfixiertönung: ich war Photograph.

Knipsen war damals noch kein Beruf, sondern mehr ein Sport, wie Radeln, Alpensteigen, Tennisspielen und Autofahren. Ein Berufsphotograph war ein kläglicher Nebbichthiosaurus (Hjalmar Ekdal in Ibsens Wildente). In abgetragener Samtjacke mit fettiger Lavallièrekravatte und schmuddligen Nebenabsichten verschob er umständlich Gardinchen mit einer Stange, um das Licht zu lenken. Ungeschickt schob er einem mit Schweisshänden den Kopf hin

und her, um ihn endlich peinlich in eine Kopfklemme zu klemmen, wonach man, wenn er hinterm schwarzen Tuch: *Bitte recht freundlich!* winselte, nur noch mit den Augen zwinkern konnte. Resultat: verwackelte Photos. Ein unvorstellbares Wunder der neuen Welt, dass ich einst mein Brot in diesem Jammerlappenberuf verdienen würde.

Mein bester Freund

*Der Mensch hat nichts so eigen
So wohl steht ihm nichts an,
Als dass er Treu erzeugen
Und Freundschaft halten kann (Simon Dach)*

Bis zum ersten Schultag war der Mond mein einziger Begleiter, an ihm hing meine Liebe, ohne mondsüchtig zu sein, obwohl dies Mode war. Blieb ich stehen, dann stand auch er still, wie ein gutdressierter Hund, bis ich weiterging. Mit den flackernden Ficksternen flirtete ich, kannte sogar ein paar Schönheiten beim Namen: Arkturus Bootis, Beteigeuze, Orion, Sirius, Cassiopeia, Wega Lyrae, Altair Aquilae und die Plejaden. Am ersten Schultag aber be rauschte ich mich nach sechs entbehrrungsreichen Jahren an der Phantasmagorie, endlich den Freund für eine ew'ge Freundschaft gefunden zu haben. Nichts könnte uns je auseinanderreißen. Weder Erwin Seidenschnur, dem langes, blondes Pagenhaar auf die Schultern fiel, noch Walter Lebrun, der mit seiner eleganten Mama fließend französisch sprach, denn er war Hugenotte. Ravel Roelofsz dagegen war Holländer. Schon sein Name zog ungeheuerstes Interesse auf sich: er war der einzigste Ravel auf der ganzen Schule, hiess so nach einem reichen französischen Cousin Raoul. Kein Tag verging ohne Erörterungen, warum man das *oe* von Roelofsz wie *u* auszusprechen hatte. So nahm Ravel sogleich eine Sonderstellung als Sachverständiger in holländischer Aussprache ein, und in holländischer Kunst: Wan Daik! Ravel, wie wir alle in Berlin geboren, war der einzige Holländer unter fünfhunderneunundsiebzig Askaniern. Holländisch sprach er nicht. Ausländer waren

Raritäten, was übersehen liess, dass er Jude war. Arrogant bescheiden (eine holländische Tugend) liess er sich als Sehenswürdigkeit anstaunen.

Die Roelofsz hatten das Privileg usurpiert, endgültig zu entscheiden, was echt, was ehrlich, was Kunst, und was Kitsch war. Zuhause war ich nur leichterem Familienschwindel ausgesetzt gewesen. Nun sauste ich mit fliegenden Fahnen in den Hinterhalt ungeahnter Präntionen des Roelofszclans. Jener Reitersmann schlug tot vom Pferd, als er erfuhr, dass er nachts den zugefrorenen Bodensee überquert hatte. Mir schauderts noch heute, wie ahnungslos ich in diesen Malstrom menschlichen Schwindels hineingestrudelt bin, in diese Schule der Verlogenheit mit gepumpten Idealen und gestohlenen Ideen.

Ravel war ein hypokritisches Duckmäuslein mit treuem Lächeln, ehrlich wie ein deutsches Geschichtsbuch. Er wusste Geist vorzutäuschen, genial zu tun um jeden Preis, zu imponieren und ich fiel drauf rein: ich vergötterte ihn. Über seinem auffallend blassen Mopsgesicht flatterte eine Künstlertolle im Winde. Bei seiner Beschneidung war angeblich was schief gegangen: er hatte seine Vorhaut gegen eine grünlichbleiche Matthias-Grünwald-Hautfarbe eingetauscht. Seine Augen waren hellgrau. Alle, besonders seine Eltern und er selbst, fanden ihn ein bildschönes Genie und liessen es jeden wissen, besonders mich. Obwohl ich garnicht hässlich war, wurde mir erst im Familien-, dann im weiteren Freundeskreis die schmeichelhafte Rolle des hässlichen Freundes zuteil. Abstossend hässlich hatte ich zu sein, dabei ungeheuer geistreich, mit einem Schuss von Bosheit, alles auf ihren Befehl. Meine zerbissenen Fingernägel wurden als Schaustück herumgezeigt. Scherzend warfen sie mir vor, dass ich keinen Buckel hatte. Als mit der Pubertät mein kleines Näschen anfang, eine grosse Nase zu werden und entbehrliche Kalauer auf sich zog, hatte ich als Cyrano, rote Itzig, Zwerg Nase und Abner der Jude zu fungieren. Diese Rolle des Glöckners von Notre Dame

wäre unerträglich gewesen, hätte das Spieglein an der Wand mir nicht versichert, dass die Sippe mich nur verunstaltete, um sich selbst zu verschönern. Hanswurst in einem Schmarren, gespielt in einer Schmiere: Leben. Eine Glanzrolle, mir, dem grossen Mimen, auf den Leib geschrieben. Komischerweise sind solche Machinationen nachhaltig: ein halbes Jahrhundert danach noch hielten mir Nachkommen der Roelofsz, die es von ihren Eltern hatten, vor, wie berühmt hässlich ich seinerzeit gewesen sei. Photos beweisen das Gegenteil.

Bei Kerzenschein mischten wir unser Blut zwecks Blutsbrüderschaft, was entscheidende Schlagschatten auf die späteren Kapitel meines Lebens werfen sollte. (Man schlage mit Mamas härtester Haarbürste kräftig auf den mit Wasser benetzten Handrücken, schwinge die Arme wild im Kreis herum und mische das herausperlende Blut mit Maraschino aus Papas Likörschränkchen.) Mit diesem Blut handilluminierte Ravel eine schwerversiegelte Urkunde. Unsere Devise: «Durch dick und dünn!» Ich schwur einen Meineid, es geheim zu halten, und dachte, dies sei der heiligste aller Eide. Da dies anlässlich der Ermordung Cäsars stattgefunden hatte, grüssten wir uns fortan mit erhobener Rechten schreiend: «Iduuus!» worauf der andere zurückzubrüllen hatte: «Martiae!». Klassische Einbildung. *Nimm vor des Märzes Iden Dich in Acht!* Bei Ravels herrschte ein unstillbares Bedürfnis nach Witz, mehr noch nach Witzen zum Weitererzählen, Geist zum Herumreichen. Die jüngeren Kinder des Hauses – es gab zwei ältere und zwei jüngere, zum Rumreichen-hatten zu früh schon mundgerechte Bonmots zu liefern, und jeder ihrer Torheiten wurde humorvoller Tiefsinn unterschoben. Geistvoll in der Wiege, falsch im Leben. Erstaunt fand ich hier ein dankbares Publikum für jeden Blödsinn, der mir von den Lippen kam. «Junge, Du weisst Gottseidank garnicht, wie geistreich Du bis!» Ebenso geschmeichelt wie erniedrigt fühlte ich mich, wenn ich meinen eige-

nen Mist, unmittelbar nachdem ich ihn produziert hatte, verdreht, verhunzt, missverstanden und verdünnt als Originalfamilienschöpfung wieder mitanhören musste. Man hatte vergessen, dass ich der Autor war. Mich konnten sie nicht dazu bringen, meine eigenen Geschichten zu wiederholen, das beleidigte meinen Künstlerstolz. Verwundert entdeckte ich, wie jeder Unsinn für einen, der es nicht zu genau nimmt, Tiefsinn wird. Ich nahm's zu genau und wurde als Wortklauber gerügt. Ich hörte mich Weisheiten verzapfen, von denen ich nichts wusste, wurde Familienimprovisator. Parthenogenetisch gebar ein Wort das andere. Ohne je eine Philosophiestunde gehabt zu haben – ich war doch erst zehn! – war ich imstande, als Professor Fictus Schwangro, Erkenntnistheoretiker, eine Stunde lang über das Thema «Die Welt ist tief, aber negativ» zu dozieren. Die ganze Familie lauschte in lachendem Staunen, überzeugt, ich hätte keinen Schimmer von der Unanständigkeit des Namens. Unter stürmischem Beifall schloss ich mit «Sterben ist der schönste Tod!» Ravel schrieb angestrengt keuchend jedes Wort mit. Ich hatte ihn schon vorher als den Erfinder schöpferischen Stöhnens bewundern gelernt. Das war, als er mit Geächz und Buntstiften einen Christbaum auf die Klassentafel gezaubert hatte, wofür er sich von Lehrern und Schülern (selbst anderer Klassen!) mit überbetonter Bescheidenheit als teilweisen Miterfinder des Weihnachtsbaums bewundern liess. So ernannte mich diese Familie zu ihrem Witzbold, Hofnarren und Mitesser (Roastbeef) und versuchte gleichzeitig, einen Proletarier aus mir zu machen, den man unmöglich feineren Leuten vorsetzen konnte. Obendrein forderte man von mir Dankbarkeit dafür, mich zum Vertrauensposten eines Familienclowns degradiert zu haben.

Ravels Vater Roelof Roelofsz war Pelzhändler in der angesehenen Firma Roelofsz & Roelofsz. Ausser in erlesensten Edelpelzen machte er in religiösen Freiübungen und in Imitationen. Er war teilweiser Miterfinder eines falschen

Imitationspelzbesatzes «Iltis Kolinsky» (halb Karnickel halb Kandinsky), der kilometerweise an die Damenkonfektion abgesetzt wurde, was mit sich brachte, dass die ganze Familie teilweise davon lebte, sich mit fremden Federn zu schmücken. Falsche Bildung, falsche Einbildung. Der pelzhändlerische Papa hatte sich, seiner angebeteten Gattin (die ihn verachtete), seinen wunderbar genialen Kindern, seiner Konkurrenz und der Welt tagtäglich neu zu beweisen, dass er, obwohl er Niederländer und dazu noch Israelit war, in Berlin niemandem in nichts nachstand. Die holländischen Juden schrieben die Tatsache, dass sie seit hunderten Jahren unverfolgt waren, ihrer Überlegenheit über alle andern Juden zu. Die andern waren weder patriotisch ehrlich bescheiden anpassungsfähig, noch wussten sie sich in anständiger Gesellschaft zu bewegen. Holländische Juden dagegen wurden in der ganzen Welt als einwandfreie Musterbürger akzeptiert. Es lebe die Königin!

Einmal jährlich fuhr der Pelzjäger mit karrierter Jockeymütze und Tabakspfeife als Reiseonkel John Bull verkleidet über Amsterdam *Erster Klasse* nach London. Von da brachte er die neuesten Operettenschlager (Mikado) falschsummend mit und immerwieder dieselbe Anekdote, wie sein Freund Captain Bigsby hoch zu Ross über die Wohnungstreppe ins Esszimmer hineingaloppiert kam. Beim Erzählen dieser Episode spitzte sich sein Mündchen, wie die Münder der zuhörenden Familie, als ob sie alle «Böhnchen» sagen wollten, woran ich mich nicht sattsehen konnte. Dieser Familienzug hat sich bis heute erhalten.

Ravels Meeli (der Vater war Peeli), Muttlein, Ellinor, Eleonora, Nora, träumte sich vom Geschlechte der ewig unverstandenen grossen kleinen Frau: «Nora oder das Puppenheim» von Ibsen plus Theodore Fontanes Effi Briest, Romanidol der Berliner Jugendstilgründerjahre, Rebekka West minus Hedda Gabler: Irene Triesch, die

Düse des jüdischen Familienlebens. Als Tochter eines verkrachten Häuserspekulanten machte sie in sozialer Wichtigtuerei. Ungebildet, arrogant, verschmocht, schwärmte sie elegisch vom Geist der Kunst, womit sie meinte, dass alle Künstler für sie zu schwärmen hätten. Ungeduldig wartete sie auf den ehrfürchtigen Handkuss zitternder Klavierlehrer, um sie dann, empört über diese Zudringlichkeit, zu ohrfeigen. Als vollkommen selbstverständlich setzte sie voraus, dass jedes Lebewesen, Mann, Weib, Kind oder Hund hoffnungslos unerwidert sie anzubeten hätte. Sie, die herrlichste aller Idealgestalten, Traum aller Künstler von Sacher-Masoch bis Henner, in schwarzem Samtkleide mit langen weissen Glacehandschuhen. Als ich elf war, überraschte sie mich, wie ich die Bücher auf ihrem Nachttischchen inspizierte: Casanova, Maupassants Yvette (auf deutsch, sie sprach nicht französisch), Justine von Marquis de Sade, die Kreuzersonate von Tolstoi, Sappho von Daudet, Frau Warrens Gewerbe von Shaw, ein Edles Blut von Wildenbruch und Courts Malerei. Halb schmollend, halb verweisend befahl sie mir mit vor Erregung zitternder Stimme, ins Schlafzimmer zu kommen, wo ich diese haarsträubende Indiskretion begangen hatte. Zur Sühne musste ich ihr den beflorstrumpften Fuss küssen. Zu dieser Szene trug sie Unterwäsche: enganliegende schwarze Directoires (Mozarthöschen, haute nouveauté! Sprich: hoot nuvoote). Listig verband Frau Potiphar Schmeichelei mit Beleidigung: während sie mich zum Zeichen der Verzeihung auf die Stirn küsste (wobei sie, sich selbst im Spiegel bewundernd, flüsternd rezitierte: «Du siehst Dich lächelnd an, Eleonore, und siehst Dich selber an und lächelst wieder! Was hast Du, lass es eine Freundin wissen...») ohrfeigte sie mich, natürlich symbolisch, mit ihrem abgestreiften Glacé, wobei sich ihre Nase verschiefte: «Jungchen diesmal hast Du mir sehr weh getan. Es fragt sich, ob sowas je wieder gutzumachen ist. Dieser Vorfall hat unter uns zu bleiben. Du, mit Deinem Moses Mendel-

sonköpfchen, bist kein Kind mehr. Eigentlich dürftest Du mich von nun ab ‚Gnäfrau‘ titulieren!« Ich war pornographisch zu unbelesen, den Charme dieser Situation zu erfassen. Die Erotik entging mir, ich fand es albern, grinste. Keine jungfräuliche Mutter hat je ihren Heiligenschein mit unverschämterer Scheinheiligkeit zur Schau getragen. Süssergeben lächelnd liess sie sich mit vorbildlich niedergeschlagenen Augen (von ihr hattens die Kinder) an jedem Freitagabend (Schabbes) als Prinzessin Sabbath vom liebfrömmelnden Gatten mit herausfordernder Demut vorm Roastbeef segnen. Dabei passte sie auf, ob es mir gelang, ernst zu bleiben. Ich biss mir die Lippen.

Die Roelofsz übertrafen uns an Frömmigkeit. Aus Gewissenbissen gabs bei uns zuhause keinen Schinken am Jomkipper. Roelofsz assen bereits am Sonnabend keinen. Auch nannten sie die Synagoge Tempel, was heiliger klang. Zu Weihnachten leuchtete bei ihnen der Weihnukkabaum. Im Gegensatz zu den Frauen des Volkes hatte Ravels Mutter ihre Kinder nicht etwa im Bauch, sondern unter ihrem Herzen getragen. Als sie dafür von ihrem Gatten beim Jüngsten eine einfache doppelte Perlenkette (vom Hofjuwelier natürlich) bekam und ich bei Tisch fragte: «Sindse echt?», antworteten empörte Blicke. Nachher belehrte mich Ravel: «Bei uns ist alles echt! Mama würde von Simili sofort einen Hautausschlag kriegen: meine Mutter ist eine Dame!»

Eines Morgens, wir waren schon vierzehn, kam Ravel zitternderregt zur Schule. In der ersten Pause befahl er mich ins «Häuschen», um mir ein Staatsgeheimnis anzuvertrauen, von dem Leben und Tod abhinge: seine Mama sei gestern beim Schlittschuhlaufen auf dem Neuen See durchs Eis gebrochen und fast ertrunken (was in diesem Tümpel unmöglich war). Ein Schutzmann habe ihr das Leben gerettet und sie in einer Droschke nach Haus gebracht. Der Hausarzt hätte strenge Bettruhe verordnet. Da Peeli auf Geschäftsreise war, hatte Meeli Ravel gebeten, die Nacht

bei ihr im Bett zu verbringen. Zehn Jahre später behauptete er, sich an nichts zu erinnern. Ich hätte mir die Geschichte wie gewöhnlich aus den Fingern gesogen.

Ravel hatte auch eine Lieblingstante, Làlà, die sich als ältere Zwillingsschwester seiner Mutter geltend machte. Statt von Fleisch und Blut waren diese eleganten Parallelererscheinungen von Samt und Seide, schwarz, mit engem Perlenschnürchen um die etwas zerknitterten Hälse. Beide trugen das gleiche Breitschwanzmäntelchen, dieselben Glacéhandschuhe, hielten sich für unwiderstehlich, waren unausstehlich. Tante Làlà hiess für Freunde einfach Làlà. Onkel Fritz, berühmt durch den Witz: «Das Schiff Meta hat am Heck ein Leck!», nannte sie öfters Olàlà. Niemand wagte zu lachen. Sie war die kinderlose, schuldlos geschiedene Witwe eines verkrachten Bankrotteurs und tobte ihre Mutterinstinkte hemmungslos an den Kindern ihrer gehassten Schwester aus. Sogar auf mich erstreckten sie sich. Sie wohnte neben dem Askanischen und gabelte uns kameradschaftlich nach der Schule auf, um uns in ihrem etwas zu engen Appartement (einer sass auf dem andern) mit Apfelkuchen, Zitronenlimonade und ernstestem Gesprächen vollzustopfen. Bei ihr konnten wir uns ungeniert über unsere Eltern beschweren und fanden grösstes Verständnis. Oft trafen wir da einen imposanten jungen Hausfreund in Gehrock mit Zylinder und feschem Schnurrbart. Wir waren überzeugt, Herr Doktor Bortz sei ihr Günstling. Auch Ravels Mama war ihm wohl, er gehörte zur Roelofszschen Roastbeef-Runde. Dieser Dandy fand Gefallen an mir, was mir sehr gefiel. Nach dem Freitagabendzauber bei Roelofsz erklärte er mir auf dem Nachhauseweg das Leben. Er wollte nicht glauben, dass meiner scharfen Beobachtungsgabe die Tragikomödien im Hause Roelofsz entgangen waren, die Rivalitäten der Schwestern, die Beschränktheit des Vaters, die Vergötterung der Kinder. Ich hatte nichts davon gesehen, er öffnete mir die Augen. Ich bewunderte ihn aus Dankbarkeit. Freund Bortz starb,

sechszwanzig Jahre alt, in den ersten Monaten des Krieges 1914 innerhalb von drei Tagen an einer Lungenentzündung. Ich schrieb Lalla den ersten Kondolenzbrief meines Lebens, vierseitig, der mir Lob, Anerkennung und einen schreckeinjagenden Dankeskuss auf die Stirn eintrug. Ich gefiel mir in der Rolle des Witwentrösters, flirtete vielleicht sogar mit der Idee der Thronfolge. Nur mit der Idee; an Lalla selbst hatte ich kein Interesse; ich hatte Angst vor ihr. Nach Doktorchens Tod sahen wir einmal Ravels Vater untergefasst mit Lalla auf der Strasse. Als sie uns bemerkten, lösten sie sich geniert voneinander. Ravel und ich zogen die Möglichkeit in Betracht, sein Vater hätte hier biblische Pflichten zu erfüllen.

Ravels Frühreife bestätigte Karl Kraus' Aphorismus: «Aufgeweckte Jungen, unausgeschlafene Männer!» Schon mit zwölf machte er niedliche Vorübungen in Perversitäten: bei Abenddämmerung schlich er in den Tiergarten und jagte hinter dreckigen Bettelweibern her (er nannte sie Vettel!). Er konnte mir den Sinn davon nicht erklären und tat mystisch. Damals beschwerte sich seine Mutter telephonisch bei der meinen, ich hätte mit ihrem Ravelchen über Fortpflanzung gesprochen. Derartige Unanständigkeiten hätten in Zukunft ein für alle Mal zu unterbleiben. Wenn nicht, würde sie sich genötigt sehen, ihrem Sohn den Umgang mit mir zu untersagen. Fragen wie die der sexuellen Aufklärung ihres Ältesten nehme sie persönlich in die Hand.

Nach dem Einjährigen wurde Ravel, um den Träumen seines von Ehrsuchten zerfressenen Elternpaares gerecht zu werden, Kunstmaler. Malte aus allen Schulen: genial, aber talentlos. Gemaltes hatte hübsch auszusehen, Lob zu ernen, Preise zu erhalten. Sein Kunstgestöhn wuchs mit den seelenvollen Augen seiner Kundinnen auf seinen Porträts proportional zur sozialen Bedeutung des Objekts und der Bezahlung. Er klammerte sich an Namen, schwärmte für alles, was ihm zu ermöglichen schien, sich im Schatten der

Titane zu sonnen. Kleiner Leute grosser Mann legte er vor Jüngern Kunst in Vorträgen endgültig fest: «Impressionismus – Eindruck von aussen! Expressionismus – Ausdruck von innen!» (War das nicht von Herwarth Walden vom Sturm?) Leider war unser Erfolgsanbeter ebenso farbenblind wie ideenarm. Keinen Einfall hat er zur Welt gebracht, nur geborgt, gestohlen: zart nachempfunden. Auf erfolgloser Suche nach persönlichem Stil machte er in Imitationen. Zwanzig Jahre nach Chagall liess er Kühe durch die Luft hopsen, fünfundzwanzig Jahre nach Vincent Kohlfelder im Winde wogen, dreissig Jahre nach Modigliani schnitt er lange Gesichter. «Kunst beginnt dort, wo die Nachahmung endet.» (Wilde). Als selbst Müllers kleiner Landschaftssucher keine Motive mehr lieferte, griff Ravel zu Abstraktionen. Nachdem ihn alle Ismen von der Hand gewiesen hatten, wurde er sensationell und malte für eine Amsterdamer Kunsttontoonstellig ein geöffnetes Wasserklosett mit Inhalt. Somit dürften wir Ravel Roelofs mit Recht als teilweisen Miterfinder der Pop-art betrachten, wie er sich selbst als Fünfzigjähriger in einem seiner selbstverlegten Schriftchen bescheiden als teilweisen Miterfinder der Photomontage anpries.

Es lag seiner Grossmannssucht, die Not seiner blassen Haut und der wasserhellen Augen zur Tugend höherer Rasse zu proklamieren. Das war ebenso deutsch, wie jüdisch, wie holländisch (drei auserwählte Völker). Ähnliche Atavismen und falsche Analogien trieben ihn in Wald- und Wiesenmystik. Süsslächelnd fing er zu christeln an: Kutte und Bart. Als es bei Ravel zu dem in seiner herausfordernden Unanständigkeit alles kombinierenden Vollbart nicht reichte, gab er das Bartrennen beleidigt auf, rasierte sich schlecht und recht, und stürzte als schlipsloser Bauhauschüler in eine Hokuspokusreligion aus dem Gutenmorgenland: *Mazdanaan*. Ein hochstapelnder Sexualverbrecher *Zaraduscht* Hanisch fungierte als Hoherpriester dieser weissblonden Herrenrassenhunde. Atemübungen in

härenem Gewand, geweiht durch Menstrualblutstropfen einer Basler Jungfrau, bereiteten mit gezwiebelten Knoblauchdünsten Verzückungen im Morgentau. Anschließend warf Ravel sich blindekuhdummfanatisch der aufkommenden Mode der Schwarzhemden an den Hals, schmeichelte sich, Benito zu ähneln, brachte es sogar zu einer Strophe Giovinezza; bei seiner Sprachtalentlosigkeit eine Spitzenleistung. Selbst Adolf Schicklgruber billigte er, bis ihm dieser persönlich auf die Pelle rückte. Mein Bester Freund versank mit unserer ew'gen Freundschaft im Morast der Niederlande. In den letzten dreissig Jahren habe ich diesen Sumpftartüff kaum wiedergesehn. Vor ein paar Jahren hat er mich noch ein allerletztes Mal unter Geröchel als abstossend heruntergekommenen alten Juden skizziert, so wie er mich als Knabe hat sehen wollen.

L'éducation sentimentale

Vorgeburtlich hatte mir, wie es deutsche Romantik befahl, von himmlischer Liebe geträumt. Als platonischer Erotomane kam ich zur Welt. Mit aller Liebe liebte ich nur die Liebe, liebte alle Frauen, nie eine. Sobald es persönlich zu werden drohte, ging's schief. Aus Angst vorm Weibchen flüchtete ich ins Ewigweibliche. Sie, meine platonische Idee, war eine schlanke Märchenprinzessin mit sehnsuchtsdunklen Mandelaugen, langem offenen Haar, zarten Händen, Knospenbusen, keusch bis ins Grab. Wortlos verstanden wir uns, fern von Missverständnissen, in unendlich tiefen Augenblicken, und wussten das Unsagbare. Wir litten Schönheit, starben vergeistigt, im Jugendstil. Ich glaubte an die notwendige Kupplung von Liebe und Schönheit, ausschliesslich reserviert für junge, edle Menschen, die aus lauter Schönheit gut sind. *Kaloikagathoi*. Dass alte Lüstlinge (über dreissig!) sich an der Liebe vergreifen könnten, schien mir pervers.

Als Photograph entdeckte ich widerstrebend, dass hellblaue Strahlengaugen meistens kurzsichtig sind. Ein klassisch vollendeter Busen gibt nicht unbedingt die beste Milch. Erst zuallerguterletzt gewann ich durch Ovids «Echo und Narzissus» einen Einblick in die tragischen Wechselwirkungen zwischen Schönheit und Liebe: die Fabel vom vollendetschönen Jüngling, der nicht im Stande ist zu geben, und seines Pendants, der Nymphe Echo, die nur wiedergeben kann: zwei Impotenzen der Seele.

1.

Bevor ich mich ins Freie wagte, übte ich mich im Kinderzimmer an unserem Fräulein, Tante Trude, der geliebten

Tuttimaus, die dabei nicht ganz jung war (achtundzwanzig). Ein Kinderfräulein darf man, wenn man sie nett findet, ungeniert abtatschen und knutschen, was ich gerne tat. Ihr Vater war Puderfabrikant und sie roch danach. Sie trug winzige Pockennarben, die ich wegzuküssen versuchte. Zum Dank lehrte sie mich den Schmetterlingskuss und Modellierbogenkleben. Als Mamas jüngster Bruder, Onkel Bruno, von einer «Studienreise» (er brachte eine Photo mit, die wir Kinder nicht sehen durften, auf der er zwischen zwei nacktbrüstigen Hula-Hula Schönen stand) aus Amerika zurückkam, setzte er sich in eine Zimmerecke und starrte meine Tuttimaus so lange an, bis sie ihn heiratete. Ich war neun, und gegen diese Ehe und habe ihm nie verziehen, dass er Tante Trude todunglücklich gemacht hat. Er hat mir auch nie verziehen, hat mich im ersten Weltkrieg wegen versuchter Fahnenflucht denunziert und vor ein Kriegsgericht bringen wollen.

2.

Wie nach nackten Frauen sehnte ich mich verstohlen nach einem «Künstleratelier». Erst viel später beschwingte mich das Wort Studio. Mit neun Jahren besuchte ich an der verführerischen Hand meines Kinderfrolleins zum erstenmal so ein Atelier (des Malers Leo Prochownik), wo sich hastig Nacktes hinter einen Wandschirm verzog. Umrisse liessen mich Trude Borgzinna ahnen, eine Cousine unseres Fräuleins, die im Verdacht stand, Akt zu stehen: nackt zu stehen. Wenn ich ihr danach begegnete, erröteten wir beide. Sie konnte kaum ahnen, dass ich sie spielend mit den Augen anundauszuziehen wusste, dass mir bekannt war, dass sie unanständig war. Denn ich hatte ihre Unterwäsche schamlos zerknautscht sich auf dem Ateliersofa sühlen gesehen. Darüber trug sie ein noch viel durchsichtigeres Sommerkleidchen aus Millefleursvoile. Besonders bei Gegenlicht. So formte sich meine Lust, Transparentes zu durchschauen.

3.

Im Sommer 1908, als Wabash an der New Yorker Börse krachte, hatte ich auf Grossferien in Grehmsmühlen jeden Morgen die Zeitung vom Zug zu holen, damit Papa und Grosspapa ausrechnen konnten, wieviel sie verloren hatten. So fand ich Trude Rosenbaum aus Essen, die für ihren Vater dasselbe zu tun hatte. Wir fühlten uns voneinander angezogen. Ein himmelblaues Satinband umwand ihr Blondhaar. Sie war mit neun erstaunlich reif für ihr Alter. Ich hätte mir ihr über alles reden können, doch fehlte mir der Mut. Wir tauschten Erfahrungen aus. Sie hatte Tanzstunden, vielleicht einen Freund. Meinem Ferienprogramm gemäss hatte ich mich in sie zu verlieben. In schwanker Barke ruderte ich sie über den See. Mit mutigem Ruderschlag verjagte ich eine giftige Wasserschlange, die ihr nach dem Leben trachtete (ein Aal??). Zum Dank sang sie mir «Püppchen, Du bist mein Augenstern», alle Strophen. Eine Träne nässte ihr Auge. Sollte auch ich vor Rührung weinen? Nein! Ausserstande uns anzublicken, sahen wir beide weg. Zitternd schlossen wir die Augen, wären fast ins Wasser gefallen. Tags darauf fuhr sie ab. Zum Abschied reichte sie mir wortlos die Hand. Es war zuviel. Allein weiterrudernd träumte ich ihrer. Nach den Ferien liess ich mir nur für sie hundert Visitenkarten lithographieren. Auf eine wollte ich p.f.c. (pour faire connaissance) und auf eine zweite p.p.c. (pour prendre congé) schreiben. Beide würden durch einen Lakaien in Livree an ihrer Tür in Essen abgegeben werden. Als ich zwei Jahre später nach Essen kam, habe ich keinen Lakaien auftreiben können; habe Trude nie wiedergesehn. Manchmal, wenn abends am Columbuscircle («Wo die weissen Wasser plätschern») eine fette Emigrantin an mir vorbeiwatschelt, durchzuckt es mich: Trude Rosenbaum?

4.

Es wurde soviel von Liebe gesprochen und geschrieben,

dass mir platonisch warm ums Herz wurde. Paula Levy hatte eine mich bezaubernde Mutter, flott reich elegant russisch. Da ich mich nicht traute, mich in eine zweiunddreissigjährige verheiratete Frau zu verlieben, verknallte ich mich in ihre Tochter, nicht schön, doch pikant. Paula jedoch wurde bereits von meinem Schulfreund Walter Seliger hofiert; damit war's aus.

*Die Liebe ist ein Omnibus
Auf den man immer warten muss
Und kommt er endlich angesetzt
Dann ruft der Schaffner laut: Besetzt!*

5.

Die nächste Liebe durchliebte ich gemeinsam mit meinem Besten Freund Ravel. Geteilte Liebe schien doppelte Liebe: mit Hilde, einer höheren Tochter, ebenso schön wie reich, hatten wir einmal zusammen im Tiergarten Trudelfeifen gespielt (dazu trug sie einen Strohhut, genannt Kiepe); wir beschlossen, sie zu lieben, gingen von nun an täglich unter ihrem Fenster am Lützowufer auf und ab (stundenlang), um ihres Schattens gewahr zu werden. Bald kannten wir alle Schatten der Familie und liebten sie: Hilde, ihr liebreizendes Schwesterchen Ilse, sogar den Bruder Fritz, trotzdem er aufs Lackstiebelgymnasium ging. Wir kamen uns wie Dantes vor. Jede Woche schickte ich ihr zwei anonyme Briefe. Montags: «Mein Schwan singt noch im Tod Penthesilea» und donnerstags: «War das das Rosenfest das Du versprachst?» Nach monatelangen Vorbereitungen gingen wir zum Angriff über: einer von uns beiden hätte Hilde auf dem Schulweg anzusprechen. Das Los fiel auf mich. Ich lernte krampfhaft die gemeinsam redigierte Frage auswendig. Errötend verstellte ich ihr den Weg: «Glauben Sie etwa oder bilden Sie sich ein, wir seien in Sie verliebt?» Sie antwortete: «Nein.» Sprachlos über diese Schlagfertigkeit zog ich mich zurück. Ich habe im

Leben kein Wort mehr mit unserer grossen Liebe gewechselt.

6.

Ravels bildschöne Schwester Carola, zwei Jahre älter als wir, blond mit kornblauen Augen, liebte ich, wie man nur mit vierzehn oder fünfundsiebzig lieben kann. Nach Sitte der Sippe war sie genial, schrieb präraffaelitisch anämische Poesie. Kurz vor Sonnenaufgang starb sie nach herzerreissenden Fehloperationen an einem Gehirntumor. So unschuldig und so jung, dass man von der «Schuld der Väter» wisperte, womit man den Vater meinte. Während sie gelähmt am Wegsterben war, versuchte ich ihr in meiner Glanzrolle als Närrchen ein verzerrtes Lächeln zu entlocken. Eine Sterbende zu lieben schien höchstes Glück. Ravel und ich hörten im Nebenzimmer, wie der Autopsist Carolas Köpfchen absägte (Flötenspiel ist Mondschein fürs Ohr. Jean Paul). Wir hatten uns vorgenommen, Tasso zu deklamieren und versagten. Was sind die Leiden des jungen Herrn von Werther neben den Schmerzen eines Vierzehnjährigen!

7.

Meine erste Beerdigung: Frühlingserwachen. Über Carolas frischem Grab umarmte mich in tiefem Schmerz ihre beste Freundin, wobei sie ihr Zünglein in meinen Mund steckte. Ich hielt dies für ein jüdisches Totenzeremoniell und lohnte ihr Gleiches mit Gleichem. Diese althergebrachte Sitte linderte meinen Schmerz: O, dass ich tausend Zungen hätte! Um dergleichen religiösen Riten nachzuspüren und gleichzeitig von den Gefühlen los zu kommen, nahm ich von nun an öfters an fremden Beerdigungen teil, ohne jenem Brauch wieder begegnet zu sein.

8.

Treffpunkt mit Mädels der Charlottenschule war «Die Mengel» am Magdeburgerplatz, wo wir fast täglich Mohrenköpfe, Negerküsse, Windbeutel, Napoleonschnitten, Drops, Lakritze und Sahnenbaisers naschten.

*Aber Schatz wo ist denn Dein Sahnenbaiser
Was mach ich mitm Tee ohne Sahnenbaiser
Das Leben hat für mich keinen Zweck
Wenn ich nicht meine Schlagsahne leck!*

Da fand ich mit fünfzehn das zwölfjährige Lottchen. Sie war eine alte Jungfer, simulierte, ohne Dostojewski gelesen zu haben, hysterisch-epileptische Anfälle, liess sich im vollen Naschladen platt auf die Erde fallen. Ich plante ein Essay «Das Seelenleben der Hässlichen», verfiel ihrer quadratischen Konstruktion. Sie jedoch liebte meinen besten Freund Ravel und schrieb mir zum Trost ins Poesiealbum: «Lass uns doch Brud' und Schwester sein!» Als ich sie voriges Jahr in New York wiedersah, war aus ihr ein monumentaler umgekehrter Pythagoras geworden. Bei der Begrüssung schmiss sie ihre hundert Kilo in Gegenwart meiner Familie platt auf den Teppich. Hütet Euch vor Jugendlieben!

9.

Auf den letzten Sommerferien vorm Zusammenbruch der Familie, in Johannisbad in Böhmen, hatte ich mich bei einer Konfettischlacht dazu hinreissen lassen, einer aufreizenden Gertrud Samosch eine Handvoll Konfetti tief in den tiefen Ausschnitt ihres enganliegenden schwarzen Sattinkleides zu stecken. Ich entdeckte, dass sie nicht wie Mama ein Korsett trug, sondern einen warmen Busen mit pikanten Spitzchen. Statt der erwarteten Ohrfeige bekam ich den ersten wilden Kuss meines Lebens, an den ich immer zurückdenken musste, wenn ich Photos der berühmten Tänzerin Valeska Gert sah. Dies erzählte ich 1937 in Paris vorm Café du Dôme dem ehemaligen Café-Grössen-

wahn-Löwen Pavel Barchan, als er aufsprang, um mit Berliner Grandezza von anno dazumal der verwitterten Megäre Valeska Gert die Hand zu küssen. Des Rätsels Lösung: Valeska Gert war Gertrud Samosch. 1943, im Krieg, habe ich sie in New York photographiert, wo sie in der Bowery völlig verkommen im schwulen «Beggars cellar» ihre ehemaligen Schlager tanzte. Als ich sie dann nocheinmal im Jahre 1965 im Fellinifilm *Giulietta* als altes Medium sah, hab ich beinah einen Herzschlag bekommen.

10.

Lillys volle Zöpfe hattens mir angetan. Auf einer Tiergartenbank wollte ich mein Glück versuchen, nachdem wir endlos gesprochen hatten. Als sie die Arme hob, mich zu umarmen, sah ich unter ihrer ärmellosen Waschbluse in ihrer Achselhöhle schweissverklebte Härchen und war böse mit der Natur, der ich nicht gewachsen war. Abgestossen liess ich Lilly sitzen und schrieb zuhause diese Heinerei:

*Als ich damals wonnetrunken
All mein Lieb ihr wollte sagen
All mein Leid ihr wollte klagen
Hat sie aus dem Mund gestunken
Wahrscheinlich lags am Magen!*

Ich dachte, es ginge in der Poesie mehr um den Reim, weniger um Wahrheit. Vergebt mir, Ihr Lillys!

Mietze

Unter Gaslampen, die ein verlumpter Laternenanstecker mit einer langen Stange entflamnte, sonnten sich die nach Figurinen von Felicien Rops klassisch ausgestaffierten Freudenmädchen. An jeder Strassenecke lauerte der Tod in perverser Verkleidung. Berlin wimmelte von diesen aufreizend klapprigen Talerfosen in durchbrochenen schwarzen Seidenstrümpfen (nur Dirnen trugen solche) auf hochhakigen enggeschnürten Lackstiefeletten (angefertigt nach masochistischen Träumen), in noch enger geschnürten Korsetts. Die Huren von 1910 erfüllten Mutterkomplexe der Väter, Erinnerungen an die Damen von 1870 wachrufend, wie mich die Wespentailen von 1947 an die Prostituierten von 1910 erinnerten. Ich unterlag dem Charme der Perversität, fühlte mich eine Reinkarnation von Baudelaire, von dem ich nur den Namen kannte. Diese Wesen waren nicht imstande zu gehen, sie trippelten. Selbst zum Stehn waren sie zu eingezwängt. Den vollgestopften Wattedeuten balancierten sie mit dem nach hinten rausgerückten Wackelpopo, die Ellbogen weitab von der Taille. Als Aushängeschild baumelte neben dem Regenschirm eine riesige fettglänzende schwarze Lacktasche, zum Schlagen. Weissgepudertes Gesicht, schwarzgemalte Augen über flammenrot getupften Wangen. Sie sprachen nicht wie menschliche Wesen, sondern zirpten wie Liebeshexen mit Zischlauten aus klassischen Walpurgisnächten. Sie schubsten Männer und machten dabei schnalzende Zungenbewegungen zu seltsamen Gebärden. Das war Lust! Sie fürchteten nichts, als die Sitte, ihren Louis und die französische Seuche. Meist strichteten sie zu zweit und gruppierten sich malerisch an Strassenecken, überwacht

vom Louis, von der Sitte und von der Syph. Strassenprostitution schien mir überirdisch himmlische Liebe. Wedekinds Konfession:

*Wieviel lieber wär ich eine Hure
als an Ruhm und Glück der reichste Mann!*

Mit zwölf kam eine heisse Sehnsucht, ein einziges Mal eine solche Dame mit Liebeserklärungen zu erobern und von ihr zurückgeliebt zu werden. Mit fünfzehn nahm ich mir nach heldenhaften Kämpfen ein Herz und drei Mark (vom Taschengeld erspart) und wagte an der Ecke Schillstrasse einer vollschlanken Blondine, die ich seit langem studiert hatte (man muss Frauen kennen!), zuzuflüstern: «Fräulein, ich liebe Sie!» Das Blut stieg mir in den Kopf, am Ende meiner Kräfte starrte ich sie an. Sie reagierte mit interesseloser Verachtung: «Quatschnichkrause, haste fünf Märker?» Ich hatte nur drei! Lieblos geschäftlich kommandierte sie: «Schatz mach Kasse, Polente, Kies, aba fix!» Ich nahm den Taler aus der Tasche, ohne ihn loszulassen. Sie wurde weicher: «Wat sollick mit dia machn? Wie wärs mitm Pietzenritt, alswennsdeschwebst?» Ohne mir ihr Menu anzuhören, antwortete ich glühend: «Fräulein, ich liebe Sie!» Sie sagte: «Quatschmitsoosse! Is mia schnuppe!», nahm mich untern Arm und brachte mich schnurstracks zur Nettelbeckstrasse zweiundzwanzig. Ein unerwartet harter Schlag: in diesem Haus wohnten nämlich Lewins, Skatfreunde der Eltern, mit deren Kindern wir befreundet sein mussten. Wenn die mich hier auf ihrer Treppe mit meiner Geliebten überraschten, bliebe mir nichts, als mir sofort das Leben zu nehmen. Schrecklich, dass Liebe und Bürger im selben Haus wohnen. Es gab kein Zurück. Zu tief war ich bereits in den Morast der Verworfenheit eines Roué gesunken. Mit fünfzehn war ich kein Kind mehr, war ein Mann, ein Lebemann. Mietze verachtete mich, weil ich noch wie ein Schuljunge aussah und ich wollte ihr beweisen, dass man mit fünfzehn Mann ist. Mit List und

Verstand hatte ich sie zu verführen, wenn nötig mit Gewalt. Danach würde ich ihr auf den rechten Weg zurückhelfen. Denn ich habe die Gewohnheit, Menschen das Leben zu retten! (Bismarck). Nichts lag mir ferner als Unsittlichkeit; vergeistigen wollte ich sie. Dankbar wird sie mich umhalsen. Sie fand Erwin einen schönen Namen. War es gefährlich, dass sie meinen Namen kannte? Umständlich schloss sie die Haustür auf. Ewigkeiten. Vorsichtig kletterte ich hinter ihr die dunkle Treppe rauf in die Unterwelt. Ein Fehltritt konnte mir das Leben kosten. Lewins! Wie ein Kind an Mutters Rock hängte ich mich an ihren Mantel. Glücklicherweise vorbei an Lewins Wohnung im dritten Stock. Danach musste ich das Schweigen brechen und fragte, was sie lese. «Haltefresse!» sagte sie und öffnete ungeschickt die Wohnungstür der vierten Etage. Verpestete Luft! Sie tickte geheimnisvoll an Zimmertüren, schob mich in eine dunkle Dachkammer, ging wortlos raus und liess mich allein in der Nacht eines fremden Zimmers. Wo war der kleine Liebesgott mit seinen herzigen Flügelchen? War Lust so traurig? Endlos sprach sie im Nebenzimmer mit Männern, als sei ich nicht da. Ich verstand ihre Sprache nicht. Rauchend kam sie zurück und steckte eine Petroleumlampe an, viel natürlicher als in all den naturalistischen Dramen von Hauptmann, Halbe, Holz, Gorkis Nachtsyl. Das Wort Surrealismus war noch nicht geboren. Unbekannte bezaubernde Trostlosigkeit: Milljöh! Ein Vogelbauer hing da ohne Vogel. Sie war wohl keine Liebhaberin von Vögeln. Eine aufgewühlte Matratze, aus deren aufgeschlitztem Bauch Stroh quoll, lag auf der verbogenen Messingbettstelle. Eine umgeworfene Wasserkanne hinter einem übervollen Hexenkessel, aus dem Miasmen stanken. «Bei mia uffm Eima!» erklärte sie, und tat's schamlos, erschreckend natürlich, wie ichs noch nie gesehen hatte. Als sie ihren Taler verlangte, wollte ich mich nicht neppen lassen: «Wollen Sie bitte erst so gut sein, sich zu entkleiden?» «Warum?» fragte sie bissig.

«Weil ich gern mal ein weibliches Geschlechtsteil besichtigen möchte.» Um die Erotik zu vergrössern, hatte ich meine Lupe mit fünfmaliger Vergrösserung mitgebracht. Auch wollte ich tiefere Einsicht in tierische Salze gewinnen. «Ich kenn alles ziemlich genau aus dem Grossen Meyer, aber ich kann mir keine greifbare Vorstellung vom Kitzler machen. Genau so undeutlich ist mir der Unterschied zwischen der oberen und der unteren Schamlefze. Vom Schwangerschaftskalender weiss ich wahrscheinlich mehr als Sie, denn in Naturkunde habe ich immer eine Eins!» Anschliessend erkundigte ich mich nach dem Befinden ihrer Gebärmutter. Sie staunte offenen Mundes. Mein Wissen schien ihr zu imponieren. «Raus mitm Taler, sonst ruf ick mein Bräutijam ausm Nebenzimma, der wird dia mitm Beil den Scheitel jadeziehn!» Ich wunderte mich, dass sie verlobt war und händigte ihr drei Wochen Taschengeld aus, enttäuscht, denn ich hatte gehofft, sie würde sich mir aus Liebe hingeben. Ich fasste gleichzeitig den Entschluss, mir Rollschuhe zu kaufen und von nun an morgens zur Schule zu rollen statt mit der Elektrischen, der Sechsendneunzig, zu fahren. Freude schöner Götterfunken kostet schönes Geld, besonders mit einer Schönen aus Elysium. «Wat nu?» gähnte sie, alsob ich langweilig wäre. Ich bestand darauf, sie solle sich mit meiner Hilfe völlig entkleiden. Nach einem tiefgehenden Gespräch würden wir uns dann trotz gesellschaftlicher Differenzen lieben können. «Du musst mir möglichst mit allen Einzelheiten erzählen, wie Du Deine Unschuld verloren hast, und warum Du ein Freudenmädchen geworden bist. Zum Dank werde ich Dir danach Goethes «Gott und die Bajadere» rezitieren, wenn Du willst, mit verteilten Rollen. Ich bin ein grosser Schauspieler, Du darfst nicht darüber sprechen.» Und schon fing ich an: «Mahadöh, der Herr der Erde kam herab...» «Sei nich blöd», sagte sie, «wenn Du mir noch zwei Mark schenkst, ziek mia aus und Du darfst Dir meine Muffe bekieken. Schatzi sei lieb!» Als ich ge-

stand, dass ich keinen Sechser mehr hatte, knöpfte sie plötzlich ganz schnell ihren Mantel auf, liess ihn mit einem Ruck auf die Erde gleiten und stand vor mir, ohne Bluse, gepfercht in ein fleischfarbenes Korsett in einem speckig-schwarzen Zanellaunterrock: war sie etwas schwanger? Grausige Natur und Kunst! Mir blieb die Spucke weg. «Tüll drüba und nischt drunta!» sagte sie, wobei sie behutsam, als täte es ihr weh, zu meinem Entsetzen Watteknäuel, die sie scheinbar zum Schutz zwischen Korsett und Busen gestopft hatte, herausnahm. War ihr Busen geschwollen? Er sah so gewaltig aus. Mir wurde es zuviel. Rote Flecken strahlten in der Nacht, Gefahr!, überall sah ich rote Flecken tanzen, bekam es furchtbar mit der Angst zu tun: das war Syphilis! War ich schon angesteckt? Verängstigt wollte ich wegrennen. Sie wollte mich nicht unverrichteter Sache ziehn lassen, verschloss die Tür und steckte den Schlüssel in ihre Lacktasche, verwandelte sich in ein Tigertier im Raubtierhaus, räkelte sich müde aufs Bett, streckte einladend ihre Zunge nach mir und fing lippenleckend an, in ihrer Grässlichkeit gefährlich schön auszusehen. Zu spät! Mein Beschluss war gefasst: dreimal sagte ich nein, wobei ich mit meiner rechten meiner linken Hand mein heiliges Ehrenwort gab, Ich war ein Mann! und sagte höflich, doch entschieden:

«Lassen Sie mich bitte gehn, Sie wollen mich doch nur zum Spass verführen!»

«Kleina, sei nich unjezogen!»

«Nochmals, lassen Sie mich bitte gehn!»

Als sie nicht reagierte, trat ich ans Fenster, als wollte ich um Hilfe schrein. Ich wusste, wie unmöglich das war: Lewins Haus, die Schule, der gute Name! War ich ein Sittlichkeitsverbrecher? «Ziehst Du Dir aus, zieh ick mia aus,» sagte sie. Stumm fing ich schon zu wanken an, da kam ein ungeduldiges «Wer-nicht-will-der-hat-schon». Sie stand auf, zog sich vorm Spiegel an, als sei sie allein. Sie bürstete ihr dreckiges Strohhhaar, streute Puder unter die Arme,

übers Gesicht, überall, schmierte Rouge auf die Wangen und sah so verkäuflich aus wie zuvor an der Strassenecke. Wieviel anziehender ist eine halbangezogene Frau als eine angezogene, als eine ausgezogene! Sie ging nochmals ins Nebenzimmer, liess mich wieder endlos allein. Ich hörte Lachen, über mich? Danach schlichen wir die Treppe herunter, an Lewins vorbei. Mietze öffnete die Haustür, gab mir einen verachtungsvollen Schups: «Türme, Paket!» Ich rannte, ein unschuldig schuldig kleines Kind, zurück in die Welt, nach Haus, ohne dass ich gewagt hatte, die Dame zu berühren. Die ganze Geschichte hatte keine halbe Stunde gedauert.

So endete das herrlichste Abenteuer meiner Kindheit. In Wirklichkeit endete es nie: zu oft navigierte ich um Mietzens Nuttenparade, sie wiederzusehen, ihr Freund zu werden. Sie jedoch, die mir so viel war, kannte mich nicht mehr. Wie jeden Unbekannten zischte sie mich an: «Kleena, willstemaal?»

Künste

Was trieb mich besseren Justemilieuknaben stetig zu jenem rivegauche Ufer, von dem alle Wege gen Montparnasse aufsteigen? Es kann nicht nur am Busen meiner Amme gelegen haben, unter dessen Einfluss sich diese Sucht nach Goldenen Schnitten entwickelt hat. («Der erstmalig vorgelegte Brustwarzenabstand diktiert lebenslang Verhältnisse».) Da war ein raffinierter Hang zu Finessen, die Lust zur Anekdote, der Drang zu gestalten, stimuliert durch das Verbot des Judengottes, sich kein Bildnis zu machen und keinerlei Gestalt... Da war die Angst, ob ich es selbst je zu einem persönlichen Geschmack bringen würde. Unter gutem Geschmack stellte ich mir eine Konstante vor, einen Platinmeterstab in einem unterirdischen Gewölbe in Paris, geheimnistuerisch überwacht von intellektuellen Snobs. Nur mit Empfehlungen reicher Protektorinnen könnte man in diese exklusive Welt eindringen. Ungesehen, wie das meine Art ist, verliebte ich mich als Kind in Paris, und da kam mir, erst mir vierzig, die Einsicht, dass Geschmack nur Vorgeschmack ist. Geschmack kommt vom Schmecken. Amerikaner haben keinen; als Babies werden sie mit geschmacklosen «Formulas» zu geschmacklosen Babies grossgepäppelt. Geschmack lässt sich nicht aus Büchern lernen, nichtmal aus Kochbüchern. Von Anfang an hatte ich Leibgerichte (und bin ihnen treu geblieben): Bierkalteschale, Leberwürste, Spickgans, Lachschinken, Preiselbeeren, Gänsegrieben, Pumpernickel, Worcestersauce, Weisse mit Schuss, saure Kirschen, Kartoffelpuffer mit Apfelmus, Lappenbeafstück und Bratkartoffelkes, gebrannte Mandeln, Mokka. Ich hasste seit jeher: Reis, Roquefort, Nudeln, Königsberger Klopse, Kalbsle-

ber, Falsche Hasen, Linsensuppe, Gorgonzola, Buttermilch, Erdnüsse und Tee. Ausser Geschmacksverirrungen hatte ich Geschmackslaunen: heute schmeckt mir Spinat, morgen schmeckt er mir nicht; es liegt nicht nur am Spinat. A priori war mir klar, dass schöpferischer Trieb von Längen- und Breitengraden abhängt, dass Temperaturen Temperamente zeugen, dass kein Genie je südlich vom Äquator zur Welt kam, dass Wasserfarben am Nordpol einfrieren und dass die Sahara arm an Kunstschlittschuhläufern ist. Ich wusste, dass Kunst nach Brot geht. Früh ahnte ich kulturelle Zusammenhänge zwischen Cheops- und Mayapyramiden, suchte und fand Ähnlichkeiten überall. Begabt war ich, doch in keiner bestimmten Richtung: ich schwankte zwischen Feuerwehrmann, Philosoph, Müllkutscher, Arzt, Rabbi, Schauspieler. Ich wusste, wenn auch nicht ganz sicher, dass ich kein Genie bin, und teilte Papas Auffassung: Genialität kommt nur bei Männern vor: Männer erfinden, kämpfen, verdienen, haben Sorgen. Frauen dagegen gebären, kochen, führen Haushalt und machen Handarbeiten, ohne zu wissen, was sie tun, wie zum Beispiel: Mama. Spielend lernt man sprechen, singen, dichten, denken; sammelt Eindrücke, imitiert, bevor man wagt, Eigenes hervorzubringen. Stil kommt später, oder nie.

Musik

Am Anfang kein Wort ohne Klang, kein Lied ohne Worte. Klavierübungen tonleiterten klimpernd durchs Haus. Wie verwunschene Unken warteten Ammenmärchen im bodenlosen Ziehbrunnen der Urgfühle. Ton. Melodie. Wort. Aus einem tiefen Grunde: Volkslied: Tiefsinn.

Rührend krächzte die Harfenjuhle auf Hinterhöfen, vor Kälte bibbernde Kurrendenknaben in schwarzen Capes sangen tieftraurigverstimmte Choräle und stelzbeinige Invaliden humpelten mit Leierkästen, auf denen als Türken ausstaffierte Äffchen zur Blauen Donau walzten, bis man ihnen schliesslich einen in Zeitungspapier zerknitterten Pfennig runterschmiss. Die Dienstboten heulten Tag und Nacht wehleidige Sentimentalerotik:

*«Zwei dunkle Augen
Ein purpurner Mund
Sind all mein Glück
Zu dieser Stund!»*

Von den beneidenswerten Strassenkindern, die jenseits von Gut und Böse tun konnten, was sie wollten, lernte ich verbotene Gassenhauer:

*«Du bist varrück't mein Kind, Du musst nach Dalldorf hin
Wo die Varrück'ten sind, da is es jutjenuch für Dich!»*

*«Wenn meine Frau sich auszieht
Wie die dann aussieht
Dann hatse falsche Zeene
Und krumme Beene!»*

«Sie hat'n Floh...
Sie hat'n Flohrentiner Hut!
Sie is'ne Sau...
Sie is'ne saubere Frau!»

«Meine Frau, die frisst jern Sülze
Und wennse keine kricht, dann brülltse»

«Hastenich den kleinen Cohn jesehn?
Jrgade sah ick ihn vorübajehn,
Seine jriene Jacke,
Schmierta sich voll Kacke
Und nu schtinkta wundascheen!»

«Mein liebes Fräulein Backhaus, / wo is denn hier das
nächste Kackhaus?
Mir is ja schon so ach und weh, / ick kann schon nich-
mehrj jradestehn!
Jehnse rechtsrum, jehnse linksrum, / jehnse imma jrade-
aus,
Dann sehnsch schon von weitem / 50 ein kleines jrienes
Haus!»

Solche Lieder durften wir nicht singen, doch wenn wir sie sangen, lachten alle.

Jeden Morgen marschierten unter unsern Fenstern die Maikewa (erstes Garderegiment zu Fuss) zum Tubaton des Weltgerichts im Stehschritt zum Exerzierplatz. Wir Preussen hatten seit hundert Jahren keinen Krieg verloren und liessen es die Welt wissen. Ich bewunderte Husaren, Ulanen, Dragoner, doch vor allem Pasewalker Kürassiere mit vergoldeten Adlern auf versilberten Helmen, hochzuross hinter ihrem vollbärtigen Hexenkesselpauker auf stolzierendem Appelschimmel. Ich wurde Militarist mit Papierhelm auf meinem Hoppa-hoppa-Reiter-Steckenpferd.

Im Gegensatz zu den Dienstmädels, die sich auf Kreuz-

bergbänken von fremden Männern knutschen liessen, trafen sich die Kinderfräuleins heimlich mit Kavalieren in lauschigkühlen Kirchen. Während sie pianissimo tuschelten, übten Organisten fortissimo immerdieseiben Orgelstücke, die mir später als Urerinnerungen früheren Daseins seltsam vertraut waren. Die C-dur Tonleiter, unkompliziert eindimensional im Viervierteltakt war meine Lieblingsweise. Noch heute zweifle ich an der Existenzberechtigung von D-dur, ganz zu schweigen von Moll-Perversitäten. Selbst in Tönen bleibe ich Voyeur. Mein Lieblingsinstrument war selbstverständlich die Pauke, obwohl ich schon damals kein Taktgefühl hatte. Auch die Eltern waren vorbildlich unmusikalisch. Mama spielte mit zwei Fingern falsch Klavier und Papa gröhlte: «Auf in den Kampf, mir juckt die Säbelspitze!» Alle vierzehn Tage, wenn das Dienstpersonal Sonntagsausgang hatte, nahmen uns die Eltern, weil sie uns nicht allein zuhause lassen konnten, zu den Sonntagsnachmittagsabonnementskonzerten in die Philharmonie. An Tischen wurde zu Bach, Beethoven, Brahms Bockbier getrunken. Die Musiker waren als Kellner verkleidet. Ich stand unterm Podium des Kapellmeisters und bewunderte den Pauker, der wilddrauflosschlagen konnte. Warum gibt es keine Tokkaten für Pauken allein? Mein zweites Lieblingsinstrument war die Zither. Wenn ich meine Schwester Annie von der Burtin (eine der höchsten Höheren Töchterschulen: die Selektasass empört auf der Empore in der Aula!) abholte, kamen wir am Spielwarenschaufenster des Kaiserlichen Hoflieferanten Lechleitner vorbei, bei dem der Kaiser immerzu Schaukelpferde für seine Söhne kaufte (Friedrich Wilhelm, August Wilhelm, Eitelfritz, Waldemar, Sigismund, Oskar). Da verknallte ich mich auf den ersten Blick in eine Appenzeller Akkordzither, sah mich bereits zu meinem eigenen Spiel in Gamslederhosen Schuhplattlern. Gegen Weihnachten fieberphantasierte ich von Zithern, bis Mama weich wurde. Jetzt kommt ein furchtbarer Charakterzug:

eine Stunde vor der Heiligabendbescherung sah ich durchs Schlüsselloch die Appenzeller Zither unterm Christbaum liegen. Zitternd schlich ich zu Mama und hörte mich sagen, ich würde viel lieber eine Dampfmaschine mit Liegekessel, Wasserstandsglas, Sicherheitsventil und Dampfpfeife haben. Damals war Umtausch unmöglich. Knecht Rupprecht, meiner Cousine Ada sprechend ähnlich und ähnlich sprechend, brachte mir also das Prachtinstrument, nicht ohne vorhergehende Erpressungsmanöver, mich wegen Nägelknabbers in seinen Sack zu stecken, was ich mit energischem Brüllen zu verhindern wusste. Nach wenigen Minuten hatte ich das zartbesaitete Instrument lebenslänglich verstimmt. Zitherspielen lernte ich nie.

Meine eigenhändige musikalische Bildung sollte durch Klavierstunden gefördert werden. Herr Klavierlehrer Ziehlesch kostete fünfzig Pfennig weniger als durchschnittliche Klavierlehrer (er machte es für zwei Mark), hatte eine Spaltnase und stank sauer aus dem Mund. Mit gelbem Bleistift schlug er unbarmherzig Takt auf meine kalten Finger, ohne meinen Anschlag zu verbessern. Nach drei Jahren erfolgloser Quuälerei wurde er von Fräulein Liebmann abgelöst. Die hatte einen samtartigen schwarzen Schnurrbart, keinen Schimmer von Musik, und stank bitter aus dem Mund. Ihr Unterricht ging systematisch darauf aus, mich instand zu setzen, meine Eltern an Geburtstagen vierhändig mit meiner Schwester zu Tränen zu rühren. Es hatte klassisch zu sein, zu schwer, mit Pralltrillern! Dabei musste ich aufstehn, um aufs Pedal zu treten. Fräulein Liebmann liebte Wagner. Ich protestierte gegen diesen Radauantisemiten. Sie belehrte mich: «Der Dichter steht auf einer höhern Warze als auf den Zinnen der Partei!» In der Tat trug sie eine Warze im Nasenflügel. Zu Pappas Geburtstag mussten wir die Tannhäuserouvertüre, zu Mamas die Lohengrinouvertüre vorspielen. Zur Belohnung durfte ich wählen, was ich zu meinem eigenen Geburtstag spielen wollte. «Garnichts,» sagte ich. Als sie

mich zwang, wählte ich Mozart. «Mozart ist soo zart!» sagte sie, «für Barokokotand bist Du zu erwachsen! Zur Strafe wirst Du Dir Clementis «Schule der Geläufigkeit» vorspielen!» Danach versuchte sie, sich in mein Herz mit einem Arpeggio Glissando wiedereinzuschleichen. Vor der nächsten Stunde verbarg ich die Noten im Bauch des Klaviers. Mit Fräulein Liebmanns Kommen setzte verzweifelt Suchen ein: auf den Schränken, unterm Teppich, hinter der Bibliothek, überall, bis ich schliesslich das Piano oben öffnete, um erstaunt die Noten rauszuziehn. Fräulein Liebmann hatte durch ihre Stahlbrille zugeschaut und bemerkte seelenruhig: «Dies Spiel ist genau so alt, wie das Pianospiel. Alle Schüler finden immer nach einer Viertelstunde die Noten im Klavier.» Es ist ihr nicht gelungen, meine Musikliebe zu zerstören. Diese wuchs sogar mit meiner ersten Oper. «Zar und Zimmermann» von Lortzing im Lortzingtheater. Da gabs an jedem Sitz eine kleine elektrische Lampe zum An- und Ausknipsen (damit man im Dunkeln das Programm lesen konnte), viel interessanter als Musik. Bei meiner zweiten Oper, «Fra Diavolo», gabs gottseidank dieselben Lampen. Bei «Marthamartha Du entschwandest» von Freiherrn von Flotow hatte ich mich an die Lämpchen gewöhnt und fand Opern langweilig komisch. Warum sangen so hässliche Sänger, was besser ungesagt geblieben wäre? Warum wiederholten sie durcheinanderquasselnd, was sowieso niemand verstand? Meine erste lampenlose Oper, «Carmen» mit der Destin, war eine Enttäuschung. Wie konnte sich ein Stierkämpfer in eine so fette Kuh verlieben?! Dünnere war das Cherubinchen der Lola Artot de Padilla und ich verliebte mich in Mozart. Sofort komponierte ich meine einzige Oper «Semiramis» in sechs Akten (warum immer nur fünf?). Ich kam bis zum vierten Takt der Ouvertüre (stark beeinflusst von Fra Diavolo), sowie zum Text der Auftrittsarie des Pharaos:

«Bringt mir Zeitvertreib ihr Diener

*Ruft mir meine Zaubrer her!
Frohe Feste will ich feiern,
Lange sah ich sie nicht mehr!*

(bis!)

Zuhause hörte ich keine gute Musik, musste dreissig Jahre warten, bis ich meinen Durst nach Melodien an den über-vollen Brüsten von Grammophon und Radio stillen konnte. Im Anfang des 16. Jahrhunderts wurde der kleine «que-sais-je?» Montaigne auf Anordnung seines Papas allmorgentlich von einem Schlafkammerorchester geweckt. Mich weckt mein Radio jeden Morgen um sieben Uhr dreissig leise mit Barockmusik, in Pianissimos, die es früher nicht gab, und Tag und Nacht lässt sich jede Sekunde Mozart aus der New Yorker Luft melken.

Theater

Donnawetta

Mang de Brett a

Sitzt n Kata

Macht Theata

Leichtfertige Kindermeechens verführten meine ersten Schritte zum Bockbierfest in die Hasenheide, wo ich in dunklen Schmierentheatern unverständliches Zeug belachte, beweinte, beklatschte. Zum Zirkus führten mich die Eltern zur Belohnung, wenn ich artig war. Es gab zwei Zirkusse: Zirkus Busch und Zirkus Schuhmann. Da verstand ich alles, besonders die Clowns, nur nicht, was sie sagten. Am aufregendsten war, wenn die Manege unter Wasser gesetzt wurde und Krokodile tanzten. Leider durfte ich nur zu Kindervorstellungen, wo niemand aufgefressen wurde und keine Akrobaten abstürzten, um sich das Genick zu brechen. Vor allem aber war Berlin eine Theaterstadt. Den Brettern, die die Welt bedeuten verfiel ich gänzlich im Sommer 1905, nachdem mich Max Reinhardts Sommer-nachtstraum in Shakespeares Märchenwälder gedreht hatte, in denen die wasseräugige Gertrud Eysold als Puck um die Wette mit elektrischen Glühwürmchen Traumnächte durchschwebte. Ich musste zur Drehbühne, wollte selbst kleine Sommernachtsträumchen in die Welt setzen, Stücke schreiben, in denen ich allein, in selbstentworfenen Kostümen und Dekorationen sämtliche Rollen unter eigener Regie kreierte, um hinterher als sarkastischer Kritiker mit-leidlos meine eigene Aufführung runterzureissen. Ein reiches Leben!

Klassische Dramen sah ich zuerst in vorbildlich schlechten, drittklassig besetzten «Nachmittagsvorstellungen für

Schüler höherer Lehranstalten zu ermässigten Preisen». Richtiges Theater mit berühmten Schauspielern war abends, zu spät, zu teuer, und ich war zu jung. Um ohne Billet in ausverkaufte Premieren reinzukommen, bediente ich mich einer List: in meinem Barmitzwohanzug, mit wild in die Stirn gebürstetem Haar, die Schulmappe gerollt unterm Arm, stürmte ich an den Logenschliessern vorbei, so überzeugt, ein bedeutender Theaterkritiker zu sein, dass ich niemals angehalten worden bin. Ich durchstand den Abend im Stehparkett, schrieb nachts im Bett eine vernichtende Kritik im Stil Kerrs oder Schlenthers, und stürzte mich am nächsten Morgen auf die Zeitung, um rauszufinden, ob ich rechtgehabt hatte.

Ich schwärmte für Reinhardts Helden Moissi, der mit schiefgehaltenem Lockenkopf in hysterischem Singsang die Herzen stahl, imitierte ihn besser als er selbst, sprach mit noch falscheren Betonungen als er, legte meine Knabenstirn in tiefe Theaterfalten und schminkte mir mit Leichners Fettschminken schwarze Augenränder rings um die Augen. Bald konnte ich andere Schauspieler nachmachen, sogar Kainz, Matkowsky, Sommerstorff, die ich nie gesehen hatte. Mühsam lernte ich Monologe auswendig und tat, als hätte ich nach flüchtigem Durchblättern meinen Hamlet im Kopf. Weh den Gästen, wenn sie mich nicht zwangen, wider Willen meine Schauspielkünste vorzuführen! Ich buhlte um Beifall, den ich zu verachten vorgab. Niemand verstand, niemand konnte verstehn (selbst ich nicht), was sich in den Tiefen meiner Künstlerseele abspielte. Unverstandensein gehörte zu den Notwendigkeiten meiner Jugend, meines Lebens, meiner Zeit.

Der Spiegel

Die Vorbereitung auf die Bildenden Künste vollzog sich im Elternhaus. Zwischen unzähligen Schlüsseln lag in Mamas Schlüsselkorbchen einer mit verschnörkeltem Messingknopf, der ihren eingemotteten Salon vor uns verschloss. Nur bei besonderen Gelegenheiten wurde das Allerheiligste geöffnet. Bevor die Überzüge von den Seidenmöbeln genommen wurden, gab's gründliches Grossreinemachen mit Sauerkrautmassage des Teppichs. Mit diesem Schlüssel riegelte ich mich heimlich, bei zugezogenen Gardinen in diese Heiligen Hallen, mein erstes Museum. Da hing auf mandelgrüner Papiertapete mit echter Seidenmoirédamassépressung ein Riesenölgemälde, von Papa kunstkritisch als «Schinken» klassifiziert: «Der Hirtenknabe» von Professor Franz von Lenbach, originalkopiert in der Müncher Pinakothek von Mamas bester Jugendfreundin Elise Mentzel aus Stettin (von deren Vater Grosspapa Henry seine Weinpanscherei besonders vorteilhaft übernommen hatte). Ein Hirtenknabe sonnte sich unter vielzublauem Himmel auf vielzugrüner Wiese, lebensgross, lebensmüde. Deutsche Pastoralromantik von 1900. Ohne Krafft-Ebings gesammelte Märchen gelesen zu haben, war mir klar, dass dieser alldeutsche Krafft-durch-Freudenknabe ein Berufsonanist war. Ein schwerer Goldrahmen erhöhte die Unanständigkeit der Situation. Rechts daneben rief Böcklins unvermeidliche Toteninsel in gräulichgrünlicher Kupfertiefdruckgravüre einen gewollt tiefen Eindruck hervor. («Wer was bei Jahndorf kauft, bringt nichts von Wertheim!»). Zwischen Guido Renis Aurora in Zwölf Farbendruck und einerhalbentblösten Sepiaschönheit von Henner, die mich mir ihrer die

Brüste verhängenden Haarpracht zum Haarfetischisten bürstete, schlug die Standuhr mit Doppeldomgongglockenschlag feierlich verkehrt die Stunde. (Zu diesem Zweck kam wöchentlich Uhrmacher Gieritz. Sobald er weg war, machte ich seine Arbeit ungeschehen.) An der gegenüberliegenden Wand hingen goldgerahmt, von derselben Elise Mentzel nach Photos gemalt, die blutleeren Porträts der Eltern meines Vaters neben dem sich im Bergsee spiegelnden schneebedeckten Watzmann von Achenbach, gleichfalls von Elise Mentzel. Vor der sich verschämt entblössenden Phryne und der schamlos grinsenden Hille Bobbe von Franz Hals standen auf bronzebeschlagenen Jugendstilpedestalen Nippsachen: der Moses von Michelangelo mit Grünspan (zweiter Kegelpreis), der trunkene Faun, Antinoos (Marmorimitation), der Dornauszieher (rosa Alabaster), ein Merkur (Kunstbronze-Gips), der Sämann von Meunier (vom Personal zum Geschäftsjubiläum). Pasi-phae und Iphigenie auf Tauris in Aulis (Gravüren) erweckten mythologische Fragen, die nur durch unverständliche Erektionen beantwortet wurden. Auf dem Salontischchen lag Nietzsches Zarathustra, ungelesen.

Das wirkliche, das wahre Wunder jedoch war der Riesenspiegel, der zwischen den zwei Salonfenstern, umrahmt von raffiniert gerafften olivgrünen Samtgardinen die Wand beherrschte. Mama hatte mich gelehrt, das Auge sei der Spiegel der Seele. Auge in Auge beobachtete ich die meine, sass stundenlang auf dem waschechten sächsischen Smyrnateppich vorm Salonspiegel und schnitt Grimassen, um zu reifen, alt auszusehen, meine Seele zu entdecken. Obwohl ich inzwischen das Gegenteil gelernt haben dürfte, bleibe ich überzeugt, dass hinter dem durchsichtigen Glas ein Leben in einer andern Welt vor sich geht. Wir sind Doppelgänger. Ohne Spiegel wär ich nie Mensch geworden. Narren nennen das Narzissuskomplex. Ohne Spiegel keine Kunst, ohne Echo keine Musik.

Als ich mit elf Jahren zum erstenmal eigenhändig die

Freuden der Lust an mir ausprobierte, nachdem ich mir zuvor mein heiliges Ehrenwort gegeben hatte, dies metabolistische Experiment nur ein einziges Mal aus rein wissenschaftlichen Motiven auszuführen, kniete ich Autovoyeur vor dem Spiegel, um den bedeutsamen Augenblick des Auftauchens von dunkellila Ringen unter meinen Augen, die mich unzweideutig zum Lebemann stempelten, zu beobachten. Stattdessen schlossen sich meine Augen und mir ging der Sinn des Wortes *Liebestod* auf. Erstaunt fand ich danach im Jenseits des Spiegels mein altes Gesicht zurück. Hatte ich doch gefürchtet, dass jeder mir mein «Verbrechen am keimenden Leben» ansehen würde! Die angsteinjagenden Theorien über die Gefahren der Selbstbefleckung hatte ich aus *Meyers grossem Konversationslexikon*, das hinter Schloss und Riegel vollgestopft mit den faulsten Pferdeäpfeln der Erkenntnis in Papas Bücherschrank auf mich lauerte. Gierig entnahm ich dem *Grossen Meyer* unterm Bett oder bei Kerzenschein auf dem Klo verbotenstes Wissen. Alles war so mystisch verworren geschrieben, dass ich es als pornographische Religion hinnahm: Credo quia absurdum. Ich glaubte, weil es Unsinn war, wie der Jude Herr Onan in der Wüste eigenhändig die Onanie erfunden hat, die früh zu doppelt vereiterter *Tabes dorsalis*, der gefürchteten Rückenmarkschwindsucht führt, von welcher der völlig entkräftete Knabe nach langen qualvollen Leiden durch vorzeitigen Tod erlöst werde. Ich zog die Konsequenzen: sobald ich mit meinen Eltern, dem Leben oder mir selbst unzufrieden war, nahm ich freudig mein Schicksal in die eigne Hand und versuchte, mittels der im *Meyer* angegebenen Methode meinem jungen Leben ein Ende zu bereiten. Oft und gern habe ich zu diesem Mittel greifen müssen, ohne je zum gewünschten Ziel gelangt zu sein: ich bin dabei stets in tiefen Schlaf gefallen.

Was trieb mich in die Künste? Sexualtrieb trieb mich. Die ersten visuellen Anregungen sog ich aus Papas Witzblättern. Wöchentlich wiederkehrende Reize derselben De-

mimondainen in Spitzenhöschen regelten mein Selbstbefriedigungsprogramm. Zugleich wurde ich auf die Damenkonfektion vorbereitet:

«*Männer hack mir mal die Taille auf
ich komm nicht bis oben rauf!*»

Franz von Reznicek lehrte mich im *Simpl* fachgemäss eine verlegene Blondine am Bettrand zu entkleiden. Von Ernst Heilemann erfuhr ich aus den Lustigen Blättern, wie ein vollschlankes Gschpusi beim Schampus im Séparée mit einem Chevaulegerleutnant ihrem Ollen Hörner aufsetzt. In der *Jugend* gab mir der pervertierende Beardsleyimitator Franz Ritter von Bayros Privatstunden in der Verführung Minderwertiger durch grausamkorsettierte Messalinen in Straussenfederornat unter Zuhilfenahme unanständiger Affenpinscher. Jeder deutsche Knabe von damals hat anhand dieser Liebesgöttinnen dieselbe Schule durchlaufen – mit verschiedenen Resultaten.

Kunst und Natur sind nur eines. Beginnend in den Panoptikums (Passage- und Kastans-), wo ich die Siamesischen Zwillinge, Dr. Agha die schwebende Jungfrau, Liliputener, den Riesen Machnow, die Hafeneinfahrt von New York, verstaubte Wachsfiguren in Schreckenskammern, frühzeitig in Alkohol ersoffene Fötusse und andere Abnormitäten anstaunte, gings über die lebendigbewegte Kunst des Theaters zur erstarrten Museumskunst. Vorher durchlebte ich noch dreidimensional im Kaiserpanorama alle Phasen der Kreuzigung Seiner Majestät des Heilands bei bengalischer Beleuchtung auf dem Berge Golgatha, das heisst Schädelstätte. Auf einer danebenliegenden Schädelstätte, das heisst Feldherrnhügel, grüssten Moltke, Bismarck, Roon begeistert ihren weisen Kaiser Wilhelm I. mit Familie, wozu im Vordergrund ein sich mit Mühe halbaufrichtender Grenadier salutierend verblutet.

Mein erstes richtiges Museum war das Postmuseum, wo sämtliche Briefmarken der Welt in Glaskästen ausgestellt

waren. Leider war ich zu klein und konnte nichts sehen. Da gabs aber sonntags eine Sondervorstellung, wo Röntgenstrahlen geschmuggelte Taschenuhren in versiegelten Päckchen entdeckten. Danach wurden Gardinen zugezogen. Lange stand man im Dunkeln, bis über ein benässtes Laken vielzuschnell etwas flatterte, das mit allgemeinem *Aaaahhhh!* begrüsst wurde. Papa hob mich hoch, damit ich besser sehn konnte. Erst hinterher, nachdem man es mir ausführlich erklärt hatte, war ich unter Tränen im Stande, das Gesehene zu erkennen: Möven im Flug: mein erster Film. Warum der im Postmuseum gezeigt wurde, war mir nie klar. Niemand ahnte eine neue Kunst.

Zweimal jährlich musste ich mit Papa in die nachÖl stinkende *Grosse Berliner Kunstausstellung*, wo deutsche Anekdotenmalerei ihr Unwesen trieb. Süssliche Boudoirszenen wechselten mit imposanten Schlachtenbildern, rauher Kriegslärm mit heitren Früchtestilleben. Mir lag der Genremaler Professor Eduard Grützner, Meister der geilen Mönche: eine üppige Sennerin serviert dem feisten Prior, der ihr schmunzelnd in den prallen Hintern kneift, eine dampfende Gans. Darunter, auf ein Goldplättchen graviert: *«Ein fetter Braten»*.

Von den grossen Kunstmuseen erwartete ich ungestörte Befriedigung meiner erotischen Interessen. Meine Museumsleidenschaft wuchs dementsprechend, sodass meine Eltern sich genötigt sahen, den «jungen Herrn Drippe», Sohn von Papas Schneider zu dingen. Dieser arme, aber kunstferne Student hatte mit mir gegen ein bescheidenes Taschengeld allsonntäglich ein Museum zu durchgehen. Erst in die «kleinen» Museen: ins Völkerkundemuseum mit peruanischen Federwundern und Mumien, ins Naturkundemuseum mit versteinerten Baumriesen, ins Kunstgewerbemuseum mit langweiligen Porzellangeschirren, in die kaiserlichen Marställe mit allen Kutschen aller Zeiten, ins Zeughaus mit allen Orden auf allen Uniformen, ins Hohenzollernmuseum mit ausgestopften Monarchen, ins

Märkische Museum für Heimatkunde, in die Urania, wo man für fünfzig Pfennig Entrée wertvolle Instrumente kaputtexperimentieren konnte, wenn niemand hinsah. Am langstieligsten war das Berg- und Hüttenbaumuseum. Da war's aus mit meiner Geduld und ich ertrotzte mir die großen Museen.

Die Marmorsplitter des Alten Museums links liegenlassend, stürzte ich mich in die Nationalgalerie, wo mich gleich im Eingang gigantische Mackart-Orgien vergeblich zu verführen trachteten. Ich suchte Intimitäten mit einer beseelten Schönheit. Im Hintergrund kleinerer Nebensäle schimmerten französische Impressionisten, zitternd, wie warme Luft, die man nur durch die Brille eines Temperamentes verstehen konnte: *Re noir* = das schwarze Reh!

Entzückt suchte und fand ich Daubignys roten Punkt, den ich bei *Co Rot* vermisste. Erfüllung aller Wunschträume kam von den Alten Meistern im Kaiser-Friedrich-Museum, die, durch transparente Schleier noch nackter, unverschämt Schönheit zeigten, welche meine verschämten Eltern mir hatten vorenthalten wollen: Botticellis Venus im Goldhaar und Cranachs Lukretia mit Dolch öffneten mir unschuldig obszön den Venusberg ihrer Erotik. Mit männlicher Entschlossenheit bekannte ich mich als Knabe zu den Fetischen meines Lebens: Augen, Haare, Busen, Mund. Meinem Thema verfallend spiegelte ich mich im Jungbrunnen von Cranach dem Jüngeren, wo scheussliche Greisinnen von links in ein viereckiges Brunnlein klettern, dem sie, von Jünglingen vor geöffneten Purpurzelten galant erwartet, als anmutige Jungfrau nach rechts entsteigen. Eine Mischung von Malerei und Dichtung: *Avant et après*. Nie habe ich eine junge Göttin angestaunt, ohne mir auszumalen, wie die Zeit diese verführerischen Zauberinnen in alte Hexen verwandelt. Oft habe ich im Musée du Louvre vor einer mittelalterlichen Skulptur gestanden: «Von Würmern angefressener Kadaver einer Edelfrau» (Burgund 13. Jahrhundert). Der tiefste literarische Ein-

druck zu diesem Thema, François Villons: «Les regrets de la belle Héaulmière». Mein Beitrag zu diesem Kapitel der menschlichen Tragödie ist eine Aktaufnahme der achtzigjährigen Carmen, die fünfundvierzig Jahre zuvor für Rodins «Le baiser» posiert hatte. Beim Höllenbreughel fand ich erstaunt das Grauen meiner eigenen Nächte zurück: danse macabre, Hexensabbat, Inferno, Mord, und auf den ersten Blick wurde ich für immer ein Bewunderer des Meisters Hieronymus Bosch. Ich erzählte mir Geschichten, die ich in den beseelten Augen Rembrandts las und fühlte mich Dichter.

Poesie und Prosa

Übchen

Bübchen

Rübchenzahl

Übchen

Bübchen

Knoll

Zibberdibibberdibonika

Zibberdibibberdiboll

In der bimbambolschen Kirche

Geht es bimbambolisch zu

Da tanzt der bimbambolsche Ochse

Mit der bimbambolschen Kuh

Und die bimbambolsche Köchin

kocht den bimbambolschen Brei

Und Du bist frei!

Wortverspielte Abzählreime taten es mir früh an. Ich war gegen ungereimtes Zeug. Mich begeisterten Gedichte, die man deklamieren konnte, ohne sie zu verstehen. François Villon, den Poeten meines Lebens, entdeckte ich erst mit vierzig. Nie aber habe ich entdeckt, warum Frankreich keine Groteskpoesie hat, keinen Morgenstern, keinen Ringelnetz, nichtmal Struwelpeter oder Max und Moritz, während es in England wenigstens gereimte Schweinigelei, die göttlichen Limericks, gibt.

Von Märchen und Heldensagen war ich über Lederstrumpf mit der Pubertät beim Grafen von Monte Christo angelangt, beim Roman. Mich packte die Lesewut. Mindestpensum: ein Buch per Tag. Ich verschlang viel, verstand wenig, genoss alles; wagte nichtmal, mir einzubilden,

ich verstände etwas. Kunst thronte zu hoch auf dem Olymp klassischer Überheblichkeit, um von einem Untertertianer verstanden zu werden. Ich traute mich nicht, ein Wort zu überspringen, denn gerade dieses Wort könnte die Lösung des Welträtsels enthalten. Was das Welträtsel aber war, fand ich nichteinmal in den «Welträtseln» von Professor Ernst Haeckel. In der Buchabteilung des neueröffneten KaDeWe (Kaufhaus des Westens) sprang mir aus Franz Bleis Anthologie «Das Grauen» Edgar Allan Poe's Schwarze Katze (von Kubin gezeichnet) ins Gesicht und jagte mich in die Welt der nekromantischen Kurzgeschichte. Ich rannte nach Haus, selbst eine zu schreiben: Ein eminenter Arzt entdeckt das Serum der Genialität und spritzt es seinem neugeborenen Sohn ins Hirn, worauf dieser sofort unheimlich genial wird (Primzahlen, Sanskrit, Quadratur des Zirkels, Kamasutra und die Veden). Den Vater packt Eifersucht. In einem Anfall von Wahnsinn tötet er das geniale Baby und piekt sich selbst mit derselben Nadel ins Kleinhirn, wonach er mit endlosem Schrei den Geist aufgibt. Diese Geschichte las ich Freunden, «Der Klicke,» bei Kerzenschein, Zigarettenqualm und Sherry – brandy vor, wobei ich meine Entsetzensschreie derartig in die Länge zog, dass die eifersüchtigen Klickenbrüder statuarisch festlegten, kein Schrei dürfe eine Minute überschreiten. Um mich zu rächen, schrieb ich eine Novelle, die ein fünf Minuten langes Schweigen enthielt.

«Was liegt an meinem dreizehnten Geburtstag, wenn nur mein tausendster gefeiert wird!» schrieb ich in mein Tagebuch. Ich verachtete, was Berlin verschlang, war Antibestseller. Ein sicherer Instinkt (früher nannte man das Schutzengel) legte meine intellektuelle Erziehung in die Hände Wedekinds, Strindbergs und Dostojewskis. Ohne sie wär ich ein anderer Mensch geworden, ohne sie wäre die Welt eine andere geworden.

Barmizwoh

Als eine Volksbibliothekarin mir mit dreizehn Weiningers «Geschlecht und Charakter» verweigerte, weil sie mich für unreif hielt, beschloss ich, mir eine eigene Bibliothek anzulegen mit sämtlichen Werken sämtlicher Klassiker (nicht etwa «gesammelte» Werke, aus denen die Hauptsache weggelassen war), einschliesslich aller verbotener Bücher. Um diese geschenkt zu bekommen, hatte ich mich dem Wunsch meiner Eltern zu fügen und der Barmizwoh zu unterziehen, was mit meiner Freigeisterei kollidierte: Paris ist eine Messe wert. Die jüdische Einsegnung findet statt, wenn man dreizehn wird. Da wir aber gerade nach dem Berliner Westen umzogen, was zum guten Ton gehörte (mein Leben zieht, wie die Sonne, von Osten nach Westen), wurde meine Einsegnung ein Jahr verschoben. Im schwarzen Männeranzug, unter einem schwarzen Hut, musste ich vor versammelter Gemeinde in der Synagoge Gebete auf Hebräisch in Höchstgeschwindigkeit runterrasseln. Als ich in dem grossen Tempel meine eigene Stimme nicht hörte, bekam ich Lampenfieber und versagte. Hinterher Tantenküsse, wie grossartig ich meine Sache gemacht hätte.

Abends Grossemenschengesellschaft in grosser Toilette mit gedruckten Menus à la Kempe (Kempinsky). Solche Orgien sozialer Wichtigtuerei waren die Kulminationspunkte im geselligen Leben meiner Eltern. Monatelang vorher wurde in gereizter Stimmung von nichts anderem gesprochen, als wen man einladen müsse, was man den lieben Gästen (Chateissim – Schweine) vorzusetzen hätte, um sie zu beeindrucken. Papa bestand deklamatorisch auf «Hummer, Lachs und frischem Bärenschinken». Extra Stühle,

Geschirre, Garderobenständer, extra Köche, Diener, Hilfspersonal wurden gemietet. Und Herr Perls, ein befrackter Humorist, Bänkelsänger und Klaviervirtuose. Bei der Generalprobe am Vorabend waren sämtliche Anwesenden beleidigt.

Am Abend selbst improvisierte Herr Perls beim Einzug der Gäste ins Esszimmer ein amüsanter Quodlibet vom Hohenfriedberger Marsch, dem Chanukkalied, «Pauline geht tanzen» und der Schönen Blauen Donau, wobei tafelordnungsgemäss jeder Tischherr seine Dame mit putziger Grandezza zu Tisch führte. Als alles platzgenommen hatte, brach Feststimmung aus, es summt, wie im Bienenhaus, wurde unerträglich heiss und die Schlemmerei begann: Hors d'œuvres variés: Möveneier in Cumberland-sauce, Zeeländische Austern, Oderkrebse in Dill, Molosolkaviar im Eisblock, Rindermark auf Toast, Weinberg-schnecken mit Kräuterbutter, Gänseleberpastetchen. Danach eine vorzügliche klare Bouillon mit Mazze Klösschen (handgerollt mit Spucke, von Grossmama Lisette), danach Rheinlachs (respektive Maifisch) mit holländischer Tunke, Helgoländer Hummer mit gewellter Butter, frische schneeweisse Spargelspitzen gefolgt vom obligaten gewaltigen blutigen Roastbeef mit buttergeschwenkten Malta Petersilienkartöffelkes, danach Rebhühnchen mit von Mama selbsteingeweckten Preiselbeeren, oder gespickte Fasane mit Morcheln und Steinpilzen in saurer Sahne-sauce, danach die unvermeidliche «Fürst Pücklerbombe nach Henry Cohns Art», Tutti Frutti mit frischen Wald-erdbeeren in Maraschino mit süsser Sahne, danach eine garnierte Käseplatte mit allem was stank, mit allen Brot-sorten der Welt, dazu die von Mama geschmackvoll über-ladenen Fruchtschüsseln (als Sehenswürdigkeit die ersten deutschen Bananen aus unsern Kolonien).

Zu jedem Gang die dazu gehörigen Weine, Schaumweine, Liköre und französischen Cognacs (alle in Grosspapas Weinanscherei in Stettin entstanden). Weisswein wurde

in Römern kredenzt, scheusslichbuntgeschliffenen Bakkaratpokalen, die Mama sammelte (das Glück von Edenhall mit Knall und Fall, wobei jeder unter Tränen die Schuld auf den andern schob und retour). Dampfender Mokka kam in winzigen Rokokotässchen mit echtvergoldeten Mokkalöffelchen in Form eines Rosenblattes. Das Personal servierte in weissen Handschuhen. Immer wieder hatten sich die Gäste zu weigern. Es gab einen formellen Kult des Nötigens, bei dem sich jeder immer neu erweichen liess. Mama konnte nicht oft genug sagen: «Lieber den Magen verrenken, als dem Wirt was schenken!» doch ass vor Aufregung selbst keinen Bissen. Vorübergehend wurde leider auch gekotzt; meistens- auf dem Weg zum W.C. – in den endlos langen Berliner Korridor. Unter Absingung der Hymne «Ein Prosit, ein Prosit der Gemütlichkeit!» fing es an fidel zu werden. Der Vergnügungskommissar Perls übertraf sich an passender Klavierbegleitung. Gedruckte Tafelkarmina mit endlosen Refrains wurden verteilt und gesungen, den Gästen wurde mehr und mehr geboten. Zwischen den Gängen bedeutsame Tischreden. Grossmama Lisettes Ansprache war jedem bekannt: «Hochverehrtester Herr Jubilaris! Verehrte Festversammlung!» Weiter kam sie nicht, der Beifall nahm überhand.- Grossvater Henry dagegen war kein Redner, er musste – aus Verlegenheit – bei seinem berühmten Damentoast: «Meine Herren! Und meine Herren: die Damen!» so furchtbar lachen, dass ein allgemeines Höllengelächter losbrach, bis alle sangen: « In der Beziehung steht er einzig da! Ein Hoch dem lieben Grosspapa!» Als jedoch mein Vater ans Glas klopfte, brach hochgespannte Totenstille im Saal aus, man hörte Nadeln fallen, es wurde nichtmehr geatmet. Er weidete sich in vollen Zügen an dem gewaltigen Eindruck, den er hervorrief. Schweiss entperlte seiner Denkerstirn. Unverstehbar begann er im Flüsterton. Ohne dass jemand gewagt hätte, «lauter!» zu rufen, wurde er mit jedem Wort lauter. Tante Philippinchen musste nie-

sen, Papa brüllte wütend: «Ruhe!» und begann seine Rede von vorne. Nach zehn Minuten schon fing man an, ihn zu hören; verstehen konnte man ihn sowieso nicht, es war zu geistreich. Er schien im Herrenhaus die Rechte unterdrückter Völker zu verteidigen. Seine Augen sprühten Funken. Von Menschenrechten kam er zornig auf Kultur, Kultus, Literatur, Ethik, Nationalökonomie, beziehungsweise (sein Lieblingswort als Redner) auf Schirmpolitik. Nach einer atemberaubenden Stunde deplacierte er triumphierend sein Schillerzitat: «Schnell wie der gierige Hai reisset die Fluten entzwei!» und der Jubel kannte kein Ende. Kaum hatte sich der Beifallssturm gelegt, erhob sich Papa, zu aller Schreck, aufs Neue, schlug ans Glas und verkündete mit Stentorstimme: «Nunmehr erteile ich hiermit das Wort meinem Thronfolger, dem Barmizwohknaben und Untersekundaner Erwin Blumenfeld!» Zu schlimm! In der Hoffnung, man würde mich vergessen, hatte ich mich angeheitert. In diesem Zustand musste ich die althergebrachte Barmizwohrede improvisieren, die mir während der letzten Monate eingetrichtert worden war. Man zwang mich, auf einen Stuhl zu steigen, damit alle mich besser sehen könnten. Ich schwankte. Zwei Tanten hielten mich: «Seit jeher war es in Israel Sitte, dass ein Knabe, wenn er Barmizwoh wurde, seinen Gefühlen frei und ungezwungen Ausdruck verlieh. Von dieser schönen uralten Sitte will auch ich nicht abweichen, und...» als ich steckengeblieben war, entrang ich mir unter orkanischem Applaus das Gelöbnis, «ein würdiger Blumenfeld hoch Cohn quadrat» zu werden, und rollte entseelt untern Tisch. Mein durchschlagendster Erfolg auf der letzten grossen Gesellschaft meines Lebens.

Die Ernte dieser übermenschlichen Anstrengungen war enttäuschend: statt der 360 Bücher auf die ich fest gerechnet hatte, bekam ich nur 237, darunter fünfmal Büchmanns Geflügelte Worte und dreimal Goethes Werke. Mama opferte einen ausrangierten Küchenschrank, den

ich gekränkt mit meinen Schätzen vollstopfte: meine eigene Bibliothek.

Entdeckerfreuden

Vergeblich versuche ich, verflossenen Stil zurückzubringen. Beim besten Willen kann ich heut nicht mehr dahinter kommen, warum mir mit fünfzehn «Rosa, die schöne Schutzmannsfrau» das Maximum an Geist erschien. Der Neokantianer Dr. S. Friedlaender, fanatisch spezialisiert in Polarität und exzentrischem Sehen, hatte diese «Fondants aus der kleinen spiritualen Konfiserie», die mich in hellste Begeisterung versetzten, im expressionistischen *Sturm* unter dem Pseudonym *Mynona* veröffentlicht. Als ich den Autor persönlich kennen lernte, schien es mir unfassbar, dass ein erwachsener Mann von enzyklopädischem Wissen, der sogar gedruckt worden war, sich mit einem Schuljungen wie mir unterhielt. Er ähnelte Hans-Christian Andersen, spielte den Weltmann und Libertin, machte auf «Genial aber boshaft»: ein Anreger. Aus seinem Munde hörte ich zum erstenmal die magischen Worte Psychoanalyse und Relativität und den Namen Montaigne. Er zeigte mir den Notausgang aus dem Elternhaus durchs Café Grössenwahn (Altes Café des Westens), wo die Genies stundenlang hinter einem leeren Wasserglas Nirvana spielten, wenn sie sich nicht gerade anpöbelten. Die Bohème tat verrückt (Maupassant, Van Gogh, Nietzsche) oder spielte epileptisch (Dostojewski, Flaubert). Es lag an der Zeit. So versuchte ich mein intellektuelles Glück im Café. Bis zur höchsten Ehre, von dem rothaarigen buckligen Zeitungskellner Richard gekannt zu werden, habe ich es nie gebracht. Nichtmal ignoriert hat er mich. Auf der Terrasse des Cafés, am Kurfürstendamm Ecke Joachimsthaler, thronte an ihrem runden Marmortischchen «der schwarze Schwan Israels,» Else Lasker Schüler, Weberin des Tibetteppichs:

«Deine Seele die die meine liebet
ist verwirkt mit ihr im Teppichtibet.»

Ich setzte mich in ihre Nähe und «fixierte sie». Stundenlang. Bis schliesslich Jussuf, Prinz von Theben, Tino von Bagdad, der Malik mich wütend anfauchte: «Haben Sie unverschämter Mensch nichts anderes zu tun, als mich anzustarren?» Wie immer hatte ich meine Geistesgegenwart zu Hause gelassen und stammelte errötend: «Nein!» Diese Antwort gefiel ihr. «In welcher Klasse sind Sie eigentlich?» fragte sie interessiert. Ich wisperte: «In der Untersekunda O des Askanischen.» Damit hatte ich das Eis gebrochen. Sie liess mich an ihren Tisch kommen und fabulierte von den Heldentaten ihres jeenjaalen Paulchen, ihres Sohns, der auf die Odenwaldschule ging und alle Welt mit seiner Schönheit entzückte. Wie er, noch kein Jahr alt, aus seiner Wiege geklettert war (sie hatte das durch ein Schlüsselloch beobachtet), um aus der Mauer den für seinen Knochenbau so unentbehrlichen Kalk zu brechen. Ich wusste geschickt Strindbergs «Kinder sind Wunderkinder» anzubringen; «aber Paulchens sind Scheenies!» verbesserte sie. (Alle fraglichen Genies meines Lebens hiessen Paul!) Ich verging vor Stolz, ohne fremde Hilfe, durch meine Persönlichkeit allein den grössten lebenden deutschen Dichter (Karl Kraus hatte ihr diesen Ehrentitel verliehen, wofür sie ihn zum Cardinal ernannte) erobert zu haben. Ich kannte die Lasker Schüler und die Lasker Schüler kannte mich: *Gradus adparnassum*. Ihre Persönlichkeit faszinierte mich mehr als ihre Poesie und Prosa. Ihr Haar ungewöhnlich aufregend in kurzem Pagenschnitt. Kupferhalbmonde baumelten an ihren Ohren, Bernsteinperlen, buntes Glas und Talmischmuck um den Hals. In ihrer alten Seehundjacke rannte sie herum, jenseits von Geld und Mode, arm: jeder Zoll ein Malik, immer etwas gekrümmt, ein zum Sprung bereiter Tiger. Erst nach ihrem Tod kam raus, und ich wollte es nicht glauben, dass sie, die mich als Gleich-

altrigen behandelt hatte, genauso alt war wie meine Mutter. Dabei verlangte sie von jedem ihrer Freunde und Feinde einen ehrerbietigen Respekt, der regelmässig mit garstigen Wutausbrüchen belohnt wurde, die sie aus heiterem Himmel auf ihre Vasallen niedersausen liess. Mir fehlte der Mut, sie, wie viele, «Prinz» zu titulieren. Ausserdem fand ich es lächerlich.

Bald waren wir alte Schulfreunde: «Könnense sich richtig begeistern? Für eine Idee sterben?? Dynamitbomben schmeissen??? Mit einer Räuberbande von gestreichten blauen Reitern diese Spiesserweltstadt in die Luft sprengen???? Heutabend: Generalprobe beim Gnu. Ich werde neue Gedichte und den uralten Tibetteppich lesen, zunächst aber zahlen Sie meinen Café! Mit meinem Geld, Sie unverschämter Mensch, was fällt Ihnen ein, beleidigen lass ich mich nicht! Vor einer Stunde hab ich mit eignen Händen einen wahnwitzigreichen Philistermilliardär erdrosselt. Sein letztes Wort: «Schmeckt's?» Seien Sie auf die Minute pünktlich zwischen fünf und acht in Reuss & Pollacks Bücherkneipe. Bringen Sie Pistolen mit, wir Künstler sind geschworene Verschörer, es wird Revolution gemacht. Grausame Schlächterei mit vielen Toten. Man fürchtet mich fürchterlich! Die Losung: *Dar es salam!* Ich bin nämlich unsterblichwahnsinnig verliebt in den grössten Negerkönigsohn aus Deutschsüdwestnordostafrika und in seine Lieblingsfrau Schuleika. Sie leben im ewigen Friedenau auf *er Damuka* (Deutsche Armee Marine Und Kolonial Ausstellung) in wildester Wigwamehe. Er raucht Friedenspfeife mit herzförmigen Lippen, sie duftet wie eine Gazelle, nicht wie im Zoo, sondern wie im Urwald. Beide sind glühend eifersüchtig aufeinander, auf meine Liebe und auf Kete Parsenow. Schwören Sie Geheimhaltung bis aufs Blut und kommen Sie! Schwarzweisser Magier!» In der stillen Hoffnung, die grosse Dichterin einmal photographieren zu dürfen, hatte ich ihr von meiner Kamera vorge-

schwärmt und sofort diesen Titel erhalten; photographiert habe ich sie leider nie.

Punkt sieben stand ich vor der geschlossenen Buchhandlung. Niemand da. Nach einer Stunde kam ich zurück; nach langem Klopfen öffnete eine Habichtsnase, sagte: «Ich bin Curt Erich Glaser» und liess mich, sprachlos vor Bewunderung in den halbbeleuchteten Büchersesam. Die Lasker Schüler sass mit gekreuzten Beinen als Fakir auf der Erde und schrie, sie lasse sich Höxters Verleumdungen nicht länger bieten, er habe sich schweinisch benommen, Her Blumenfeld, der Schwarzweisse Magier könne es bezeugen (ich wusste von nichts). So wurde ich vorgestellt, schüttelte Hände, verbeugte mich à la Moissi, was meine Persönlichkeit ausdrücken wollte, und kam mir als arrivierender Künstler sehr erwachsen vor. Alle zankten sich über Namen, die mir nichts sagten, Zurücksetzungen, schreiende Ungerechtigkeiten, Plagiat. Der Prinz brüllte, es fiele ihr prinzipiell nicht ein, sich im Gnu zu prostituieren und rannte, ohne dass es zum Tibetteppich gekommen wäre, wütend weg.

Gegen 1915 ging ich eines Nachts feuchtfröhlich in die Entlehrungsanstalt Café Wellblech am Potsdamerplatz. Ein durch den gegenüberliegenden Eingang kommender junger Dandy stellte sich neben mich, klemmte ein Monokel ins Auge, öffnete seine schwarzweisskarrierte Hose und schiffte in einem einzigen Zug mein Profil so meisterhaft an die Wand, dass ich mich des Lobes nicht enthalten konnte. Wir wurden Freunde. Er war der genialste Mann, den ich im Leben gekannt habe, ein grosser Erzähler und ein gewaltiger Zeichner. Der Mann war George Gross. Er gehörte, wie auch Mynona, zum Kreis der Lasker Schüler, war ihr Lederstrumpf. Die wenigen Male, dass ich nach dem Ersten Weltkrieg aus Holland nach Berlin kam, stieg ich immer im Hotel Kos (dem späteren Sachsenhof) am Nollendorfplatz ab, wo die Lasker Schüler in einem win-

zigen Dachkämmerchen residierte. (Bei meinem letzten Besuch in Berlin, 1960, hatte der Hotelportier noch nie ihren Namen gehört). Um 1926 begleitete mich Gross spätnachts besoffen zurück zum Hotel. Im Eingang beim Abschiednehmen kam gerade der Prinz von Theben nach Haus und nahm uns mit in ihre Kajüte unterm Dach. Wir wollten sie eigentlich ein bisschen verulken. Als verwitterte Indianerhexe thronte sie, umqualmt von Räucherkerzen, auf ihrer eisernen Bettstelle. Gross sass auf dem Rohrplattenkoffer, ich hockte auf der Erde. Sie faselte von Kai und Materialisationen. Wir waren unwillig, auf ihren Spiritistenhumbug reinzufallen, doch sie war stärker als wir. Ihre Augen wetterleuchteten unheimlich, uns verging das Lachen. «Blutig abgehackte Hände meiner Todfeinde werden dies Zimmer durchschweben! Wir wagten nicht, uns zu rühren, als durch die geschlossene Dachluke ein paar bluttriefende Hände ins Zimmer schwebten, stehen blieben und durch die geschlossene Tür verschwanden. Ich sah, wie Gross die Haare zu Berge standen und fragte, wessen Hände das gewesen waren. Statt einer Antwort kündete sie hysterisch an: «Nun kommen Paul Cassirers Hände, und die seiner verworfenen Tilla (Tilla Durieux, Reinhardts Eboli, Judith, Iokaste). Schwarzweisser Magier, schwören Sie, mich zu rächen!» Vor unsern Augen bohrte eine Frauenhand einen Dolch blutig durch eine Männerhand und verschwand. Die alte Zauberin drückte mir einen zisilierten Kinderdolch in die Hand: «Die Cassirers haben meinen Sohn, meinen wunderbaren Pülle verführt, haben ihn mit Morphium und Kokain gefüttert, damit er homosexuell wird, haben ihn tuberkulös gemacht, um mir weh zu tun, haben meine Bücher verfaulen lassen, haben jedes Wort gebrochen, sie haben ihr Leben verwirkt! Nächste Woche fährt Cassirer über Holland nach Amerika. In ihrer Kalverstraat in Amsterdam werden Sie ihm dies Stilett mit dem Schlachtruf *Tino!* ins Herz stechen!» Ich kannte Cassirer nicht und hatte keine Lust, je-

manden zu ermorden, versuchte, mich aus diesem üblen Scherz in ihrem prophetischen Ton rauszudrehn: «Cassirer wird in New York schlecht empfangen werden. Nach einer Woche wird er entmutigt seine Reise abbrechen und nach Berlin zurückkommen, wo Tilla ihn zum Selbstmord treiben wird. Ihr seid gerächt!» Gross nickte: «So sei es!», man reichte sich feierlich die Hände zum Abschied und wir beide waren erleichtert, als wir diese Gespenstersonate hinterm Rücken hatten. Nach einem Monat bekam ich in Amsterdam einen Brief: «Schwarzweisser Magier! Wie Ihr es vorausgesagt habt, hat sich Paul Cassirer das Leben genommen. Dank Jussuf, Prinz.»

Kurz vor Hitler suchte sie uns in Zandvoort aan de Zee auf einige Tage heim. Ein unerträglicher Tyrann und Störenfried. Sie starb 1945 in Jerusalem, 76 Jahre alt.

Kurz vor Hitler wanderte George Gross aus nach New York seiner Traumstadt, wurde Amerikaner und verlor, wie viele andere Künstler dort seine Kunst.

1959, bevor er nach Berlin zurück emigrierte, tranken wir in einer Bar ein letztes Glas. Er beklagte sich, dass er nur 65'000 Dollar mitzunehmen habe, das sei alles.

In Berlin angekommen soff er sich in ein paar Wochen zu Tode. Sein Testamentsvollstrecker, ein gemeinsamer Bekannter, erzählte mir ein Jahr später, dass die Bilder und Zeichnungen, die Gross seinen zwei Söhnen hinterlassen habe, mehrere Millionen Dollar gebracht hätten.

« *Who would care to go out to an evening party to meet Tomkins, the friend of one's boyhood, when one can sit at home with Lucien Rubempré? It is pleasanter to have the entrée to Balzac's society than to receive cards from all the duchesses in May fair.*»

Oscar Wilde

Mein Olymp

Shakespeare Griechische Tragödie Marlowe
Molière Wedekind Strindberg
Mozart Monteverdi Purcell Bach Vivaldi Händel
Gluck Haydn Jazz
Bosch Breughel Grünewald Cranach Holbein
Greco Rembrandt Vermeer Chardin Goya Daumier
Van Gogh Gauguin Cézanne Degas Toulouse-Lautrec
Seurat Douanier Rousseau Futuristen Cubisten Dada
George Gross
Frühgotische Tapisserien Unbekannte Meister
Villon Charles d'Orléans Scève Homer Ovid
La Fontaine Baudelaire Rimbaud Verlaine Apollinaire
Gryphius Claudius Heine Wilhelm Busch Morgenstern
Ringelnatz Struwelpeter
Balzac Stendhal Flaubert Maupassant
Grimms Märchen Poe Dostojewski Kafka
Casanova Montaigne Diderot Voltaire Swift Sterne
Egon Friedell: Kulturgeschichte der Neuzeit
Laotse Schopenhauer Nietzsche Freud Plato
Sourire de Reims Griechisch-archaisch (von den Zykladen
bis zum 6. Jahrhundert) Ägypten Maya Negerplastik
Prä-Columbien
New York Paestum Kathedrale von Laon
Melies Charlie Chaplin Buster Keaton Marx Brothers Asta
Nielsen

Jahrhundertwende

Das waren die seligen Tage meiner sorglosen Jugend um die Jahrhundertwende in Berlin. Während ich vor Angst verging, rieben mir meine Eltern täglich unter die Nase, wie golden, verglichen mit andern Kindheiten, die meine sei. Sie zweifelten, ob ich mir je Gedanken über den Ernst des Lebens werde machen können.

Die Bürgerei quasselte von unaufhaltbarem Fortschritt mittels der Errungenschaften der Neuzeit, erfand im Burenkrieg das Konzentrationslager, doch merkte nichts von der Weltrevolution, die Nietzsche, Van Gogh, Rimbaud, Strindberg, Wedekind, Freud, Einstein, Curie, Cézanne ins Rollen gebracht hatten. Wegen beschleunigten Tempos glaubte man sich in einer Übergangsperiode von epochemachender Wichtigkeit. Nur die Stadtbahn blieb sich treu:

*«Berlin du hast es so eilig
Du schwärmst nur für Schnelligkeit
Die Ruhe ist dir nicht heilig
Keine Zeit! Keine Zeit! Keine Zeit!
Durch alles Hasten und Schieben
Da schunkelt die Stadtbahn dahin
Der einzige Rest der geblieben
Vom guten, vom alten Berlin!»*

Noch konnte man sich ohne die mittelalterliche Schmach des Reisepasses durch Mitteleuropa bewegen (ausgenommen die dreckigen Ostjuden, die berechtigterweise überall ausgewiesen wurden). Die Welt hatte (hat immernoch) die Dreyfusaffäre auf dem Hals. *ZcAasJ'accuse* vom 13. Januar 1898. Ich vermutete hinter dem Getuschel Obszönitäten. Man war obszöner denn je. (Huysmans « A rebours», Os-

kar Wildes «Dorian Gray»). Unter der stilbewussten Panzerfaust seines geliebten Friedenskaisers und dessen erlauchten Gemahlin Augusta Viktoria stürmte Berlin der Welt an Hässlichkeit voran. Nach dem Übergang vom Voll- zum Backenbart verschwanden die Schnurrbärte: Nacktkultur stand vor der Tür. Der Mensch ahnte kaum, wie bald er von den Maschinen, die er am Erfinden war, verdrängt werden würde. Das Pferd, das tausende Jahre treu mitgeholfen hatte, eine Kultur aufzubauen, erschnüffelte mit feineren Nüstern den Untergang des Abendlandes und gab das Rennen auf. Vom Pferdeomnibus rutschte man vorübergehend auf die Schienen der Pferdebahn, danach über die Elektrische Strassenbahn zum Autobus. Von der Droschke gings über die *Bevac* (Berliner Elektrische Verkehrs Aktien Gesellschaft) zum Taxi. Von Kerzen und Petroleumgemütlichkeit über Gasglühlicht (mit Auerglühstrumpf) zum unerschwinglichen Luxus der elektrischen Glühbirne mit urplötzlichen Kurzschlüssen. Mehr Licht! Nur auf Klos und in Kirchen brannten kläglich Kerzen. Schreibmaschinen schrieben wie gedruckt, mittels einer Tippmamsell, auch Tipse geheissen. Autoerotik kam auf:

*«Schatzi wir fahren Automobil
Von Hamburg nach Kiel
Das kostet nicht viel!»*

Die ersten Automobilglücke ereigneten sich: «Mein Herr, lassen Sie mich bittebitte noch unter Ihrem Kühler liegen, er leckt so herrlich!» Niemand konnte ahnen, dass das Auto, als «besten Ersatz für Pferde» lanciert, zum grössten Massenmörder aller Zeiten heranwachsen sollte. Seinem Heer voran fuhr S.M. der Kaiser mit Walkürenfanfare: «Tatütata!» Lenkbare deutsche Luftschiffe, starr und halbstarr, explodierten mit Knall und Fall hoch in den Lüften, um ihre Überlegenheit über die welschen Flugapparate (schwerer als die Luft) zu feiern. Deutschland auch in der

Luft voran! Von einer extra errichteten Tribüne erlebte ich mit Grosspapa Henry, wie einer der Gebrüder Wright (Orville oder Wilbur?) mit umgekehrt aufgesetzter Jockeymütze den «Weltrekord der B.Z. am Mittag» schlug: elf Minuten ohne Zwischenlandung in einer Höhe von über zwanzig Metern. Die ersten falschen Verbindungen (Herdawerdort?) wurden von der Klingelfee hergestellt. Man wurde angeklingelt! Der Telephonanist sang, ohne dass ihm Oralerotik unterschoben wurde:

*«Hallo, Du süsse Klingelfee
Hallo, wenn ich so lang hier steh
Dann packt mich schier der Kummer
Ich komm zu keiner Nummer
Wie gern wär ich verbunden auf Stunden mit Dir!
Hallo, Du machst mich desperat
Hallo, bei mir da streikst Du grad
Lass mich herein Du schlanke Schmale Du
In die Zentrale Du, Du, Du!»*

Phonographen mit imposanten Schallhörnern zerkratzten die Stimme ihres Herrn Caruso. Wir Kinder bekamen sogar Grammophonwalzen aus Schokolade, die man erst spielen, dann aufessen konnte. Lautsprecher oder Mikrophone gabs noch nicht. Sogar der Kaiser hatte zu schreien, wenn er gehört werden wollte. Alle sprachen damals lauter und eindringlicher; selbst das Schweigen hatte einen anderen Klang. Die Menschheit wusste nichts von den Wellen, die sich mit Hilfe von Zauberkästchen in Wohlgefallen, Radau und Lichtspielerei auflösen. Lange vor Asta Nielsen, Waldemar Psylander, Olaf Fönss, Lupu Pick, Sven Gade, Bébé Abélard, Henny Porten, Max Linder, Ernst Reicher, Harry Liedtke, Max Landa, Bunny, Prince Rigardin und Billy West (vergessener Vorläufer von Charlie Chaplin) flickerten bereits minutenlange Küsse, Schüsse, Güsse auf die benässte Leinwand von Lichtspielhäusern, Flimmerkisten, Bioskop- und Kinematographentheatern

(mir is de Kinne matt, o Graf!), auf Berlinisch: *Kientopp!* Meine Geburt war zusammengefallen mit der des Photojournalismus. Bis dahin waren Tagesereignisse, von übergeschickten Zeichnern skizziert, nach langen Wochen in der *Woche* erschienen. Plötzlich photoreportierte *döe Illustrierte* den Kaiser beinah im selben Moment lebendig verwackelt und verschwommen, alles bisher Dagewesene, inklusive Max und Moritz, in den Schatten stellend.

Noch war die Mark eine felsenfeste Währung, goldgedeckt von 120 Millionen in Barren unter militärischer Bewachung im Juliusturm von Spandau. Wer konnte ahnen, dass unter der Devise: «Eine Mark bleibt immer eine Mark!» dieselbe sich zu einer Trillion verdünnen würde. Weit felsenfester noch starrte das britische Pfund Sterling. Propheten versagten, Spekulanten verdienten. Kurz nachdem die Völker Europas überlebensgross (Kolossalgemälde von Professor von Knackfuss nach Skizzen des Kaisers) ihre heiligsten Güter gegen die gelbe Gefahr unter Generalfeldmarschall von Waldersee im Boxeraufstand gewahrt hatten, gabs, als Generalprobe für 1914, den Russisch-Japanischen Krieg mit Weihawei, Sachalin, Mukden und Port Arthur («Ach Arthur, Arthur, Arthur, was haste für ne Haartour!!»). Doch der Kriegsschauplatz lag über zehntausend Kilometer, eine Weltreise von einem Monat, weit weg, und wenn die Sonne schien, verkaufte Papa mehr Sonnenschirme und Spazierstöcke, wenn es regnete mehr Regenschirme, und niemand konnte voraussehen, dass Sonnenschirme, Spazierstöcke, mein guter Vater und die gute alte Neuzeit in wenigen Jahren verschwunden sein würden. Nur Regenschirme, wenn auch schwerleidend unter der Rivalität der Regenmäntel, sind geblieben, Regenschirme, die ich im frühesten Kindesalter hassen lernte, als ich, von Papas mächtiger Hand gehalten, vor schirmgefüllten Schaufenstern zu stehen hatte, während er wut-schnaubend unlauteren Wettbewerb der Konkurrenz verfluchte.

Selbst das Unterbewusstsein, noch in seinen Kinderschuhen, fing an, sich aufzuregen, und drängelte, zulange schon verdrängt, nach Anneliese. Nichts Neues unter der Sonne: Juvenal, Saturra VI (90 A.D.): «Qualicumque voles Judaei somnia vendunt: Juden verkaufen Dir jeden gewünschten Traum».

Die ersten Slogans wurden auf eine ahnungslose Bevölkerung losgelassen: *Bade zuhause!* (unerhörte Forderung: selbst bei Kaisers im Schloss gab's nur eine einzige Badewanne, dafür aus Marmor!)

Koche mit Gas!

Scheisse mit Reis!

Odol tut wohl

Sinds die Augen geh zu Mampe

Giess Dir einen in die Pampe

Brauchst nicht mehr zu Ruhnke gehn

Kannst gleich alles doppelt sehn!

Grosser Umsatz, kleiner Nutzen! Festige die Büste mit Megahusol!

Pilules Orientales!

Lieblich wie ein Frühlingsfalter bin ich in Forma Büstenhalter (Ri)

Erst spritzt er sie

Dann spritzt sie ihn

Mit Putex spritzt

Jetzt ganz Berlin!

Feuer breitet sich nicht aus

Hast Du Minimax im Haus

Aber Minimax ist Mist

Wenn Du nicht zuhause bist!

Gebt Euern Mädels und den Buben

Nur Poetkos Apfelsaft aus Guben!

BOALIE: Beinah Ohne Alkohol Lieblich Immer Erfrischend!

Kunst versuchte, sich vom Gegenstand loszureissen: Gegenstandslos zu werden;-Futurismus und Kubismus standen immer noch mit einem Fuss auf dem Boden der Realität. Die ersten kubistischen Landschaften von Juan Gris, Braque, Picasso und die sich bewegenden Futuristen Carlo Carra, Severini, Boccioni, Balla hatten surrealistische Deutlichkeiten. Kandinsky fing an, abstrakt mit Expressionismus zu flirten.

Atome waren beinah noch unteilbar, darum hiessen sie nämlich so, Dummkopf! Obwohl man bereits wusste, dass dem nicht so war, wurde es noch gelehrt. Schulbücher konnten nicht schnell genug neu aufgelegt werden.

Als die B.Z. berichtete, Marconi habe drahtlos den Buchstaben S über den Ozean telegraphiert, lachte Papa über diese Zeitungssente, auf die nur Dummbärte reinsausen würden, er nicht, denn: «wie kann man drahtlos drahten?» Papa glaubte an seinen gesunden Menschenverstand, genau, wie ich, der in 1945 die Hiroshimabombe für Bluff erklärte. Denn: «wie kann man achtzigtausend unschuldige Menschen mit einer einzigen Bombe, dazu noch im Namen des Heilands ermorden?»

Zusammenbruch

Kurz vor seinem Zusammenbruch schleppte Papa mich zu den «Schiffbrüchigen» von Brioux, einem französischen Rührstück (soap-opera), das ihn der peinlichen Aufgabe entheben sollte, mich mit den Gefahren des Geschlechtsverkehrs bekannt zu machen. Als Lockaas ging's vorher zu Niquets Wurstkeller, wo's die leckersten Lappenbeafstücks gab und Weisse mit Schuss. Ich hasste Sommertheater. Warum er mich in dieses Drecktheater bringen musste, war mir unklar. Da die unnennbare Krankheit im Stück nur symbolisch angedeutet wurde, verstand ich nichts. Auf dem Nachhauseweg verkündete Papa mit vorsintflutlichem Pathos: «Erst wenn dereinst die medizinische Wissenschaft diese furchtbare Geißel der Menschheit niedergerungen haben wird, kann eine bessere Welt beginnen!» Noch immer wusste ich nicht, wovon er sprach.

Ein Jahr danach, am 26. Juni 1912 sprang er meiner Schwester Annie auf den Geburtstagstisch mit dem Schlachtruf: «Kai'kus, Hermes, Kaister, Meander!» (Flüsse, die von Kleinasien ins Mittelmeer fließen.) Danach stürzte er sich wild auf die lachende Gerti, die vollbusigste der Schulfreundinnen meiner Schwester, um ihr, zum Erstaunen der jungen Mädchen, in denselben zu kneifen, worum ich ihn beneidete. Darauf wurde er wegen akuter Überarbeitung in Dr. Alexanders Nervenheilanstalt in Westend eingesperrt, aus der er sechs Wochen später mit Ausschlägen, Gesichts- und Gürtelrosen unheilbar gesund nach Haus entlassen wurde.

Als man begriff, dass er nicht mehr lange zu leben hatte, wurde er unter Onkel Brunos Obhut auf eine allerletzte Erholungsreise in den Harz geschickt. Indessen wurde zu-

hause ein regelrechter Familienrat abgehalten, in dem ich, ohne auch nur gefragt zu werden, einstimmig zum Ernährer meiner armen alten Mutter – man war damals mit dreiundvierzig alt – ernannt wurde. Im Bewusstsein der Feierlichkeit des Ereignisses hatte sie den mit einer bis auf den Fussboden herabhängenden selbstgearbeiteten Spitzendecke überladenen Tisch mit Alpakasilberkandelabern dekoriert. Während die Präntionen ihres Lebens und unserer Familie zu Grabe getragen wurden, biss sie sich, trotz der Anzeichen einer Tuberkulose heldenhaft auf die Lippen, als das heruntertropfende Stearin der Kerzen ihre Handarbeit zu ruinieren drohte. Onkel Willy Manes, Pappas Besterfreund, hielt den Vorsitz. Ein steinreicher stotternder Raffke, ungebildet, syphilitisch und Handelsrichter, was ihm viel Ehre einbrachte. Alles kam mir theatralischkomisch vor und ich konnte mein albernes Lachen nicht zurückhalten, was die Anwesenden in Wut versetzte. Sie warfen mir vor, dem Ernst des Lebens so wenig gewachsen zu sein, dass ich noch nicht einmal eine Berufswahl getroffen hätte. Demzufolge wurde sofort beschlossen, mich nach Erlangen der Primareife, Ostern 1913, in die Damenkonfektion zu stecken. Ich sah mich als Napoleon Crêpe de Chine und platzte vor Lachen, was alle noch mehr gegen mich aufbrachte. Onkel David Rothschild, ein Mantelreisender bei Putzraht & Säuberlich, der sich gern mit seiner Impotenz dicktat, was seine bärtige Gattin, Tante Emma, wenig befriedigte, erhob sich und verkündete, dass sein Freund, der unumstrittene Blusenkönig Otto Moses, in Firma Moses & Schlochauer, in Kleider, Blusen, Morgenröcken, mit dem er gerade zwei reizende Wochen in Pontresina verpokert hatte, sich grosszügig bereit erklärt hätte, mich als Lehrling zu nehmen, was dem grossen Los gleichkäme. Moses, patenter Gesellschafter, Junggeselle, Freund der Damenwelt, nannte sich auf Ferien schlichthin Moser und scherzte: «Habe nichts hinzuzufügen und nichts wegzulassen!» (Auf Urlaub war er ein anderer

Mensch.) Nach Moses & Schlochauer würde mir die Konfektionswelt offen stehn. Hiermit war der Familienrat gerührt einverstanden. Bevor ich rausgeschickt wurde, musste ich noch zum Dank Onkel David auf die Glatze küssen; auf der Agenda standen wichtigere Beschlüsse, für die ich zu jung war. Der gute Name der Familie stand nämlich auf dem Spiel. Es fehlten Gelder, die Papa anvertraut worden waren, sein Geschäft war der Pleite nahe.

Im Bett fing ich an zu überlegen. Erst dann kamen mir meine schlagfertigen Bonmots. Ich war gehangen und gefangen, hatte mich, da nichts anderes übrig blieb, in mein Schicksal zu fügen. Kann man überhaupt irgendetwas gegen das Schicksal tun? Statt zu meinen eigenen Gunsten einzugreifen, wurde ich fatalistisch, bockig. Wir hatten in der Schule gelernt, aufs Geldverdienen herabzusehen. Der edle Prinz Hamlet als Koofmich in der Damenkonfektion passte in mein Weltbild. Ausserdem lockte die Aussicht, bald das verhasste Gymnasium hinterm Rücken zu haben. Mir, dem Autodidakten, war die Lust vergangen, auf Befehl zu lernen. Mein Bester Freund war mit dem Einjährigen abgegangen; allein machte es keinen Spass mehr.

*«Ick habe die Neese nu plengplengpleng
Drum koof ick mia n Teschenschengscheng
Den laad ich mit Pulva und Bleibleiblei
Und schiess mia den Schädel entzwei
drei vier fünf sechs sieben acht neun zehn
Bube Dame König As!»*

Entgegen all meinen Erwartungen bebte die Erde nicht, als ich am 1. April 1913 Punkt acht Uhr morgens als Lehrling bei *Moses & Schlochauer* (auch Nochsclauer, von bösen Zungen sogar Arschlochauer genannt) antrat. Wie am ersten Schultag hatte ich einen wehen Krampf in meinem kleinen Herzen und im Bauch darunter. Kein Hahn krächte danach, dass meine Welt in Flammen aufging; nicht nur meine: seitdem gab's keinen wolkenfreien Tag mehr. Dieselben Gewitterwolken, die sich über mir zusammenballten, durchwetterleuchteten die Welt. Nach den Angstträumen meiner Jugend ging's nun richtig los mit dem Ernst des Lebens, bestehend aus Herrn Otto Moses (inklusive seinem jüngeren Bruder Herrn Leonhard Moses, dem «jungen Herrn Moses») und Herrn Sally Schlochauer. Moses verachtete Schlochauer, sah auf ihn herab wie Seide auf Wolle. Trat Herr Otto Moses seine gefürchtete Morgenrunde durchs Geschäftslokal an, dann rief, wer ihn zuerst sah, laut: «Dreizehn!» O Ewigkeit, Du Donnerwort! Wer es hörte, hatte es sofort durchzugeben, und drei Sekunden später steckte jeder bis über die Ohren in der Arbeit. Trotz lautloser Gummisohlen ist es Dreizehn nie gelungen, einen Angestellten untätig zu ertappen. Herr Moses trug sein graugrünmeliertes Bärtchen à la Henri IV. Geriet er in Wut, stopfte er sich die gelblichen Schnurrbartspitzen in beide Mundwinkel. Gleichzeitig schwellen aus seiner edlen, aber niedrigen Stirn zwei kleine Hörnchen hervor, wie beim Moses von Michelangelo. Er sprach äusserst selten. Jedoch wenn er sprach, dann zitterten alle, ausser der Angrick, einer Anprobierdame, die ihm gehörte, die zitterte anders. Noch immer sucht Moses mich minde-

stens zweimal wöchentlich im Traum heim. Herr Schlochauer, Warnungsnummer siebzehn, trug zu weissblauen Porzellanaugen einen buschigen weissblauen Lockenkopf. Ein schöner Mann der Blusenkonfektion. Er liess sich vergöttern. Ein- oder zweimal per Saison wusste er mit seinem einnehmenden Lächeln jedes gewünschte Herz zu betören. Im Übrigen kannte seine Wut keine Grenzen. Seine Schreianfälle begannen stets mit «da hört sich ja schliesslich alles auf!» und endeten mit Schaum vorm Mund, den er unter leisem Knurren: «Verdammt und zugenäht!» gierig mit der Zunge ableckte.

Zehn nach Acht rief mich Herr Schmidt II, der erste Buchhalter und Prokurist an sein hohes Pult, um mir, ohne ein Feigenblatt vor den Mund zu nehmen, von oben herab Instruktionen zu erteilen: «Kein Angestellter unseres Hauses hat Privatbeziehungen zu irgendeiner Dame unseres Hauses zu unterhalten.» (Schon nach einem Jahr durchschaute ich, dass Herr Schlochauer (17) sämtliche Damen des Hauses beschälte, während der mehr zurückhaltende Herr Otto Moses (13) sich ausschliesslich auf die Anprobierdamen konzentrierte.) «In Berlin gibts genug Chonten, und was sie mit Damen anderer Häuser anfangen, lässt uns kühl, mit Ausnahme der direkten Konkurrenz: Fraenkel & Roer, Fischbein & Mendel, Ball & Müller, Mendelsohn, Meyerhof & Mamroth, Geschäftsgeheimnisse haben um jeden Preis gewahrt zu bleiben, dafür sind sie da. Das erste Geschäftsgeheimnis ist unsere Auszeichnung *Loherkafin*; ausserdem ist restlos alles, was innerhalb dieser vier Mauern vor sich geht, Geschäftsgeheimnis. Natürlich! Denn: alles auf der Welt geht natürlich zu, nur meine Hose geht natürlich nicht zu, auch das ist Geschäftsgeheimnis. Ich kenne ein kesses, vollschlankes Betthäschen, die Mietze Schmidt bei Orgler und Fidelmann, Klasse! Nicht von der Eichel zu weisen! Sie hat ne Schnabelfotze, wenn's kommt ist's schon da, wenn's da ist ist's schon vorbei: Scheiden tut weh! Wenn ich Sie empfehle, dürfen Sie se mal gratis

Stinkefingern, wenn se der Schickse gefallen, lässt se se chaumeln, aba se hat n Luströhrenkatarrh! Wer vögelt Jomkipper hat Zukkes n Trippa: die Trapper durch die Wüste ziehn, der Trippa färbt das Hemde grün! N Trippa kost viel Geld und Zuspätkommen, wenn Sie dreimal zuspät kommen, wird ne Mark von ihrem Salär abgezogen, beim sechsten Mal fliegen se in weitem Bogen raus – also bleiben se besser gesund, doch geniessen se Ihr Leben: schön ist die Jugend, Achtung es kommt nischt mehr! Denken se an den schönen Vers:

*«Der schönen Zeiten gedenk ich
Da alle Glieder gelenkig
Bis auf eins;
Die Zeiten sind nun vorüber
Steif sind mir alle Glieder
Bis auf eins!»*

Ihr Gehalt wird natürlich in Gold ausbezahlt. Lehrzeit drei Jahre, am 31. März 1916 haben Sie bereits ausgelernt, sind Jungermann und die Welt steht Ihnen offen. Wie gefallen Ihnen meine neuen Hosen? Offengestanden gefallen se mir gut! Im ersten Jahr verdienen Sie bereits fünfzehn Emmchen monatlich, das ist hochanständig, bei der Konkurrenz haben Lehrjungens noch Lehrgeld zuzuzahlen! Von den fünfzehn Mark geht natürlich Krankenkasse und Sozialversicherung ab, das kommt Ihnen später, wenn Sie fünfundsiebzig sind, zugute. Vorschüsse geben wir nicht, also leben Sie besser innerhalb Ihrer Verhältnisse und nicht drüber. Eine Zigarette per Tag können Sie sich ab und zu leisten, aber gehn Sie nicht zu oft während der Geschäftszeit auf die Toilette, das fällt auf. Scheissen Sie sich vorher aus und nachher. Geschäftszeit ist von morgens acht Uhr bis abends acht Uhr mit anderthalb Stunden Tischzeit. Wollen Sie im Leben vorkommen, dann bleiben Sie abends bis die Chefs gehn, man kann sich nützlich machen, das wird gern gesehn. Während der Arbeitsstunden

wird natürlich nicht gegessen, ausserdem gibts keine Stühle. Wenn niemand hinsieht, dürfen Sie sich mal von Zeit zu Zeit an die Wand lehnen, wir sind keine Unmenschen und gehn mit der Zeit mit, aber: Wenn ich, oder einer der Herren Chefs durchs Lager kommt, haben Sie immer zu arbeiten wie wild, dafür werden Sie nämlich bezahlt. Bewähren Sie sich, gibt's nach einem Jahr fünf Mark Zulage, nach zwei Jahren zehn Mark. Ihre Weihnachtsgratifikation beträgt zwei Mark. Jetzt fix zu Ihrem Lehrchef Herrn Schulz, dem Sie in allem unterstehn. Jeder im Geschäft geht immer etwas schneller als er kann, auch wenn nichts zu tun ist, denn es ist immer was zu tun, auch in der stillen Saison. Und ich will Ihnen noch einen guten Rat geben: Moos is die Seele vons Buttageschäft! Nur ungern nimmt der Handelsmann statt barer Münze Scheisse an!»

Ich rannte zu Herrn Schulz, dem Prototyp eines Ladenschwengels, schleimiger Schlattenschammes im Cut-away mit gestreiften Hosen und verpickeltem Gesicht, ein paar Jahre älter als ich, der seine Hand verschwenderisch in der Hosentasche schaukelte. Wie ein Stück Vieh leitete er mich durchs Geschäftslokal, stellte mich jedem der achtundvierzig Angestellten vor: «Das ist der neue Lehrling, Herr Blumenfeld». Jeder sagte: «Angenehm!» und drückte mir verkrampft die Hand. Zurück am Lager stellte mich Herr Schulz hinter eine mit tausenden Knöpfen gefüllte Kiste, befahl unwirsch, dieselben schnellmöglichst zu sortieren, setzte sich auf den Tisch und sah zu, wie ich arbeitete. Als ich nach ein paar Stunden die Heidenarbeit beendet hatte (war nur zweimal aufs Klo gerannt, um mich rasch auszuweinen), sagte er verachtungsvoll: «Sie scheinen ein geborener Trödelphilipp zu sein, das werden wir Ihnen hier gründlich austreiben, nach Tisch fangen Sie von vorne an!», schmiss meine ganze Arbeit zurück in die Kiste und gab mir fünfzig Pfennig, um ihm in der Apotheke ein Dutzend Neverrips mit doppeltem Morgensternkitzler und zwei Hirschbrunstpillen zu kaufen, was ich unter meiner

Würde fand. Hatte ich dafür vor zwei Wochen mit meinem Aufsatz über das Thema «Inwiefern haben wir in moralischer Hinsicht die aulische Iphigenie der taurischen vorzuziehen?» die Primareife erlangt?? So tat ich dasselbe – tut man nicht immer dasselbe? – was ich als kleiner Junge mit den Gasbällen getan hatte: die spitze Nadel. Am Nachmittag weigerte ich mich nach furchtbarem inneren Kampf, die Knöpfe nochmals zu sortieren und erwartete, erschossen zu werden. Stattdessen zuckte Herr Schulz mit der Achsel: «Dann nicht Schmonzes Maronzes!» Er war ein Feigling.

Am zweiten Morgen um neun hatte ich im Ankleideraum mit Hilfe von Herrn Wolfsberg die fünf Anprobierdamen der Firma in ihre weissen, viel zu engen Drillichankleidkittel zu pferchen. Das war kein Kinderspiel und erforderte die Kraft und Geschicklichkeit von mindestens zwei handfesten Männern. Damals hungerten die Modelle noch nicht wie heute, es gab noch keine Modephotographie und keine Abmagerungspillen. Vollschlank war die Losung! Mit Gewalt mussten die Damen ins Korsett geschnürt werden, bis die anbefohlene Wespentailenlinie (42 oder 44) erreicht war. Dies vollzog sich unter Oberaufsicht der Mattausch, einer ehemaligen Anprobierdame, die schwitzend ihre Schwere mit süßgiftigem Lächeln herumschleppte. Und damals wurde geschwitzt! Es gab weder ein tägliches Bad, noch Deodorant, noch weibliche Hygiene, aber es gab Gestank und Ungeziefer. Bei der Begrüssung nahm Fräulein Angrick wehleidig Anstoss an meinen rauh-aufgesprungenen Winterhänden: «Von solchen Sandpapier lasse ich mein zartes Kinderpopochen nicht malträtierten!» Besorgt fragte sie die Kolleginnen, ob man mich behandeln solle. Fräulein Mattausch verkündete, man hätte entgegenkommend beschlossen, mir zu helfen. Mir schwante Unheil, aber ich wagte nicht, Spielverderber zu sein. Hypnotisiert von der Situation und geschmeichelt über das Interesse dieser fremden halbnackten schamlosen jungen

Hexen, blieb mir gar nichts anderes übrig, als mir von dem winzigen Zitterrochen Herrn Wolfsberg die Augen mit einem dreckigen Unterrock verbinden zu lassen. Danach führte er mich Blind Kuh im Kreis herum, wozu alle die rituelle M & S Hymne sangen:

*«Wer eines Mädchen dunkle Grotte
Mit heissem Samenfluss erquickt
Wer eine ganze Hurenrotte
Zwölfmal des nachts im Stehen fickt,
Dem sei dies volle Glas geweiht!»*

Die Angrick tunkte meine rauhen Winterhände in den warmen Hexenkessel, einen von den Damen frischgefüllten Nachttopf. Mir schauderte bei dieser Berührung mit den Müttern. Die toffe Edith gab mir einen Schmatz: «Nun gehörst Du zu uns!» Nach zwei Tagen waren meine Hände geheilt. Kurz danach erzählte mir ein Lehrling der Konkurrenz, dass er am ersten Tag bei Mendelsohn, Mammoth und Veilchenfeld dieselbe Einweihungszeremonie über sich habe ergehen lassen. Man hat keine Weltreise zu machen, um primitive Sitten zu studieren. Wie sagt schon mein Freund Krause: am Schönsten ist's zu Hause, und Krause der hat recht! So wurde ich Kaufmann. Den nächsten Schritt, den zum Grosskaufmann, habe ich, obwohl mein Ehrgeiz mir sagte, dass ich können muss, was ich will, nie machen können. Potenz ist keine Willensfrage. Geld ist Potenz, und ich hatte keins. Ich hab nicht gekonnt: Sublimieren ist Impotenz.

In der Sekunde, in der ich in die Firma eintrat, wusste ich, dass ich einen fundamentalen Fehler beging: Ich hätte Schauspieler werden sollen. (Das wäre ein anderer fundamentaler Fehler gewesen.) Oder Dichter. Als ich von einer Arbeiterstube in der Frankfurterallee Blusen abholen musste, packte mich vorschriftsmässig der Menschheit ganzer Jammer. Ich war noch nie in einer Volksgegend gewesen, hatte noch nie gesehn, wie «arme Leute» wohnen, wie

Näherinnen, zusammengepfercht in stinkenden Stuben hinter Nähmaschinen arbeiten. Meine Verzweiflung trieb mich zu einer Heine Imitation:

Nähen, Nähen, Nähen

Bis in den Tod

Treten Treten Treten

Noch kein Brot

Nähen, Nähen

Lungenschmerzen

Treten, Treten

Blut am Herzen

Stiche – Blüten

Feierabend

Schreie – Ruhe

Schlafen – Tod.

3. Mai 1913

Ich konnte besser leiden als dichten.

Der Ton bei M & S war schnoddrigkonventionell. «Soll und Haben» vermischt mit Lubitschs erstem Filmerfolg «Die Firma heiratet». Zunächst wurde ich Einrichter in der Wollstoffabteilung mit der bösbuckligen Mieke Tierfeiler, äusserst uncharmant. Hatte Orderzettel zu sortieren, an Hand des Einrichtebuchs für fünf Blusen 9626 je 1 m 65 cm Vollvoile marineblau 8103 abzuschneiden, passende Zutaten auszusuchen (Knöpfe, Posamenten, Schweissblätter etcetera) und hatte das Wollager tipptopp in Ordnung zu halten. Bald wurde Herr Schulz, mein Lehrchef, rausgeschmissen, weil er andauernd zu spät kam und mit seinem Tripper (meine spitze Nadel???) Tage auf der Toilette vertrödelte. Ich wurde Wollchef. Lieber wär ich in die Seide gegangen, Seide war vornehmer, und vor allem herrschte da eine überaus verlockende Blondine mit weissen Lachzähnen, Emmy Kussero, in durchsichtigen Blusen. Ihre reizvollen Beinchen liess sie gern sehen, bis oben rauf zu den Schlupfhöschen mit verstärktem Kreuz, das von vielen angebetet wurde. Sie war das Verhältnis des ersten Stadt-

reisenden von Eisner & Ehrmann, Stoffe Engros; gelegentlich war auch unser Herr Schlochauer ihr sehr gewogen. Zum Schäkern hatte sie sich Visitenkarten drucken lassen: *Emmy!*, darunter eine Brieftaube, darunter:

*«Weil Deine schönen Augen sterblich sind
Erfülle mir den einen Wunsch auf Erden
Vermache Deine Augen einem Kind
Und lass mich dieses Kindes Mutter werden!»*

Auf der Rückseite: «Bubi, tu mir was!»

Papas Ende

Als ich nach dem ersten Geschäftstag erledigt und verweint nach Haus kam, sah mein kranker Vater mich so schuld- bewusst an, dass ich mir vornahm, nie wieder Verzweiflung zu zeigen. Am schwersten litt er darunter, dass er mich nicht mehr Nationalökonom werden lassen konnte. Sein Geschäft, sein Stolz, sein Ruf, seine Gesundheit befanden sich in Zahlungsschwierigkeiten. Er war grössenwahnsinnig, liess zehntausend chinesische Visitenkarten drucken, bekam Wutanfälle, backpfeifte mich, weil ich zehn Minuten zu spät in die Waldschenke im Zoo kam. (Onkel Doktor nannte es «Euphorie»). Am 15. September 1913 erlitt er in seinem Privatkontor einen Schlaganfall, wurde mit Schaum vorm Mund, linksseitig gelähmt im Krankenwagen nach Haus gebracht, Onkel Doktor fütterte ihn mit Morphium, er röchelte drei Tage lang und starb mit weit- aufgerissenem Mund, ohne zur Besinnung gekommen zu sein, am 19. September. Man band dem Leichnam mit einer Serviette das Kinn hoch und stellte zwei Kerzen ans Kopfende des Bettes. Es stank im Haus. Mama, aus der Lungenheilstätte zurückgeeil, zündete eine Jahrzeitlampe an (jüdisches Öllichtchen für Tote), weinte tränenlos und liess ihre Kleider schwarz färben. Ich war ahnungslos, was von mir als Stammhalter in Todesfällen erwartet würde, ging traurig in mein Zimmer und schrieb in mein Tagebuch schlechte Gedichte auf den Tod meines armen Vaters. Wie arm er wirklich war, erfuhr ich erst später. Noch half kein Horatio dem kleinen Hamlet an die Wahrheit. Ich liess Tränen auf die Zeilen tropfen und schwor mir hoch und heilig, nie wieder zu onanieren und meine Mutter zu ernähren. Beide Schwüre habe ich gebrochen. Auf mein Fra-

gen nach der Todesursache log mir jeder vor, Papa sei an einer besonders schweren Überarbeitung gestorben.

Hier will ich noch einer rührend-schönen uralten Freimaurersitte gedenken, die mir in diesen trüben Stunden tröstende Einsicht in menschliche Güte gewährt hat: bei Carolas Tod hatte ein Unbekannter am grossen Kondolenztag zwei Lederkassetten aufgestellt: die eine leer, die andere gefüllt mit Gold. Sind die Hinterbliebenen in Not, dann nehmen sie nach Belieben; befinden sie sich in gesegneten Umständen, dann legen sie freigebig Geld in die leere Schatulle. Da Papa lebenslang stolzer Logenbruder gewesen war, wartete ich gespannt auf den schwarzgekleideten Sarastro. Vergeblich. Grosspapa erklärte mir, dass diese Sitte nur bei Reichen in Anwendung käme.

«Süss ist der Schlaf des Arbeiters» (Hesekiel) wurde auf Pappas Wunsch in den schlichten Granitgrabstein gemeisselt. Man konnte die letzte Ruhestätte per Jahr oder auf Ewigkeit mieten. Letzteres schien preiswerter. Diese Ewigkeit wurde bereits 1938 von Hitler beendet.

Die einzigen Aktiva, die Papa hinterlassen hat, waren Passiva. Familie, Schulden, kein Geld. Aufgeregte Onkels liquidierten mit verdächtiger Eile die Firma Jordan & Blumenfeld. Man akkordierte mit den Gläubigern auf fünf- und vierzig Prozent, damals eine niewiedergutzumachende Schande. Das Allerschlimmste, die Pleite, Mechulle, der Bankrott, der Konkurs, wurde vermieden.

Es kam raus, dass Papa ihm von einem Geschäftsfreund anvertraute Anteile verpfändet und damit Wabash gefixt hatte, was schief gegangen war. Der reiche Onkel Willy sprang mit fünfzehn Mille grosszügig in die Bresche. Wir waren verarmt. Gottdank hatte Papa von Grosspapa Henry zur Hochzeit einen faustdicken Diamanten als Kravattennadel bekommen. Als man den veräussern wollte, war's Glas: Papa hatte den echten längst verpatzt. Grossvater weinte zähneklappernd, herzerreissend mit roten Augen, ohne einen Laut von sich zu geben. Niewieder

habe ich jemanden so erschütternd weinen gesehen. Die andern hatten Mühe, ihre Schadenfreude zu verbergen. Jahre danach hielt Tante Ellinor, meines besten Freundes Mutter, ihrer Nichte, meiner Braut, vor: «In Zeiten, da niemand den Namen Blumenfeld gern aussprach, habe ich Erwin dennoch in meinem Haus empfangen!»

Der Haushalt wurde theatralisch aufgelöst. Möbel wurden verkauft. Wir verkleinerten uns, bezogen ein Hinterhaus. Mama machte in verzweiflungsvollster Armut, schränkte vorbildlich ein: alte Zeitungsschnitzel als Klosettpapier, ein abwaschbares Wachstischtuch und Papierservietten, mittags keinen Nachtsch, zum Abendbrot nur einen Gang, alte Krusten statt frischer Knüppel, aufgewärmten Kaffee, Margarine statt Butter. Um an Beleuchtung zu sparen, war's halbdunkel in der Wohnung. Den Notzustand von 1916 nahm sie vorweg. Dagegen protzte sie, wie liebevoll sie Papas Grab ständig mit frischen Blumen schmückte. Kein Pfennig war von ihrer Hunderttausendmarkmitgift geblieben. Später erfuhr ich, dass sie fünfundvierzigtausend Mark auf einem Geheimkonto für noch schwerere Tage bereitgehalten hatte («in Bereitschaft sein ist alles»). Dies Geld wurde restlos von der Inflation aufgefressen. Um ihre hungrigen Kleinen zu ernähren und der Welt ein Beispiel zu geben, wie eine Witwe sich durchzuschlagen hat, wollte sie ein neuartiges Schnorrunternehmen aufbauen: per Telephon Schokolade, Tee und Kaffee unterm Ladenpreis an Verwandte und Bekannte absetzen. Bald musste sie zurück ins Lungensanatorium. Heinz und ich wurden bei Jordans untergebracht. Die hatten sich als Entschädigung unsern *Ibach* (Piano) und Papas Nussbaumbibliothek genommen. Ausserordentlich Dickens. Tante Clara, eine kurzrundliche Schwester Papas hatte in einer sogenannten Vernunftsehe einen dreissig Jahre älteren Mann heiraten müssen. Onkel Moritz, genannt Möhrchen, einst Papas Sozius, verachteter Sklave und Buchhalter, war über achtzig auf der Höhe seiner ziegenbärtigen

Senilität. Fünfundfünfzig Prozent seines Vermögens waren im Geschäft flöten gegangen und nun genossen Jordans die Gelegenheit, an uns als Aftermietern monatlich fünfundvierzig Mark zurückzuverdienen und sich obendrein als Wohltäter aufzuspielen. Ich hasste Tante Clara, Zweckmässigkeitsapostel und Vorsitzerin von Vereinen, seit sie es gewagt hatte, mir zum fünften Geburtstag ein paar grüne Wollstrümpfe mit rosa Ringen als Angebinde zu bringen. Nützliche Geschenke sind eine Beleidigung. Von den fünfundsiebzig Jahren ihres Erdenwallens blieb das grossartige Wort: «Ein Nachtopf ist kein Abendtopf.» Die Rachestimmung an den Ufern des Jordans wurde geleitet von Onkel Möhrchens Augapfel Ada, seiner einzigen Tochter in den dreissiger Jahren von so auserwählter Hässlichkeit, dass sie sich seelenverwandt zu mir hingezogen fühlte. Andauernd wollte sie mit mir diskutieren (gift-spritzen), wobei sie ihr Gebuse an mich drückte. Bis sie mir endlich als triumphierende Rachegöttin das furchtbare Verbrechen enthüllte, das mein Vater an seiner unschuldigen Familie begangen hätte. Zugleich warnte sie mich vor den Gefahren des Geschlechtsverkehrs: «Wer sich in der Jugend mit liederlichen Frauenzimmern abgibt, stirbt zur Strafe im Mannesalter an Siffelis!» Dabei blitzten ihre Augen, als ob sie ihr Lieblingsgedicht «Deborahs Siegeslied» rapsodierte. Ich fragte, wann er sich abgegeben habe, sie sagte: «Mit neunzehn. Gottes Mühlen mahlen langsam.» Diese Enthüllung riss mir die Binde von den Augen; ich begriff den Wahnsinn der Welt.

Hierhin gehört die Tatsache, die sich drei Monate nach Papas Tod ereignet hat. Eines Sonntagsnachmittags sass ich gelangweilt in Jordans Loggia (ein hundsgewöhnlicher Balkon), als von rechts in einem kühlen Luftzug der gelblichdurchsichtige Geist Papas angeschwebt kam, die Hand hob, etwas sagen wollte und nach links verschwand. Überzeugt von der Wirklichkeit der Erscheinung sprang ich erregt auf und fand den Mut, es meinem Tagebuch an-

zuvertrauen, obwohl ich wusste, dass jedes Wort gelogen war. Kurz danach hatte ich mich von wegen meiner Konstellation, Aquarius der Wassermann, zu Dr. Grunwald zu begeben. Wie der Generaldirektor einer Beerdigungsgesellschaft sass er todernst hinter seinem Schreibtisch, über dem zweimal nebeneinander derselbe Kunstdruck «Kampf mit dem Tode» in verschiedenen Goldrahmen hing – Geschenke von geretteten Patienten. Der Sensenmann mit Sense ringt mit dem Chirurgen mit Messer, der Patient auf dem Operationstisch als gespannter Zuschauer. Traurig starrte Onkel Doktor mich an: «Über das Geschlechtsleben kann man wenig sagen», sagte er vielsagend, wobei eine Träne seinen graumelierten Bart runterkollerte. «Wenn's zur Erektion kommt, Erwin, ist's meistens zu spät!» Oft im Leben habe ich dieser Weisheit gedacht, meistens zu spät.

Zuspät auch für den armen Papa kam *Ehrlich-Hata 606*. Mit Sulfa und Penicillin wird man Syphilis heutzutage leichter los als Schnupfen. Es fällt der Universität von New York schwer, sich zu Lehrzwecken eine waschechte Lues zu holen. Die Ärzte haben eine entscheidende Schlacht gewonnen und ein Riesengeschäft verloren (darum hat es so lange gedauert). Schuld daran sind, wie meistens, ein Jude und ein Japaner. Auschwitz und Hiroshima haben das teilweise wieder gut gemacht. Um mit den medizinischen Fakultäten weiter auf kollegialem Fuss zu bleiben, hat Gott den Ärzten das gewaltige Krebsgeschäft zugeschanzt. Ist auch Krebs keine offene Schande, so erlauben doch nichtendenwollende Behandlungen, Bestrahlungen und Operationen den Ärzten, ein luxuriöses Dasein zu führen. In den schwarzen Jahren der Lustseuchen wurde das hässliche Symbol des Bürgertums geboren, das Präservativ, das gleichzeitig Leben und Tod vorbeugen sollte. In Herrentoiletten konnte man aus Automaten für eine halbe Mark zwecklose Desinfektionsmittel mit langen Ge-

brauchsanweisungen ziehen. Quecksilber und Arsenik waren nicht wirksam genug, weder die Lust zu verjagen noch der Seuche vorzubeugen. Wo die Medizin versagte, wollte Religion triumphieren; sie flüsterte ins eine Ohr: «Seid fruchtbar und mehret Euch!» und empfahl ins andere: «Enthaltsamkeit!» Jede Nation reagierte in ihrer nationalen Art: *La belle France, comme toujours, se demerdait avec un certain sourire.* Romanische Temperamente nehmen nichts ernst: Casanova, Band 3, Kapitel 11: «Was meine wilden Ausschweifungen stoppte, war eine Krankheit, die mir eine schöne ungarische Hure gab. Meine siebente. Wie immer bin ich sie nach sechswöchentlicher Behandlung losgeworden. In meinem ganzen Leben habe ich nichts anderes getan, als mich krank zu machen, wenn ich gesund war, und mich wieder gesund zu machen, wenn ich krank war. Beides glückte immer gleich gut und heute (mit siebenundsechzig) besitze ich eine ausgezeichnete Gesundheit, die ich gerne nochmals ruinieren würde, wenn nicht das Alter mich daran verhinderte. Die Krankheit, die wir «die französische» nennen, verkürzt das Leben nicht, wenn man nur versteht, sie zu heilen. Sie lässt Narben, über die man sich gerne tröstet, wenn man sich erinnert, mit wieviel Freuden man sie erworben hat...» Die biedereren Germanen zerfrassen sich in obligaten Gewissensbissen und aus entzündeten Prostaten träufelte der Protestantismus über die Gaue: SS Syphilis, der apokalyptische Reiter des Gottes der Rache bis ins siebente Geschlecht bei denen, die sich lieben. Religion als venerische Krankheit der Mutter Venus. Angst vor der Schande würgte die Lust. Das Leben wehrte sich, warf Barrikaden auf, formte seelische Antitoxine: Antipsychotics. Krankheit untergräbt Erkenntnisfähigkeit oder erhöht sie: das deutsche Volk erblindete an seiner Syphilis, um seine Syphilis nicht zu sehen. Von einem Tag zum andern vergass die vielzuplötzlich kurierte Menschheit – wie Menschheiten nun mal sind – die Qualen von vierhundert Jahren. Unser Unwille aus

Durchlittenem zu lernen ist mitschuld daran, dass wir zurückgebliebene Kinder bleiben. Als endlich die Syphilis besiegt war, standen die Deutschen bis an die Zähne gegen sie bewaffnet schutzgestaffelt hinter ihren Abwehrgeschützen: Blindheit, taubstumme Heuchelei (heisse Hase, weiss von nichts), Glaube, Lüge, Hoffnung, Deutschland, Deutschland über alles! Man konnte und wollte nicht mehr ohne Syphilis leben. Die entfesselten Untermenschen lechzten nach neuen Ketten, nach neuen Folterqualen: deutscher Sinn wurde Schwachsinn, deutscher Wahn Wahnsinn. Das deutsche Volk wurde zur stinkenden braunen Masse. Die Sprache wusste es schon im Voraus vom Hörensagen: im Pariser Argotwörterbuch von Rossignol steht seit 1901: avoir le nazi = être nazigué = avoir la syphe. Zurück zu Wotan: er donnerte um Menschenopfer. Nicht stückweise in Buchenwäldern, sondern millionenweise in Buchenwald. Wotan bekam seine sechs Millionen Juden, und deren Goldvaluten kamen auf die deutsche Bank. Dass Hitler selbst an einer jüdischen Grossmutter litt, macht die Geschichte – wennauch die Juden es nicht gern hören – noch pikanter. Gern male ich mir aus, wie der Führer seine Tage als gütiger alter Rabbi in Brooklin beschliesst, nachdem er einem seiner zahlreichen Doppelgänger im Wilhelmstrassenbunker mit Eva Braun hat Doppelselbstmord begehen lassen.

Ungern ist man Krankheiten zu Dank verpflichtet. Darum hat man immer vermieden, den Wechselwirkungen zwischen Religion, Syphilis, Genie, Irrsinn und Deutschtum nachzuspüren. Unsere europäische Kultur der Neuzeit ist eine Spirochätensyphilisation, erstes Mitbringsel aus der neuentdeckten Neuen Welt. Wird die sterilisierte Welt von morgen noch fähig sein, sich Gedanken zumachen? (Non cogitunt, ergo non sunt! Georg Christian Lichtenberg) Horro vacui! Wie kommen wir an die nötigen Genies, dies Salz der Erde, ohne das die Idioten nicht vegetieren können? Neue Seuchen, neue Hoffnungen. Haben wir

schmachtend, verschmachtend auf die neubelebenden Einflüsse atomischer Radiationen (Strontium 90 auf die Spargelstulle!) zu warten?

Aus Selbsterhaltungstrieb: seien wir Epikuräer, selbst wenn wir, wie ich, nichtmal ahnen, was das bedeutet. Wenn wir von unseren Kindern nicht ermordet werden wollen, haben wir sie zu erziehen. Unsere Geschlechtsfreuden von gestern waren vorgestern noch Lustmord. Auch das sollten wir nicht vergessen. Gücklich ist, wer vergisst: dies Glück stürzt uns in Dummheit. Seit Staaten unser Leben in die Hand genommen haben, stört Geschlechtsverkehrspolizei, wie jede Polizei, den Verkehr. Sexualerziehung, Überlieferung sexueller Errungenschaften von Geschlecht zu Geschlecht ohne Mitarbeit von Bordell und Freudenmädchen vom Vater auf den Sohn ist schwer realisierbar. Man kann beim besten Willen nicht alles den ohnehin schon schwer erblich überlasteten Müttern und höheren Töchtern überlassen, so gerne sie auch wollten. Die Missgunst frigider Hausfrauenvereinigungen ist immer wieder darauf aus, die sexuellen Fortschritte der letzten Jahrtausende zu erdrosseln. Knauserie an der Freude, methodistischer Puritanismus sind das ärmlichste, dümmste, kurzsichtigste Verbrechen an der Menschheit. Die Pilgrimsfathers sind schuld am Untergang Amerikas, und wenn wir nicht aufpassen, am Untergang der Welt. Wohin könnte heute Vincent van Gogh sein frischabgeschnittenes Ohr bringen? Zum Analytiker? Lasst die Bettler nicht mit dem Feuer des Prometheus spielen. Feuer kann erlöschen. Nietzsche und Wedekind haben das lange vor mir hingehämmert; meine Aufgabe ist, es zu wiederholen.

Eine andere einschneidende Genesung vollzieht sich langsam während meines Daseins: Religion, dieser pascalische Hirntumor, ist am Eintrocknen, nachdem er tausende Jahre lang den Verstand der Welt zerfressen hat: meine Urenkel werden nicht mehr wissen, was sie durchgemacht

haben: Religion und Syphilis werden zu Komplexen des klassischen Altertums: Mythologie.

Prinzip

Nach erfrischendstem Sommersonntagmorgen im neueröffneten Familienbad Wannsee, wo wir Badeschönheiten bewundert und dazu Zigaretten geraucht hatten, fuhr ich mit meinem Bruder in Prachtlaune zurück zum *Bahnhof Zoo*. Mama war wegen Pneumothorax in Davos, die Familie nahm sich unser freundlich an. Heute waren wir bei einem arrivierten Cousin, dem Bankdirektor Georg Wolfson, eingeladen und kamen, wie gewöhnlich, eine halbe Stunde zu spät. Bei Wolfsons gabs immer vorzügliches Essen. Martha Wolfson, eine kleine Cousine aus Essen, provinzial, jung, gesellschaftlich überehrgeizig, arrogant, war schmeichelhaft nett zu mir; sie nahm mich für einen Repräsentanten der heutigen Grossstadtjugend. Ihr junger, rötlichblondlächelnder Gatte Georg, der distanziert in die Ferne schaute, war gerade wegen seiner Weitsichtigkeit zum Direktor alle Depositenkassen aller D-Banken ernannt worden. Als wir eintraten, sass er bleichverärgert da, biss sich, ohne unsern Gruss zu erwidern, beleidigt die Lippen; Martha starrte verschleierten Auges und blieb stumm. Geschickt wollte ich meinem jüngeren Bruder vormachen, wie man sich in solchen Fällen rausredet und erzählte amüsan, dass wir Herrn Otto Moses, meinen Chef, getroffen hätten, der uns furchtbar nett zu einen Gläschen Bier eingeladen hätte, was wir nicht abschlagen konnten. (In Wahrheit hatte der jüngere Herr Moses, Herrn Leonhard, mich von weitem gesehn und weggekuckt.) Meine Geschichte hatte keinen Erfolg, niemand hörte hin, Bankreise verachteten Konfektionäre. Georg schaute distanziert in die Ferne und sprang auf, als das Telephon im Nebenzimmer klingelte. Martha verschwand mit ihm, ohne

uns eines Blickes zu würdigen. Hochnotpeinlich. Man liess uns zur Strafe eine lange Viertelstunde allein. Nach dem Schwimmen waren wir ausgehungert und beratschlagten flüsternd, ob wir einfach Weggehen sollten, als das Kinderfräulein erschien und die jungen Herren pikiert bat, sich ins Esszimmer zu begeben, Herr und Frau Doktor (rer. nat.) kämen später. Der Tisch vorbildlich gedeckt mit Blumen, wie im Schaufenster. Der kleine Gerd brüllte bereits auf hohem Kinderstuhl. Fräulein quälte ihn erst noch etwas, setzte sich dann, die Eltern blieben weg. Wir wurden bedient. Schuldbewusst, mit gutem Appetit, assen wir Rindermark auf Röstbrot, kalte klare Bouillon mit Petersilie, Belitzer Spargel mit Morcheln, Rheinlachs (sogenannter Maifisch) mit Schwenkkartöffelchen, dazu Piessporter Goldtröpfchen. (Marthas Geburtsstadt Essen gehörte leider zum Industriegebiet der Ruhr, und nicht zum Rheinland, dem Sehnsuchtstraum deutscher Bürgerromantik; gerade darum gabs bei Wolfsons immer die gepflegtesten Rheinweine.) Todernst kam das tiefbeleidigte Ehepaar zurück und nahm Platz. Martha sagte doppelsinnig freundlich: «Ich bin froh, Jungens, dass Ihr Euch den Appetit nicht habt verderben lassen!» Georg starrte ins Leere, spielte den gebrochenen Mann. Beim ersten Bissen wurde er wieder ins Nebenzimmer ans Telephon geklingelt. Martha folgte leidtragend. Zum Dessert (Sahnenbaisers mit Walderdbeeren) zurückkommend fragte Georg: «Wie geht's Mama?», verschlang, ohne sich für die Antwort zu interessieren, eine Walderdbeere und stürzte zurück ans Telephon. Nach dem Essen wollte Heinz mir zeigen, wie man sich richtig entschuldigt. Doch Georg kam dazwischen und verkündete feierlich: «Nun erst ist es mir erlaubt, frei zu sprechen, Wolfs Telegraphenbüro ist bereits auf der Höhe. Leider ist die Börse am Sonntag geschlossen, vielleicht: Gottseidank! Dank meiner direkten direktorialen Privatlinie mit Wien hatte ich aus erster Hand Geheiminformationen: der österreichische Thron-

folger Erzherzog Franz Ferdinand und seine erlauchte Gemahlin Herzogin Sophie von Hohenberg sind soeben in Serajewo von einem serbischen Gymnasiasten – dabei sah er mich vorwurfsvoll an – Gabrilo Princip (hatte Kafka den Namen erfunden?) erschossen worden. Jungens, ein Weltkrieg scheint unvermeidlich...» Mein Bruder und ich bekamen einen Lachanfall, der uns auf den Teppich rollen liess, wo wir uns hilflos wälzten. Wegen unseres Zuspätkommens hatten wir mit Recht einen furchtbaren Anschauzer erwartet und konnten nicht glauben, dass ein Depositenkassendirektor über die Ermordung eines Schlawiener Erzherzogs in Serbien sich derartig anstellen konnte. Gottseidank klingelte das Telephon wieder und wieder verschwand das beleidigte Paar ins Nebenzimmer. Immernoch lachend überlegten wir, was zu tun sei. Wir fanden es angeraten, uns doch noch ordnungsgemäss zu entschuldigen. Der Mokka wurde im Herrenzimmer eingenommen, wo mein Bruder glaubhaft ernst sagte: «Bitte nochmals, verzeiht uns und seid uns nicht böse, wir versprechen Euch ehrenwörtlich, niewieder zuspät zu kommen!» Georg sah distanziert in die Ferne: «Seid Ihr denn zuspät gekommen?», und wieder klingelte das Telephon. Dies war nämlich der erste Krieg, in dem es eine weltgeschichtliche Rolle spielte. 1815 machte Rothschild seine Millionen mit Hilfe des optischen Telegraphen, 1870 brachte der Telegraph die Emser Depesche, 1940 war's das Radio und im nächsten Krieg wird man seine Söhne an TV fallen sehen. Fortschritt lässt sich nicht aufhalten.

Niewieder haben wir so gelacht, auch sind wir niewieder bei Wolfsons gewesen: mein Brüderchen Heinz hat fürs Vaterland fallen müssen, und ich habe mein Vaterland fallen lassen müssen: *Prinzip!*

Dreizehn sieht schwarz

Schon nach einem Jahr hatte völlig unerwartet mein meteorischer Aufstieg bei Moses & Schlochauer eingesetzt, als mir Herr Otto Moses (Dreizehn) bei seinem Morgenrundgang unverhohlen: «Morjen!» zugegrunzt hatte. Noch niemals hatte er sich dazu herabgelassen, einem Angestellten einen guten Morgen zu wünschen. Das Gesamtpersonal spekulierte hin und her, warum gerade mir diese Ehre widerfahren sei. Ich begann eine Sonderstellung einzunehmen und kam von nun an jeden Morgen sechs Minuten zu spät, ohne von Fräulein Schmidt III, die extra zu diesem Zweck am Eingang sass, auf die Liste der Zuspätkömmlinge geschrieben zu werden. Sie hielt mich für einen geheimen Neffen der Schlochauers, und soll sogar das Gerücht in Umlauf gesetzt haben, ich sei ein vorehelicher Fehltritt Frau Schlochauers. Den andern Stiften, meinen Lehrkollegen Phillips, Diemel, Brasch und Wolfsberg, fehlte die Privatcourage, zu spät zu kommen, darum hielt sie niemand für geheime Neffen.

Als ich am Montagmorgen nach Serajewo wie immer schuldbewusst und atemlos sechs Minuten nach acht ins Geschäft gerannt kam, sagte Fräulein Schmidt III, ich hätte mich unverzüglich mit sämtlichen Lagerbüchern ins Privatkontor, das Allerheiligste der Chefs, wohin man nur für Rausschmeissen und Katastrophen befohlen wurde, zu begeben.

Höchstens Millionäre leisteten sich damals ein Automobil. Da Herr Moses um jeden Preis vermeiden wollte, um Zulagen angegangen zu werden, liess er sich jeden Morgen von dem mit Staubbrille und Schirmmütze zum Chauffeur verkleideten Hausdiener Robert Scharffenberg um acht

Uhr fünfzehn, eine ganze Viertelstunde nach offizieller Geschäftseröffnung, in seiner schwarzhochglanzlackierten Audi-Limousine unbeobachtet bis an die Leipziger Ecke Kommandantenstrasse fahren, von wo er die letzten zweihundert Meter bis zum Geschäft zu Fuss machte. Das erlaubte mir, risikofrei zuspät zu kommen. Heute war er hinterlistig pünktlich, hatte sofort nach mir gefragt und entdeckt, dass ich zuspät kam. Trotzig fühlte ich mein Ende bei Moses & Schlochauer nahen. Ich hatte mich bereits zum Lagerchef und Disponenten für Seide, Wolle, Baumwolle und Spitzen emporgearbeitet. Wolfsberg hatte ich die Knöpfe und Besatzartikel gelassen. Die Gesamtlagerbestände befanden sich in meinem Kopf, keine Order ging raus ohne meine energische, völlig unleserliche Unterschrift. Zugleich mit der Anerkennung, die mir meine Lagerkenntnis eintrug, kam, statt Zulage, ein ehrendes Privatvertrauen: Herr Schlochauer (Siebzehn) zum Beispiel hatte als Verhältnis eine richtige Opernsängerin, klein aber oho! Fräulein Sigrid Niklaus Kempner; ihre Mutter war Gesangspädagogin, ihr Bruder sogar Kapellmeister. Allabendlich machte sie ihrem Sally vor Geschäftsschluss ihre Aufwartung. Siebzehn schwärmte für Opern. So wurde das Geschäft oft erst sehr spät geschlossen. Eines Abends kam Herr Schlochauer leutselig zu mir ins Lager und bot mir, eine Pfefferminzpastille an, die er schon einige Zeit in der Hand vorgewärmt hatte. «Wo Sie sowieso bis zum Schluss hier sind, könnten Sie mir eine persönliche Privatgefälligkeit erweisen, hat nichts mit dem Geschäft zu tun, Sie vastehn hoffentlich tachles! Ihre Arbeit könne wegen der besseren Beleuchtung besser im Entree machen, besser für Ihre Augen! Wenn dann meine Olle kommt, für Sie Frau Schlochauer vastehense, kloppen se zweimal abrupt mit dem Schlüssel an die Scheibe und sagen ihr, dass ich sie hinten in der Stadtexpedition erwarte, wo ich den Versand kontrolliere. Schmusen se möglichst lange mit ihr, übers Wetter und übers Geschäft, sie intressiert sich

für beides!» Von nun an hatte ich allabendlich das heitere Gezwitscher meines Chefs zu überwachen und konnte mit Hilfe von Spiegelungen, Ritzen und Schlüssellochern die Höhepunkte mitgeniessen:

*«Erst kamen die Blusen, die Kleider
Und dann die Jupons voller Plis
Und dann die Dessous undsoweiter
Und dann, und dann kam sie!»*

Wirklich kam die Olle eines schönen Abends, während das entkleidete Fräulein Sigrid, Rigolette summend, auf Herrn Schlochauers Schoss wippte, herein ins Laköl. Ich versprang der dreihundertpfundschweren Gattin den Weg mit tiefer Verbeugung. Vom Entree gabs mehrere Möglichkeiten, die eine führte zum Verkaufsraum, zum Himmel, in dem Herr Schlochauer gerade seine Gesangsstunde nahm, die andere zur Hölle, zur Stadtexpedition, wohin ich Frau Siebzehn zu expedieren hatte. Mir fehlte die Geistesgegenwart, den Schlüssel zu finden, mit dem ich an die Scheibe zu klopfen hatte. Ich stotterte unzusammenhängendes Zeug, sagte «Herr Schlochauer arbeitet auf sie in der Expeditionsstadt», sie rannte kopfschüttelnd durch die von mir aufgerissene Tür nach hinten, ich stürzte im allerletzten Augenblick nach vorne in den Verkaufsraum. Siebzehn sprang höchsterregt auf: «Da hört sich ja schliesslich alles auf! Ich bin augenblicklich nicht momentan!», schob die dreiviertelentkleidete Diva mit meiner Hilfe in den offenstehenden Schrank und stürzte mit dem Ruf: «Das Weitere wird sich finden!» zur Ollen in die Stadtexpedition. Aus dem Abendkleiderschrank tönten Schreie: «Ich bin eingerigoletto!», ich verlor vollends den Kopf und sprang in den Schrank auf die berühmte Opernsängerin. Jetzt oder nie! Sie war kochendheiss! Ich fürchtete für ein Nervenfieber und wollte tröstend eingreifen. Sie gab mir oben eine Backpfeife, unten einen Fusstritt und kreischte hysterisch: «Das kostet Sie Ihre nächste Zulage, Sie Kaffer! Hil-

fe, mein Kleid, Hilfe meine Schuhe, schnell schnell, können Sie sich nicht beeilen? Hilfe meine Tasche!» Als ich alles in Sturmeseile in den Schrank geworfen hatte, jammerte sie kläglich nach ihrem Sonnenschirm. Kaum hatte ich den Schrank verschlossen, erschien schon Arm in Arm das glückstrahlende Ehepaar, Herr Sally und Frau Jenny Schlochauer. Ich übergab Siebzehn geschäftlich den Schrankschlüssel. Er steckte ihn in seine Westentasche und sagte etwas freundlicher als gewöhnlich: «Herr Blumenfeld, bringen Sie schleunigst die Lagerbücher! Wir haben Crêpe Georgette nachzubestellen, es wird heute spät werden! Herr Scharffenberg (der erste Hausdiener) wird besser eine Droschke für meine bessere Hälfte holen!» Waghalsig setzte er sich genau vor den Schrank, in den ich die Niklas Kempner eingesperrt hatte. Es war schöner als die Hochzeit des Figaro!

Dennoch lag es im Bereich des Möglichen, dass Otto Moses (Dreizehn) mich heute wegen Zuspätkommens unter Hohngelächter des Personals, das mich um meinen schnellen Aufstieg beneidete, fristlos rausschmeissen könnte. Dann würde ich zur Bühne gehn und als grösster Hamlet «die Bühn in Tränen setzen und das allgemeine Ohr mit grauser Rede so erschüttern....» Fatalistisch klopfte ich an die Privatkontortür. Herr Schlochauer (Siebzehn) öffnete und wiedereinmal hörte sich schliesslich alles auf! Hinter mir verriegelte er die Tür. Was wollten sie? Riesengross stand Herr Otto Moses (Dreizehn) vor mir, beide Enden seines Schnurrbartes handgezwirbelt in den Mundwinkeln, was auf überwirkliche Erregung schliessen liess. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, ihm, während sein grünlicher Basiliskblick mich sezierte, Verachtung ins Gesicht zu schleudern. Noch unlängst war ich durch das Loch der neuangelegten Zentralheizung Augenzeuge gewesen, wie Frau Bernstein, die Frau seines besten Freundes, ihn weinend um dreihundert Mark (mehr als ich im ganzen Jahr verdiente!) angefleht hatte. Sie sah edel aus,

wie sie vor ihm kniete. Erst nach einem schwerverständlichen Kuss billigte er ihr zweihundert Mark zu. Jetzt war ich nichteinmal imstande, vorzubringen, dass die Untergrundbahn wiederum am Hausvogteiplatz entgleist sei. Kein Wort kam aus meinem Munde. Plötzlich donnerte Moses «Was haben wir in 7718 bei Jarroson Fils laufen?» Stolz auf mein das Gesamtlager umfassende Wissen antwortete ich prompt: «Dreiunddreissig Stück Tango (Modfarbe orange) Crêpe circuit lagern in Lyon auf Abruf und vier liegen hier im Ausschnitt.» Mit lauerndem Ernst wandte sich Moses zu Schlochauer: «Wollen wir depechieren?» Damals telegraphierte man nur in Todesfällen, denn jedes Wort kostete fünf Pfennige, Ausland sogar doppelt! Herr Schlochauer stimmte zu: «M.W., wird gemacht!» Da wuchs Herr Otto Moses über sichselbst hinaus, die Hörnchen quollen ihm aus der Stirn, er wurde grösser und grösser. Ohne die Zustimmung Schlochauers abzuwarten, der kleiner und kleiner wurde, entrollte göttliche Weisheit seinem Munde: «Rufen Sie sofort Wolf an (den Agenten von Jarroson Père & Fils), er solle Lyon drahten, dass wir dreiunddreissig Piäss (pièces) Tango Crêpe circuit annullieren, stattdessen jedoch zwohundert Stück derselben Qualität für allerprompteste Eillieferung innerhalb zehen Tagen in naturell bestellen!» Erschrocken flüsterte ich, dass wir bereits vor drei Wochen fünfzig Stück weiss 7703 geordert hätten. Litt Herr Moses (Dreizehn) an derselben Überarbeitung wie Papa? Litt er an Grossmannsucht? An Gedankenschwund? Da geschah etwas: sein linkes Auge schloss sich und mit seinem rechten durchbohrte er, ungefähr zehn Zentimeter über meinem Kopf, die Landkarte Deutschlands, die die Wand des Privatkontors zierte. Ohne mich mit dem noch offenen Auge auch nur eines Blickes zu würdigen, befahl er mit Kristallklarheit: «Was sich hier und heute in diesem Privatkontor abspielt, ist weltgeschichtliches Geschäftsgeheimnis. Mit niemandem haben Sie ein Sterbenswörtchen darüber zu

verlieren. Alles steht auf dem Spiel. Es gibt Lauscher an der Wand – und sein eines Auge starrte auf mich – und Lehrlinge, die durch Löcher lauern. Ich kenne meine Pappenheimer und habe dem vorgebeugt. Robert Scharffenberg patrouilliert! Obschon Diskretion immer Ehrensache ist, verlange ich diesmal zusätzliche eidesstattliche Versicherung, dass Sie ihr Maul zu halten wissen! Antworten Sie mit einem unverhohlenen Ja!» Selbst zum Nicken war ich zu erschüttert. «Krieg kreierte eine ungeahnte Hausse in schwarz. Bei Kriegsausbruch haben wir», und er fletschte seine Zähne visionär, «bis an die Zähne bewaffnet in schwarz dazustehn! Wird dieser Krieg, was ich voraussehe, ein dreissigjähriger Welt-Krieg, dann dauert er von 1914 bis 1944. Jede deutsche Frau wird mehrere Male heiraten und dementsprechend Witwenkleider brauchen. Um schwarze Umstandskleider wird ein Geriss entstehn. Ich sehe die Zukunft schwärzer als schwarz. Sobald das Fallen anfängt, setzt das Riesentrauergeschäft ein. Je mehr gefallen wird, desto gefallsüchtiger wird sie: man muss die Feste feiern wie sie fallen.» Er sagte weis: «Wahrlich ich sage Euch, die Weiber werden in schwarzer Wäsche rumrennen. Notieren Sie: Witwenmorgenröcke in schwarzen Plumeties mit abnehmbarer hellgrauer Biese für Halbtrauer. Moses und Schlochauers Blauschwarz hat die Welt erobert. Soll die Konkurrenz in Braunschwarz ersaufen! Krieg bedeutet Moratorium: niemand zahlt! Wir dürfen, nein, wir müssen überdisponieren. Ordern Sie sofort Doppelquanten letzten Jahresverbrauchs für kurzfristigste Lieferung mit Annullationsklausel in schwarzem Zibeline, schwarzem Zanella, schwarzem Serge, schwarzem Wollcrêpe, schwarzem Baumwollcrêpe, schwarzem Crêpe marocain, schwarzem Vollvoile, schwarzem Halbvoile, schwarzem Wollvoile, schwarzem Baumwollvoile (für preiswerte Witwenblusen), schwarzem Voile Ninon, schwarzem Voile Chappe, schwarzem Marquissette, schwarzem Taft, schwarzem Wollkaschmir, schwarzem Seiden-

kaschmir, schwarzem Wollcotelet, schwarzem Dammassé, schwarzem Seidentüll, schwarzem Baumwolltüll und schwarzem Velourschiffon für tiefdekolletierte Abendkleider mit schwarzem Spitzenbesatz. Sämtliche Orders haben mit der Mittagspost als Eilbriefe rauszugehen! Wieviel verdienen Sie jetzt?» Ich sah mich schon als Kriegsgewinnler: «Fünfundzwanzig Mark im Monat.»

Herr Otto Moses legte zum allereinzigsten Mal in diesem Dasein seine zentnerschwere Marmortatze auf meine Hängeschulter: «Herr Blumenfeld, nach Kriegsausbruch wird das Geschäft zunächst mehrere Wochen, wennichtgar Monate brachliegen. Hiermit verspreche ich Ihnen in vollstem Einvernehmen mit Herrn Schlochauer (welcher nickte!), dass Ihr Salär von fünfundzwanzig Mark in den ersten drei Kriegsmonaten nicht reduziert wird. Wer dann lebt, der dann sorgt.»

Am Tag nach Kriegsausbruch hing folgende Ankündigung am Geschäftseingang: «Bis auf weiteres ist dieses Geschäft nur halbtags geöffnet, dementsprechend werden sämtliche Gehälter 50% reduziert, Moses & Schlochauer.» Als ich einen Monat danach verlegen versuchte, an das gegebene Versprechen zu erinnern, ging ich zu Siebzehn (Dreizehn hätte mich mit Verachtung getötet). Herr Schlochauer sagte empört, er habe damals nicht schriftlich genickt; ich solle mich schämen, in so ernsten Zeiten eine Sonderstellung zu beanspruchen. Im Krieg sei selbst Geschriebenes nur ein Fetzen Papier; fünfzig Prozent sei mehr als gar nichts.

Zurück zu Moses: er wurde zusehends visionärer: «Im Saisonsgeschäft gibt's ständig Überraschungen, besonders in Weltkriegen. Weg mit rosa, weg mit ciel (hellblau), weg mit nil (hellgrün), weg mit champagne! Annullieren Sie umgehend die laufenden Orders in Pastellfarben, an denen sowieso immer Geld verloren wird!» Schlochauer setzte sich seinen weissblauen Augen zuliebe für ciel ein, Moses liess sich nicht beirren: «Kommt überhaupt nicht in Frage!

Wir Deutschen haben die Nase pleng, uns zwei Mal per anno von Paris hochnehmen zu lassen. Poiret hat die Chose mit zwei Mille per Kleid zu sehr übertrieben – es musste zu diesem Krieg kommen, so mies es auch ist: Deutschland hat sich unabhängig von der Welt zu machen, Berlin hat sich von der Pariser Lodderwirtschaft zu befreien! Ideen kann man nötigenfalls via Schweiz beziehen!» (Jede Saison kaufte Herr Moses zehn extravagante Haute Couture Modelle in Paris, die er zu einer totsichtigen deutschen Kollektion umgestaltete; das war Berliner Damenkonfektion!) «Noir 7702 ist die Zukunft! Als Modeschlagger sehe ich am Horizont feldgrau strahlen, das wir 7756 numerieren! Bevor's zu spät ist: ordern Sie von Frankreich Farbmuster aller vorhandenen gris (grau). Selbst Kunstseide hat ne Schangse, den Markt zu erobern. Heut wird keine Minute mit Mittagessen vergeudet, *wir müssen siegen!*» Als Mitwisser lebenswichtigster Geschäftsgeheimnisse kehrte ich sorgengeneigten Kopfes zu meinem Arbeitstisch zurück. Was wird aus all dem Crêpe de Chine, wenn kein Krieg ausbricht? Aller Augen hingen an mir, der fast eine Stunde im Privatkontor zugebracht hatte. Nur Emmy Kussero konnte Ähnliches von sich behaupten. Von nun an kam ich, wie sie, offiziell zu spät. Selbst Herr Moses wagte keinen Protest. Meine Macht bestand in meiner offensichtlichen Militärdienstuntauglichkeit. Als nach den ersten Grosskampftagen ein blendendes Witwengeschäft einsetzte, platzte die Konkurrenz: allein M & S konnte jede gewünschte Quantität in prima Trauerware auf sofortigen Abruf liefern: Sieg auf der ganzen Linie!

Kriegsausbruch

Die folgenden Wochen überstürzten sich mit Annulationen, Ultimativen, falschen Gerüchten, kriegshetzerischen Volksreden und patriotischen Leitartikeln, die mit Schlagworten ums Pulverfass tanzten, bis es am 3. August richtig los ging. Und ich kann sagen, ich bin dabeigewesen, wie Seine Majestät der Kaiser von seines Daches Zinnen, dem Schlossbalkon, einer seit Stunden auf der Schlossfreiheit im Lustgarten zusammengequetschten Volksmasse eherne Worte zuschrie, die trotz einer ihm von einem Adjutanten vor die Schnauze gehaltenen Quatschtute unverständlich blieben. Erst abends im Lokalanzeiger las man begeistert, was man mittags bejubelt hatte. In keiner Zeitung stand, was ich abends zuvor miterlebt hatte: Arbeiter, Sozis, «vaterlandslose Gesellen», marschierten hinter roten Fahnen, um gegen den Krieg zu demonstrieren. Polizei veranstaltete eine Hetzjagd und schoss sie «Am Knie» über'n Haufen. Langsam ging mir auf, dass Mächte der Finsternis am Werk waren, dass es aus war mit Freiheit und Pressefreiheit, die es nie gegeben hatte. Es gab keine Parteien mehr, nur noch Deutsche. *Links* war erledigt, schon fing ein Volk in Waffen an, singend durchzuhalten. «Immerfestedruff!» rief der Kronprinz, in seiner Lieblingsverkleidung als Totenkopfhüsar in seinem offenen Daimlerauto stehend. Seine Majestät der Kaiser in der neuen feldgrauen Generalfeldmarschallsuniform, ordenüberladen mit Biberpelzkragen, Reitpeitsche, respektive Feldherrnstab und Ledergamaschen, rief, und *alle alle* kamen:

*Jeder Schuss ein Russ
Jeder Stoss ein Franzos
Jeder Tritt ein Britt
Jeder Klaps ein Japs
Auch in Serbien müssense sterbien!*

*Wir lieben vereint
Wir hassen vereint
Wir haben alle nur einen einzigen Feind:
ENGLAND!*

(Das war « Lissauers Hassgesang».)

*Doch Vata Jolz
Erwidert fein:
Lieb Vataland
Magst ruhig sein,
Solang die Jungs haamn
Noch soviel Mut
Solange jeht
Die Sache jut!*

*Mein Schätzeken
Dat wusst ick
De Kieglein treffen nie
Wir sind noch alle lustick
Bei der fünneften Kompanie!»*

Was ich als Kind einst erlebte, was ich als Knabe gefühlt, wie doch das Herzchen erbebte, wenn wir Soldaten gespielt! Wir müssen siegen, wir müssense kriegen, wir haben Zeit, haben Geld, haben Mut, was lange dauert, ja das wird gut! Nur imma feste dran, wir stehen unsern Mann, nur ran mein Schatz, hier gibts Sieg und Platz! Waldemar, Waldemar, Waldemar, mein gutes Mietzchen, Waldemar, es liebt sich wunderbar, hier in Jalizien, Waldemar, Waldemar, Waldemar gib mir ein Küsschen, nur ein Bisschen, hier im Sumpf, hier im Sumpf, hier im Sumpf ist die Liebe Trumpf, is se Trumpf! Ich glaube, ich glaube, da oben

fliegt ne Taube, die kommt aus einem deutschen Nest, wenn die man bloss nischt fallen lässt! Marianne, Marianne, ich glaube Du hast eine Panne! Der Iwan soff aus das Benzin, nun kommst Du nie nach Berlin. Willste, Du mein kleiner Willy, Wolle braucht jeder Soldat, wenn der Wille ward zur Wolle, wird die Wolle auch zur Tat! (Punktquadrat – Pointcaré – ist sich meine Lieblingsspeise!) Deutsch will ich sein, klingts vom Fels bis zum Meer, Deutsch wie die Väter waren! Aber vor allem: Heil Dir im Siegerkranz, Deutschland, Deutschland über alles! Und: Es braust ein Ruf wie Donnerhall, mit Schwertgeklirr und Wogenprall! Schon nach wenigen Wochen kam: Morgenrot, Morgenrot früher Tod, Argonnerwald, ein stiller Friedhof bist Du bald, im gleichen Schritt und Tritt. In diesem Stechschritt liess man die akademische Jugend nach leichtbestandenem Notabitur (bei dem niemand fiel!) bei Langemark, vaterländische Lieder singend, vorbildlich für künftige Lesebücher höherer Lehranstalten in den Heldentod marschieren. Kein schöner Tod ist in der Welt! Wofür das ewig dankbare Vaterland ihnen Eiserne Kreuze zweiter Klasse anschlichte Holzkreuz aufs Heldengrab nagelte. Dann sang man: Alles kommt einmal wieder, wie es im Frieden war, wieder vergnügte Lieder, wieder bis sechs in der Bar.... Und dann etwas leiser mit weher Stimme (Käthe Erholzens Schlager): Alle kommen nicht wieder, die man im Frieden sah, Myrthen und weisser Flieder schmücken die Totenbahr! Wie alle Kriege seit der Kreuzigung des Erlösers wurde auch dieser im Zeichen des Kreuzes verloren: Eisernes Kreuz (Sonderklasse, nur vom Kaiser getragen, Grosskreuz, Hindenburg und Ludendorf, erster Klasse, zweiter Klasse, wie in der Eisenbahn), Rotes Kreuz, Johanniter, Malteser, Blaukreuz, Gelbkreuz, Grünkreuzgas. Aus diesem Mischmaschkuddelmuddel von Kreuzkomplexen kristallisierte sich das alldeutcheste aller Kreuze, das Hakenkreuz. *In diesem Zeichen sollst Du siegen!*

*S'ist Krieg, s'ist leider Krieg,
O Engel Gottes wehre
Und rede Du darein,
S'ist leider Krieg
Und ich begehre
Nicht schuld daran zu sein.*

(Claudius)

Eine mir neue Massenverblödung setzte ein: alle für einen, einer für alle! Engverschlungen mit dem verachteten Bundesgenossen Kammrad Schnürschuh marschierte der deutsche Stil in bombastischer Scheusslichkeit Richtung Unterwelt. Das Bourgeois Idol Thomas Mann schrieb: «Jetzt, im Krieg, hörte ich, dass die Blindgeschossenen in den Lazaretten unter allen Patienten die muntersten sind. Sie balgen sich, sie werfen nacheinander mit ihren Glasaugen. Und das nicht aus irgendwelcher höllischen Verzweiflung, sondern aus gewöhnlichem Übermut.»

In den Vorkriegswochen hatte ich überlegen auf die kindische Besorgtheit der Erwachsenen herabgelächelt. Grossgepöppelt mit den Vorurteilen Moral, Fortschritt, Kultur, wusste ich bis zur letzten Friedensstunde felsenfest, dass Krieg eine Unmöglichkeit war. Fünfundzwanzig Jahre später, im August 1939, dachte ich in Paris genauso falsch, der Krieg würde mich in Frieden lassen, heute, nach einem halben Jahrhundert, in New York will ich mich noch immer nicht damit abfinden, dass jeden Augenblick ein paar Wasserstoffbomben alles Leben auf Erden vernichten könnten. Was Hänchen nicht lernt, lernt Hans nimmermehr! Ich sah den Krieg als Geschmacklosigkeit, als Verschwörung kompakter Majoritäten erwachsener Idioten gegen mich, den Generalvertreter der Weltjugend. Ich glaubte an die Macht der Phrase. Selbst auch nur einen Finger zu rühren, wäre unter meiner Würde gewesen. Überzeugt, dass die Jugend gegebenen Augenblicks die Zügel in die Hand nehmen werde, setzte ich auf die Weltrevolution des Geistes durch die so bequeme passive Resi-

stanz. Für mich war Klassenkampf eine Schneeballschlacht zwischen Sexta und Quinta, Kampf zwischen Dummköpfen, in dem hoffentlich die weniger Dummen siegen werden. Es war ratsam, unbeteiligt zu bleiben. Soziale Konflikte existierten nicht für mich. Man hatte mir zu früh einen Maulkorb vorgebunden; ich litt unter Ungerechtigkeiten, ohne zu bellen, ausserdem war ich kein Hund. Dass ich ein Bourgeois war, hätte ich nie zugegeben, ich klassifizierte mich als Geistesaristokrat. Nach dem ersten Weltkrieg forderte ich in einem Manifest die Füsilierung aller Kriegsschuldigen, also aller Leute über vierzig. Das Manifest endete, wie neunzig Prozent meiner Gesamtproduktion, im Papierkorb. Heut läuft der passive Revolutionär von damals selbst als etwas betretener Greis unfüsiliert durch die Strassen der Welt.

Jede deutsche Mutter war damals nur zu bereit, ihr Liebstes, den güldenen Ehereif, die langen blonden Flechten, die Söhne, auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern. In dieser grossen Zeit der schweren Not wollte meine ohnehin schon schwerkgeprüfte arme lungenkranke Mutter ihren Nachwuchs nicht sich selbst überlassen. Unter Lebensgefahr reiste sie mit all ihrer Habe als Handgepäck im allerletzten überfüllten Bummelzug von Davos nach Berlin. Mit aufregendsten Augenzeugenberichten kam sie atemlos um drei Uhr morgens an, beleidigt, dass wir sie nicht am Bahnhof erwartet hatten. Mehrere Male sei ihr Zug in Süddeutschland in voller Fahrt gegen jedes Völkerrecht von feindlichen Flugmaschinen mit Aluminiumpfeilen beschossen worden. Selbst eine Bombe, gott dank ein Blindgänger, sei gefallen. Diese Enten standen in allen Zeitungen. Mama war entrüstet, dass wir keine Eier eingelegt hatten, in solchen Zeiten hatte man zu hamstern!

Es vollzog sich, wie der Prophet Otto Moses es vorausgesehen hatte. Nach kurzer Übergangsperiode ging das Geschäft blendend. Bald liefen alle Huren als Witwen rum. Meine Position hob sich von Sieg zu Sieg. Alle Schlachten

wurden gewonnen, bis der Krieg nach vier Jahren verloren war und wir unbesiegbaren unbesiegten Helden, sofern wir noch am Leben waren, abgekämpft über den Rhein in die ausgepowerte Heimat zurückhumpelten, um für eine Republik, an die niemand glaubte, den nächsten Krieg vorzubereiten.

In diesem verführerisch schönen Herbst duftete Berlin wie nie zuvor wehmütig nach Astern. Oder waren es Herbstzeitlosen (die ich nur aus Gedichten kannte)? Es war der neue Benzolgestank (Ersatzbenzin). Über diesen Herbst meines Lebens schrieb ich traurig schlechte Gedichte, die ich an die «Weissen Blätter» schickte; sie wurden nicht einmal retourniert. Eine andere meiner Dichtungen hatte mehr Erfolg: ich hatte, mehr als Witz, für M & S eine feldgraue Wollcrêpebluse entworfen (4848): einfach und geschmacklos, mit Offiziersstehkragen, Einjährigenbiesen, Generalsepauletten, Gardelitzen, Eisenkreuzmotiv und echten Militärknöpfen. In einem Monat verkauften sich viertausend Exemplare dieses Feldgrauens. Dafür wurde mir nach der zweiten Ypernschlacht (Einführung des Kampfgases) im Juni 1915 mein Gehalt wieder ungekürzt ausbezahlt, von nun ab in Papier: Gold gab ich für Eisen. Schon wurde der Eiserne Hindenburg benagelt. Eines Morgens erschien Herr Otto Moses (Dreizehn) in der schönen in der neuen in der schönen in der grauen in der grauen in der neuen wunderschönen, tadellos taillierten, handgeschneiderten Felduniform eines Rechnungsoffizierstellvertreters beim Train-Ersatzbataillon. Eine Woche danach trat Herr Schlochauer, nur einen halben Rang niedriger, als Vizefeldwebel desselben Truppenteils auf. Bald trugen Dreizehn und Siebzehn mit stolzer Demut das Eisenkreuz im Knopfloch. *Wer gut schmiert, der gut fährt*, Wahlspruch des Train. Der dritte Buchhalter, Herr Laurinat, der alldies geschoben hatte, bezog, auch als er eingezogen wurde, volles Gehalt mit einer Notzulage von drei-

zehn Prozent. Herr Moses fand, mehr könne als Bestechungsversuch ausgelegt werden.

Bald war ich mit Herrn Wolfsberg der letzte Mann bei M & S. Während ich beinah ein viertel Pfund zugenommen hatte und einen halben Zentimeter gewachsen war, hatte die oberste Heeresleitung entgegenkommend ihre Mindestansprüche um volle fünf Zentimeter herabgesetzt. Selbst Zwerg wurden zum Sappenbau eingezogen. Wenn das so weiterginge, würde ich bald meine Reifeprüfung fürs Masengrab summa cum laude bestehen. So hatte ich auf Mittel und Wege zu sinnen, meine Gesundheit zu untergraben. «Beine breit, Mädels, der Kaiser braucht Soldaten!» Vielleicht könnte ich mir durch zügellose Wollust einen Herzklappenfehler zuziehn! Ich beschloss, Nächte zu durchbummeln, hinabzusteigen zu Orpheus in die Unterwelt (das Orpheum war ein Tanzlokal). Ich wurde Roué, schweifte aus in schwarzen abgeblendeten Nächten, tummelte mich in zweifelhaften Nachtlokalen, Animierkneipen, ging in zweideutige Theater, vom «Metropol» über den «Wintergarten» zu den «Folies Caprices». Ich besuchte Amors Tanzhallen, Stettiner Sänger, Schwoofs, meistens allein, ein melancholisch gelangweilter Ladenschwengel. Ich verachtete den Charme, dem ich mich aussetzte: Fritzi Massary, Claire Waldoff, Joseph Giampietro, Tielscher, Bender, Kurt und Ilse Bois, die Wunderkinder. Ich paffte Brasilzigarren, trank schwarzen, bereits saccharingesüßten Kunstmokka, solange es noch Ersatz gab, berauschte mich neugierig bei Kantorowitz an aufreizend klingenden Getränken: Absinth, Arrac, Armagnac, Anisette, das ganze ABC bis Amontillado. Schon vorm zweiten Glas wurde mir übel. Näherte sich eine Lebedame, zitterte ich wie Espenlaub; erfüllte sie dann gar mein unaussprechliches Sehnen und sprach mich an, sank ich verängstigt unter die Erde. Wär es nicht praktischer, als Held auf dem Felde der Ehe zu fallen und so jeder Ansteckungsgefahr zu entgehen? Flucht in die Ehe, und zwar in

die ideale Ehe! Mir wars Ernst. Der Bestefreund Ravel, dem ich diese Absicht unterbreitete, schüttelte missbilligend sein greises Haupt und reichte mir mit gespielter Melancholie die Hand: «Er lebte, nahm ein Weib und starb. Du bist für die Unsterblichkeit verloren!»

Zu Ausschweifungen braucht man, wie zum Kriegführen, Geld, Geld, und nochmals Geld. Das tiefer und tiefer versinkende Vaterland zog alle und alles mit sich hinab in den Dreck. Ich hungerte mich von meinem Gehalt rätselhaft fürstlich durch: noch gabs bei Aschinger Ersatzbrötchen umsonst, wenn man eine Tasse heissen Eichelkaffee für fünf Pfennig trank. Meiner Mutter gab ich gewissenhaft monatlich zwanzig Mark für den Haushalt. Sie genoss ihre Pflicht, mich zum Ernährer zu erziehn, in vollen Zügen. Darunter verstand sie, mich kleinlich zu machen: wer die Million nicht ehrt, ist der Milliarde nicht wert. Verdienen war erniedrigend. Beiverdienen zu müssen, beleidigend. Überzeugt, dass jedes Geschäft schmuddlig ist, machte ich unbesorgt schmuddlige Geschäftchen, belieferte Tanten und deren Freundinnen, die nie zufrieden waren, mit Blusen unterm Engrospreis, berechnete mir dabei die Zutaten weit unterm Einkaufspreis und irrte mich so zu meinem Vorteil, dass ich fast nichts zu bezahlen hatte. Der Betrag war klein, und der Betrug gross. Ich stahl mit Selbstverachtung unter Verachtung der Gefahr. Ein undankbares Geschäft. Gottseidank kam es nie heraus. Wär es herausgekommen, hätte ich mir das Leben nehmen müssen. Mein Lehrkollege Brasch hatte für seine «kleine Freundin», ein tolles schwarzes Velourschiffonkleid, inspiriert von Asta Nielsen und entworfen von uns allen zusammen, bauen lassen. Als herauskam, dass er sich die acht Meter Velourschiffon zum halben Selbstkostenpreis berechnet hatte, flog er raus. (Sein Vater, Einkäufer bei Wertheim, hatte sich seit einer Saison bei Fischbein & Mendel eingedeckt statt bei M & S.). Danach wurde er als freiwilliger Ulan totscheck in den Tod geschickt. Ich sah ihn ein letztes Mal

auf der Poussierallee vorm Kadewe, Tauentzienstrasse, untergefasst mit Brunhilde Krause im Velourschiffonwunder. Von ihrem mühlradgrossen schwarzen Samthut trauerfahnte eine Pleureuse. Meiner ansichtig entnahm Brasch im Leutnantsstil seinem Auge das Monokel und sah weg. Kurz nach Kriegsausbruch wurde mir Ravel von seinen Eltern nach Holland entrissen. Wie klug sie alles vorausgesehen hatten! Holländer blieben wohlwollend neutral, standen hoch über den Parteien, waren höhrrere Menschen, um deren Gunst sich jeder bemühte, waren bevorrechtigt, wussten alles besser und machten dick Geld damit: erst Valuten, dann Edelvaluten. Assen sich satt und imponierten allen. Das Wort Inflation kam, die Inflation blieb. Ich verstand, dass Ratten sinkende Schiffe verlassen, bedauerte nur, nicht mitratten zu können. Einsam in tiefer Mitternacht hatte ich bei meiner Mutter im Vaterland zu bleiben, wie das Gesetz es befahl.

Leentje

Am 26. Juni 1915, dem langweiligsten, wärmsten und zwanzigsten Geburtstag meiner Lieblingsschwester Annie entschied sich mein Schicksal. An diesem verzweifelungs-vollen Sonnabendnachmittag kam mir der nicht so fernliegende Einfall, den drei Cousinchen, von denen Ravel aus Amsterdam so verlockend berichtete, einen Brief zu schreiben. Ravel gehörte zu den besonderen Menschen, die immer besonderen Menschen begegnen, besonders besonderen Cousinen. Sein Aufenthalt in Amsterdam bot eine praktische Auswertung der Portokasse von M & S; sie wurde meine Verbündete in der Jagd ums Glück. Eine strenge Kriegszensur liess nur eine Briefseite per Couvert zu und schnitt unbarmherzig raus, was ihr nicht passte. Nach zahllosen kleingekritzelten eingeschriebenen Eilbriefen kamen nun die Cousinen an die Reihe. Galgenhumorvoll bat ich verwandte Seelen, mich in meiner Einsamkeit zu trösten. Damals floss mir ein einseitiger Brief ebenso leicht aus der Feder, wie mir heute eine vielseitige Seite schwerfällt. Ich hielt mich für den Don Juan der Korrespondenz. Die jüngeren Schwestern antworteten in gewollt witzigem Ton. Holländer haben einen Humor, über den man ohne Vorkenntnis nur mit Mühe lachen kann. Lena, die älteste der Cousinen, mit dem melodischen Diminutiv Leentje nahm mich so tragischernst, wie ich es sehnsüchtig ein Leben lang erträumt hatte. Sie, beinahe neunzehn, also zwei Monate erfahrener als ich (was ich nie habe einholen können), akzeptierte mich Nägelbeisser als Mann, als Held, als unsterblichen Geliebten. Nach drei Monaten überschwenglichen Briefwechsels wars um uns geschehn. Wir endeten jeden Brief mit: *«Wir sind uns ewig!»* Plötz-

lich starb ihr Vater an einer Blutvergiftung, was uns an unsere Vergänglichkeit mahnte. Wir zogen die Konsequenzen und verheirateten uns, ohne uns gesehen zu haben. In unserer neunzehnjährigen Allwissendheit beschlossen wir, Hand in Hand, Seele in Seele durchs Leben zu gehn, bis ans Ende der Welt, wo wir nun, ein halbes Jahrhundert später als unverbesserlich besserwissende Grosseltern beinah angelangt sind. Leentje nimmt mich, die Welt und sich unter Tränen immernoch genauso lächerlich ernst wie im ersten Brief. Ich stosse mich an ihren Tränen, wie anno-dazumal. Dass es gut gegangen ist, ist ein Wunder.

Da zukünftige Vaterlandsverteidiger das Land nicht mehr verlassen durften, kam sie, gegen den Willen aller Familien, im Mai 1916 zum lieblichen Pfingstfest nach Berlin. Ich fuhr ihr bis Hannover entgegen. Nach einer tausendstel Sekunde Fremdheit umarmte der spindeldürre Napoleon Crêpe de Chine im D-Zug seine kleine mollige strahlenblau eulenäugige springlockenblonde Helena. Nach zwei seligen Wochen musste sie zurück nach Holland: Visum abgelaufen. Meine eifersüchtige Mutter schenkte ihr zum Abschied: «Möge Erwin Dir im Leben nie Gelegenheit zur Eifersucht geben!» Der Fluch hat gesessen: ich bekam eine eifersüchtige Frau!

Ein Heldenleben

Bald sollte ich mein Zivilleben aushauchen. Im August noch wurde ich als Geschäftsreisender mit einer Trauerkollektion: Trauerkleider, Trauerblusen, Trauermorgenröcke, in sieben Koffern, mit zwei Anprobierdamen und dem Hausdiener Robert auf Tour nach Magdeburg, Dessau, Braunschweig und Halberstadt geschickt. Ich verkaufte grossartig. Am 13. Oktober 1916 wurde ich bei einer Nachmusterung felddienstfähig befunden, und, da ich nichts von Autos wusste, den Kraftfahrern zugeteilt. Vom Grauen der Heimat zum Grauen im Felde gings im hundekalten November durch die feldgrauenvolle Rekrutenhölle von Zwickau in Sachsen. Das Rekrutenbataillon lag im Tanzlokal «Zum Paradies». Dies ungeheizte Paradies übertraf jede Hölle. Schon wetterleuchteten am Horizont die unbegrenzten deutschen Konzentrationsmöglichkeiten. Damals befriedigte sich der Kasernenhofsadismus an uns Rekruten. Es liegt in der Natur der menschlichen Güte, Neulige zu quälen.

«Aufstehn bettenbaun!» (das gemachte Bett hat dazustehn wie'n Kindersarg!) Nachts über mir, im Oberbett, ein Seecher (Bettnässer), das tropfte, Tropfen um Tropfen, wie in einer Tropfsteinhöhle. Morgens um vier jagten uns Spinner und Stubenälteste mit Hundegebrüll: «*Raus aus der Scheisse!*» durch Winterfrostnacht zum Waschwasserfassen (im Kochgeschirr) runter an die zugefrorene Mulde (Loch ins Eis hacken), Bimsstein statt Seife. Kaffefassen (Bliemche), stundenlanges «*Still] estannrm!*» (belebt von Kniebeugen) im Schnee vorm Paradies bei minus 25° im Schatten, Aufstehn! Hinlegen! Aufstehn! Hände an die Hosennaht, Augen gradeaus, Kinn an die Binde, Brust

raus, Bauch rein, Disziplin. Dienst. Wenn alles steifgefroren war, kam der etatsmässige Spiess, Feldwebel Peters aus der Schreibstube und rülpste: «*Rrrtch!*» (Rührt Euch!) Ruckzuck, wie'n geölter Blitz, gefolgt von erneutem: «*Ssstdnnn!*» (Stillgestanden!), wonach das Löhnungsgeschäft mit eingefrorener Währung (drei Mark dreiunddreissig Pfennig für zehn Tage) einsetzte, gefolgt von der Kompetenzfrage: «Hat sonst noch jemand Forderungen an die Kompagnie an Geld, Brot, Nahrungsmittel und anderen Kompetenzen, der trete vor und melde es!» Eisiges Schweigen. Noch nie in der Geschichte des deutschen Heeres ist ein Mann vorgetreten. «Da niemand vorgetreten ist, erkläre ich somit das Löhnungsgeschäft als beendet!» Wonach er dem diensttuenden Unteroffizier Weisse (genannt Weisse mit Schuss, weil er mal einen Rekruten aus Versehen erschossen hatte) zubrüllte: «Scheisse lachn lassn!», vom Spinner zum Kommando umgestaltet: «*Krrzz* (kurzes) *militäarschs Lehn! Eins! Zwei!*», worauf wir abrupt zu wiehern hatten: «*Haha!*», gefolgt von Totenstille. Dann schnarrte der Spiess leutselig: «Schleifen Sie den Leuten die Eier, bis ihnen das Kaffeewasser im Aaje kocht!» Mit andern Worten: Latrinendienst: Scheisshaus mit Zahnbürste schrubben! Nachmittags achtzehnstimmig «dem Spiess seine Braut vorsingen»:

*«Gold und Silber hab ich gern
Kanns auch gut gebrauchen
Hätt ich nur ein ganzes Meer
Mich darein zu tauchen!»*

Eine freundliche Aufforderung an zahlungskräftige Fahr-
schulaspiranten, ihn zu schmieren, der zwischen Leben
und Tod zu entscheiden hatte. Unter Absingung des Lie-
des «Zwicke eene wundascheene Stadt darinne een Sol-
taaad!» laufschriftmarchmarsch Karabina an Schulter im
Geschwindschritt zum andern Ende der Stadt, zur «Son-
ne», einem zweiten Rekrutendepot. Feldunterärzte impf-

ten einem da immafestedruff Benzol in die Brust, dass dem deutschen Mann der Mut schwoll: aus verpimpelten Waschlappen wurden frontreife *Deutsche Helden!* Fahnen-
eid bei Schneegestöber. Auf dem millimeterten Schädel das grässliche Krätzchen. Nachts Wacheschieben! Um die wundgelaufenen Schweissfüsse Fusslappen gewickelt, in kniehohen steinharten Kommissstiebeln, verdreckt seit den Freiheitskriegen (1813-1815). Kein Gott konnte die putzen, aber wir mussten. (Der Bien muss!) Als Frass: Walfischersatzkonserven vertrant mit Dörrgemüse gefolgt von elender Scheisserei in Schreckenslatrinen. Nach dem Dienst Biersaufen bis zum Zapfenstreich: Vorgesetzte freihalten, Kettenrauchen bis zur gänzlichen Vernebelung, Kellnerinnen in den Hintern kneifen, Mann spielen, zwanzig Glas Gerstensaft hinter die Halsbinde giessen, Kompaniekotzen: bestialisches Scheisspack! Ich lernte dies Scheissvolk hassen: Scheisskerle! Alles Scheisse!Scheisssegal: vom raus aus der Scheisse am Scheissmorgen zum Scheissdienst bei Scheisswetter in diesem Scheisskrieg, Scheissfrass ausgeschissen im Scheisshaus; man scheisst auf alles und man wird beschissen! Bevor mans weiss, hat man sich an die Scheisse gewöhnt: nach wenigen Wochen fühlt man sich scheisswohl, lacht über den Scheibenhonig und singt mit: «Dat janze Scheisshaus steht in Flammen, hipphipphurrahiphiphurra!» Wir halten fest und treu zusammen, hipphipphurrahiphiphurra!» O welche Lust Soldat zu sein! O selig, o selig ein Zündloch zu sein! Erstaunt stellte man fest, dass die Sorgen zuhaus geblieben waren, Mamas tägliche Moralpredigten, Dreizehns Zorn, Siebzeahns Wut. Bald wusste man nicht mehr, wovor man sich als Zivilist so gefürchtet hatte. Jetzt war man in der Garnison zuhause und hatte Angst vorm Feld, denn die Verlustlisten wurden grösser und grösser. Am sichersten schien das Kittchen: wirklich frei und geborgen wäre man nur im Gefängnis, doch auch dazu fehlte einem der Mut.

Ich mietete ein Zimmerchen, wo ich nach dem Dienst Lie-

besbriefe an meine Braut im nebelfernen Frieden Hollands schrieb. Nichtmal klagen konnte ich, wegen der Zensur. In den Audiwerken wurde ich Autofachmann. Am Steuer eines offenen Wagens der Fahrschule mit einer Höchstgeschwindigkeit von 20 km per Stunde durchs schneebedeckte sächsische Erzgebirge von Schenke zu Schenke zu sausen, stempelte einen zum Herrenmenschen. Man war beileibe kein gemeiner Fusssoldat, kein Landsknecht, man war Herr Kraftwagenführer. Wir lernten, uns zu besaufen und uns zu drücken. Die schlimmste Strafandrohung: zur Infanterie degradiert zu werden! Im Städtchen lockten alkoholfreie Appelweinstübchen, Bordeiläden, in deren Schaufenster ein rotbeleuchtetes Apfelweinstilleben vielversprechend auf ein dahinterstehendes Sofa einlud. Drinnen warteten müde Huren: een Broosid, een Broosid der sächsischen Jemiedlichkeed!

Feldgrauer Weihnachtsurlaub nach Bonn, wo ich mein Leentje, behütet von ihrer Mama, einer freundlichen Witwe von vierzig bei ihrer steinalten Zwerggrossmama traf. Dass man nicht nur seine Geliebte, sondern auch ihre Familie heiratet! Acht Tage seligaufregenden Friedens, Weihnachtskonzert im Gürzenich zu Köln, ein allerletztes Beefsteak bei Klein in Honnef am Rhein, Eselreiten auf dem Drachenfels, Abschied auf ewig, zurück nach Zwicke.

Drei Monate später, im März 1917, zur Front als Sanitätskraftwagenführer mit der Rotkreuzbinde am Arm, was den Nachteil hatte, dass man bei Gefangennahme sofort wiederausgeliefert werden würde. Vorher wurden uns in Berlin tadellose schwarze Lederuniformen mit glorreichen langen Ledermänteln angemessen. Man lud uns in funkel-nagelneuen Mercedes Krankenwagen auf einen Güterzug am Anhalter Bahnhof. Bruder Heinz brachte mich zum Zug; ich hab ihn nie wiedergesehn. Bald merkte ich, dass wir zur Westfront fahren. Nach vier Tagen kamen wir in Montcornet an, 33 km nördlich von Laon und mussten

noch auf dem Bahnhof unsere schönen Uniformen in unsere Mercedeswagen packen, die wieder heimwärts rollten, um neuausziehenden Truppen neuen Mut einzuflößen. Für uns begann in verlausten feldgrauen Lumpen ein neues Leben.

Jadis et la guerre

Als Menschenvieh wurden wir in Lastwagen zur Sanka 7 nach Notre Dame de Liesse verladen. Die ersten Fronttage waren so schlimm, wie die ersten Rekrutentage in Zwickau. Nur hatte man inzwischen gelernt, sich an Schlimmstes zu gewöhnen. Doppelte Schnapsration sowie die berühmte Hängeschwanzsuppe (Brom!) halfen übers erste Heimweh. Appelle hatten ihre Schrecken verloren. Wir Mannschaften hatten nur noch einen einzigen Feind: *Die Herren Offiziere!* (beginnend beim Todfeind: dem Etatmässigen!) Man grüsste nur seine eigenen Vorgesetzten. Verantwortung gabs keine mehr, man war ein freier Mann, mit berechtigter Schiss vorm heissersehnten Frieden. Allgemeiner Wunschtraum: Heimatsurlaub. Die erste Laus, die ich aus meiner Achselhöhle polkte, begoss ich mit Tränen. Ach wie bald lachte man im Lausoleum (Entlausungsanstalt), wo man die lieben Haustierchen nicht mehr loswurde. Selbst die Läuse trugen auf der Brust ihr kleines Eisernes Kreuz, schwarz auf weissem Grund. Verächtlich sahen die Menschenläuse herab auf die Filzer (Filzläuse). «Mild lächelt die fleischliche Prostitution auf die des Geistes hinunter. » (Veit Kunz, Franziska, Wedekind). Die erste Französin, die ich in einer Vespasienne in Hockstellung in meiner Gegenwart ungeniert Pipi machen sah, besorgte mir eine Gänsehaut. C'est la guerre. Als ich die erste Kinderleiche aus einem bombardierten Haus zog (Chivy-les-Etouvelles), musste ich kotzen. C'est la guerre. Bald wurde die Angst vorm Heldentod verdrängt von der Angst vor dem Leben nach dem Krieg, vorm elenden Bürgerdasein. Hinterher hatte es niemand so gut gehabt wie im Felde, darum wirts immer wieder Kriege geben. C'est la guerre.

Unter glühendheisser Junisonne wüteten die Doppelschlachten an der Aisne und Ailette wilddurcheinander mit den Doppelschlachten am Chemin des Dames und um Soissons. Später konnten Geschichtsschreiber sie kaum entwirren. In meinem Leben gabs nur Doppelschlachten. Mein Morgenschrei: «Himmelsarschundwolkenbruch!

Blumenfeld ist da, die Doppelschlacht kann beginnen! Bei Regenwetter findet der Krieg im Saale statt!» Ich war einem Feldlazarett der siebenten (sächsischen) Armee zugeteilt, das in Ardon-sous-Laon fieberhaft operierte. Zwei Lazarettwagen hatten mit Todesverachtung unter Trommel- und Sperrfeuer, geschützt von der Rotenkreuzflagge, durch dickste Luft und jüngstes Gericht bis zur vordersten Linie zu fahren, von wo so manicher Kempe gen Walhalla abdampfte.

Und wir fuhren, fuhren, fuhren durch zu helle Tage, durch zu finstere Nächte (abgeblendet) durch Chauny, Craonne, Craonelle, Chevrigny, Chavignon, Chivy-les-Etouvelles, Coucy-les-Eppes, Coucy-le-Chateau, Cerny, Pargny, Filain, Vauxaillon, Bourguignon, Berry-au-Bac, Novion-le-Vineux, Laval, Urcel, Chateau Presles. Und der Mut, der nie da war, ist so müde geworden und die Sehnsucht so gross. Ohne Rücksicht auf Material und Menschen, wie das GHQ (das Grosse Hauptquartier) es befahl, verliebte ich mich in die unvergesslichen Namen der Dörfer der französischen Landschaft. Den «Grand Meaulnes» habe ich erst viel später gelesen.

Unsere Lazarettwagen fassten vier schmale Tragbahnen. Wenns Geschäft blühte, wurden auf jede mindestens zwei Schwerverwundete gebunden (schon für einen wars zu schmal). Schnell wie der Wind (Maximalgeschwindigkeit zwanzig Stundenkilometer) sausten wir mit wimmernden Fuhren immer erst zu unserm Lazarett nach Ardon, wo ausgeladen, sortiert und etikettiert wurde. Meistens kamen vier von den acht tot an. Ich wurde Leichenkutscher. In einer der ersten Nächte ohne Licht und ohne Erfahrung

kippte ich in einer Kurve mit voller Karre. Die Sterbenden brüllten im umgeworfenen Wagen. Nur einer kam mit dem Leben davon: *Ich*. Die Turnhalle der Dorfschule diente als Krankensaal. Beim Empfang entschied Feldunterarzt von Schulzenburg kurzangebunden, wer ins Kellerloch, durch das in Friedenstagen die Kohlen unter die Turnhalle trudelten, geworfen zu werden hatte. «Dem Lebenden ist nichts recht zu machen, ein Sterbender wird ewig dankbar sein!» zitierte er mit medizinischem Lächeln. Verzweiflungsschreie aus der Unterwelt strafte ihn Lügen, während die Obenbleibenden mit Antitetanus-spritzen gequält wurden.

War das Lazarett von Ardon überfüllt, musste ich mit den allmählich zu Leichen avancierenden «Simulanten» in den umliegenden Kaffs hausieren, bis ich sie endlich tief im Hinterland in kleinen Etappenlazaretten los wurde. Herrlich trödelte man fern von der Gefahr durch die schöne Welt. Zunächst im Zickzack den steilen Hügel rauf durchs Mittelalter der Porte d'Ardon zur Kathedrale von Laon, die majestätisch das Land überstrahlte. Sie war meine angebetete Gebieterin im ersten Weltkrieg, wie die Basilique de la Madelaine von Vézelay im zweiten. Zur Musik des Trommelfeuers und Sterbegeröchels eroberten mich die Ochsen, die ihre Köpfe aus den höchsten Turmfenstern streckten, für die Gothik. Während das Menschenmaterial unter Aufsicht einer Krankenschwester am Seitenportal entladen und abgewickelt wurde, rührten wir Herren Sanitätskraftwagenführer keinen Finger. Indessen steckte mir die verführerisch bleiche zwanzigjährige Bonne Soeur Bonaventura hintenrum doppeldickgeschmierte Blutwurststullen zu. Zum Dank schmuggelte ich für sie – das war Hochverrat!!! – harmlose Briefchen und religiöse Päckchen ins besetzte Gebiet zu einem Priester der Kirche St. Géry nach Valenciennes, wo ich ebenfalls mit Wurststullen gesegnet wurde. Heimlichkeit macht Liebe, Liebe geht durch den Magen, Bonaventura und ich wurden Freunde.

In stilleren Stunden las ich mit ihr, versteckt hinter der grossen Orgel der kühlen Kathedrale, das einzige französische Buch, das ich zur Verfügung, Verführung hatte: Stendhals «Le rouge et le noir». Das war Sünde für sie, und während ich versuchte, sie zum Atheismus zu bekehren, wollte sie einen Jesuiten aus mir machen. Bekehren ist sublimiertes Verführen. Wären wir beide nicht so schüchtern und noch dazu verlobt gewesen (sie sogar mit dem jungen Herrn Jesus), und hätte sie nicht höhere, mir unbekannt Absichten verfolgt, dann hätten wir mit Freuden gesündigt. Stattdessen drückte sich ihre Liebe nur in Blutwurststullen aus: «Je suis Chrétien, je mange du pain, de la saucisse, c'est du boudin!» Wobei ich französisch lernte, wie man es lernen muss: pour l'amour de Dieu. Führich zurück zur Front, besprenkelte sie mich mit Weihwasser. Ich revanchierte mich mit einem Fläschchen Eau de Cologne und war stolz, als das Nönnchen sich hinterm Ohr parfümierte.

Der Sommer wurde heisser und heisser. Ardons Totengräber hatte sich aus dem Staub gemacht. Ungelöschter Kalk und Karbol waren unzureichend. Trotz verschärften Kriegszustandes war die Zivilbevölkerung nicht zu zwingen, unsere teuren Toten zu bestatten, die auf ihre Art nach ewiger Ruhe schrien: sie stanken. Zur Freude der blaugrünen Stechfliegen stank ihr Schrei zum Himmel. Der Gestank von hundert in einem Keller zusammengepferchten verblutenden Kadavern ist ein Naturereignis, besonders in den Sommermonaten. Wir lebten mit Gasmasken vorm Gesicht. Schwerverwundete erstickten im Gestank. Selbst mit Masken war es den Ärzten unmöglich, zu operieren. Die Doppelschlachten wüteten wild weiter. Wahnsinnskrieg musste geführt werden: *Ultima ratio regium. Ad maiorem dei gloriam*. Die Angelegenheit wurde so anrühlich, dass sogar das AOÄ (Armee Oberkommando) die Nase reinzustecken drohte. Ein Generaloberstabsarzt sei zwecks Inspektion im Anzug: Stunk! Trotz der Hitze

bekam jeder Grundeis in die Hose. Der Ortskommandant befahl der Einwohnerschaft von Ardon, die Beerdigungskosten der in ihrem Schulhaus verschiedenen Helden, unter denen mehrere Poilus waren, zu tragen. Dieser Befehl schaffte die Leichen noch nicht raus ausm Keller und ins Massengrab.

Chefarzt Rosencrans, weder Jude noch Berufssoldat, ein herzensguter Veterinär aus Königsberg, der Stadt Kants, war ein humorvoller Pokerspieler (auch «Meine Tante Deine Tante» und «Gottes Segen bei Cohn»). Es war ihm peinlich, kathegorisch zu werden. Nie hat er jemanden angesehen. Er sah immer weg, selbst bei Operationen. Verantwortung erdrückte ihn. Mehr der Not gehorchend als dem eigenen Trieb, liess er seine Sankaführer Kuhlmai und Blumenfeld im Operationssaal antreten.

Mein guter Kamerad Aujust Kuhlmai, einen bessern findest Du nit, war quadratisch, ebensohoch wie breit, een Meeta fuffzich: der Kuhlmai is jekomm, die Bäume schlagen aus! Doppelt so alt wie ich, ein alter Mann. Selbst im heissesten Doppelschlachtsummer trug er unter seiner schweren Lederjacke eine Wollweste, handgestrickt von Grossmama Ladislawa Kuhlmai, der mythologischen Stadthebamme und Engelmacherin. Halb stank er nach Halb&Halb, und dreifach nach Schweiss. Nie schlief er, ohne zu schnarchen. Unter einem goldenen Herzen schleppte er auf dem rechten Fleck stolz einen chronischen Bubo mit sich herum. Dazu trug er über seiner Berliner Schnauze einen geradlinigen wüsten Schnauzbart, halb Hindenburg, halb Ludentdorff. Vorm Krieg war er abwechselnd Umzugsmann in Rixdorf und Schweineschlächter in Killekille Pankow gewesen. Der einzige Soldat ohne Kant im Tornister. Ich hab nie einen mit Kant gesehn. Bei uns Kraftern gabs nichteinmal Tornister, und niemand las. Kuhlmais Devise: «*Mir kann keena, mir kennse alle!*» Was mir gehörte, war sein. Wortlos nahm er mir alles weg. Noch wortloser hätte er jeden totgeschlagen, der gewagt hätte, mir die kleinste

Kleinigkeit zu klauen. Wenns drum ging, Sterbenden unversehens den Brustbeutel abzuschneiden und die Taschen zu leeren, war er ein zuverlässiges deutsches Ungeheuer. Eines Nachts behauptete er, allein auf seinen Schultern einen Konzertflügel getragen zu haben. Ihm zu Gefallen spielte ich den Ungläubigen, worauf ich mit ihm um die zwei Mark wetten musste, die er mir in meinem Brustbeutel gelassen hatte, den er, während ich schlief, kontrollierte. Immer wenn er einen sitzen hatte, also immer, war August ein Mann von grösster Ehre. Um Mitternacht musste ich mit ihm auf seinem Karren ohne Fahrorder nach Crecy-sur-Serre fahren, wo er einen Flügel ausbaldowert hatte. Diese Instrumente waren von strategischer Wichtigkeit, seit unser Oberleutnant Kotschote entdeckt hatte, dass deren Deckel sich vorzüglich zum Aufkleben von Landkarten eignen. Für jeden Flügeldeckel gabs eine Doppelration Schnaps. Aujust holte die verängstigten Zivilisten nachts um zwei zwecks Haussuchung aus den Betten. Nach Unschuldsbeteuerungen und Gezeter schwebte ein Erard-Konzertflügel aus der Doppeltür und torkelte über die Dorfstrasse bei Mondenschein bis zur Brücke, die über die Serre führte. Aus ihm buffote ein Bass zum Deutschmeistermarsch:

*«Und die Kuh scheisst mehr als die Nachtijall
dat hört man schon am Niederknall
am meisten scheisst der Bulle
dat jeht uff keene Stulle!»*

Fachkundig knackte Aujust den Deckel ab und pfefferte den Flügel in die Serre, wo eine Konzertkarriere mit allumfassendem Akkord ihr Ende fand.

Als Kuhlmai und Blumenfeld sich in feldmarschmässiger Lederpracht, Karabiner bei Fuss meldeten, manikürte der Chefarzt sich mit einem Skalpell und vergass, uns rühren zu lassen. Ohne mit der Wimper zu klimpern, stand Kuhlmai zehn Minuten lang starr wie ein Standbild. Mir

war es unmöglich, ernst zu bleiben. Chefarzt Rosencrans, zu erregt, übersah mein unmilitärisches Benehmen. Im Befehlston (Befehlen ist eine Kunst, wie Jodeln) gab er uns den direkten dienstlichen Befehl, noch in selbiger Nacht sämtliche Leichen zunächst im Keller stückweise zu verpacken und sie unauffällig herauszuschaffen. Das Dorf werde einen doppelspännigen Leiterwagen mit Kutscher und Knecht stellen und die Pakete zum Massengrab abtransportieren. Armierungssoldaten würden die Einbuddelei vornehmen. Hinterm Chefarzt stand in Haltung sein Bursche, der Sanitätsgefreite Schpuhntz, bewaffnet mit einer lebensgrossen Tüte aus dunkelbraunem Packpapier, von dessen Vorderseite uns ein grosses schwarzes Kreuz anlachte. Der Arzt hatte kein Pferd, trug jedoch ständig, um militärisch auszusehn, Sporen und Reitpeitsche. Mit letzterer aufs Kreuz schlagend, sagte er verächtlich: «Die Judentüten mit Davidstern sind natürlich wiederum zu spät!» Dann befahl er seiner Ordonnanz, die Leichentüte zu demonstrieren. Schpuhntz legte dieselbe seitlich geöffnet auf die Erde und sich selbst in voller Länge daneben. Auf das Kommando: «*Rin*» rollte Schpuhntz vorschriftsmässig in die offene Tüte. Rosencrans befahl mir, die Klappe zu halten und die drei seitlich angebrachten Bänder ordnungsmässig zu schleifen, nicht zu knoten. Endlich wurde er unförmlich: «Zuguterletzt haben Sie die verpackten Leichen aus dem Keller heraufzubefördern und auf den Wagen zu laden, Kinderspiel für zwei Helden Ihres Schlages! Um diese Pille zu versüssen,» seine Stimme wurde leiser, «kommt eine angenehme Überraschung: ich habe durchgesetzt, dass die Bevölkerung von Ardon für jeden in diesem Schulhaus verschiedenen Helden drei Mark Sühnegeld zu entrichten hat. Sie bekommen für jede heraufgebrachte Leiche fünfzig Pfennig. Der Rest wird zwischen dem Offizierscorps und dem Roten Kreuz verteilt. Dorfschullehrer Dupont hat die Tüten beim Aufladen zu zählen. Ich rate Ihnen, beim Kontrollieren nach oben abzu-

runden. Ein französischer Lehrer kann bekanntlich vor Geiz nicht bis auf drei zählen. Wir lassen uns von keinem Franzer bescheissen. Vastandn! Falls noch irgendetwas unklar sein sollte, rekapituliere ich: *Eins!* Eintütung der Leiche! *Zwei!* Heraufbeförderung! *Drei!* Abtransport! Fünzig Pfennig per Tüte. Alles klar?» Aujust war nicht mehr zu halten. Jeder weiss, dass ein Soldat bei Nichtbefolgung eines direkten dienstlichen Befehls vor dem Feind ohne Weiteres niedergeknallt wird. Dazu tragen Offiziere Dienstrevolver. Umsomehr zeugte dieser Zuschuss von einer halben Mark wiederum von der Humanität deutscher Kriegsführung. Ein dankerfüllter Kuhlmai brüllte aus vollem Hals: «Befehl is Befehl! Hoch das Bein, das Vaterland soll leben!» Der Chefarzt brüllte zurück: «Schnauze!» Kuhlmai parierte: «Zu Befehl Herr Jeneraloberstabsarzt!» Auch ich konnte mich nicht länger beherrschen und wieherte ein kurzes militärisches Lachen. Kuhlmai blinzelte mit seinen diabolischen Schweinsäuglein vielversprechend. Der Arzt entliess uns salutierend: «Heut nacht um zehn!» Wir schrien: «Befehl Herr Oberstabsarzt!», traten mit zackiger Kehrtwendung weg und marschierten in Gruppenkolonne, Karabiner geschultert, zurück zu unseren Fahrzeugen. Kuhlmai gröhlte: «Heut nacht um zehn, Du süsse Maus, dann jehts schon jahrnichmehr nach Haus!»

Bevor wir eingehendere Schlachtpläne (ich ahnte nicht, wie wahr dies Wort war!) entwickeln konnten, bekam ich den Fahrbefehl, sofort Schwerverwundete vom Frontverbandplatz Filain-Sargdeckel abzutransportieren. Aujust gab mir letzte Anweisungen: «Lass keinen Sechsa im Drahtverhau hängen, jede Leiche ist wertvoll, bring keine Lebenden zurück, die könn warten.» Eine Stunde später torkelte mein Auto zwischen den Granattrichtern des Chemin des Dames zum Frontverbandplatz Sargdeckel 209. Meine dreifache Grosskampfschnapsration hatte Au-

just hinter die Binde jeossen, ich stand nüchtern im Mittelpunkt einer der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte. Allein. Alles explodierte. Jedes Leben hatte sich in den aufgefetzten Bauch der auf ewig geschändeten Mutter Natur verkrochen. *Die Hölle. Ach und Weh! Mord! Zetter! Jammer! Angst! Creutz! Marter! Wurme! Plagen! – Pech! Folter! Hencker! Flamm! Stanek! Geister! Kälte! Zagen!* (Andreas Gryphius). Granattrichter neben Granattrichter. Sonnenglut über leerstarrer Mondlandschaft. Unbeweglich angenagelt am Himmel Wölkchen, Schrappnellwölkchen, Engelchen des Todes. An einem zersplittertverbrannten Baumstumpf baumelte eine Hand. Ein halbiertes Pferd wieherte tagelang sterbend am Wegesrand. Man hatte ihm einen Wegweiser um den Hals gehängt. Vor der kommenden Nacht hatte ich Angst.

Am Verbandsunterstand liess ich den schweren Stahlhelm und die Gasmaske am Führersitz hängen und kletterte in den tiefen Trichter. Während mein Auto hastig vollgeladen wurde, steckte ich waghalsig den Kopf über den Rand, einen geliebten Franzosen zu entdecken, das Schicksal zu einer leichten Verwundung herauszufordern. Ich wusste noch nicht, dass das Schicksal unverführbar ist.

Mit voller Fuhre zurück nach Ardon: kein Platz. Rauf nach Laon, wo ich meine Ladung gegen eine Blutwurststulle eintauschte. Danach völlig erledigt in eine Sackgasse. Ich legte mich auf eine der blutenden Bahren in meinem Wagen und schlief, bis ich todmüde erwachte und mich fragte, ob am Himmel Morgenrot oder Abendrot schien. Wie gern hätt ich mich aufs andere Ohr gehauen und weitergeschlafen, doch tief im Westen war die Sonne am Ertrinken und ich wagte nicht, meinen juten Aujust im Stich zu lassen. Ich sauste im Leerlauf, ohne Jas, ohne Jang, ohne Bremse runter nach Ardon, durchs zerfallene Tor von Soissons. Ein steiler Weg, auf dem ich vor ein paar Monaten auf immer mit den Deutschen gebrochen hatte. Himmelhoch beherrscht Laons Kathedrale den östlichen

Schenkel eines hufeisenförmigen Hügels, der steil aus dem Flachland aufsteigt. Am westlichen liegt platt die hässliche Zitadelle. Von da windet sich die Strasse an der alten Martinskirche vorbei hinunter ins Tal von Ardon. Als ich im März 1917 an die Front kam, waren zur allgemeinen Wut die ersten Russen im Westen gefangen genommen worden. Mussten die Kosaken auch noch den Westen verlausen? Man hatte hundert gefangene Russkis bis zum Abtransport in einem Steinbruch, zwanzig Meter unter der innersten Kurve des Hufeisens hinter Stacheldraht zusammengepfercht. Auf meinem Osterspaziergang von der Zitadelle sah ich Gruppen tapferer Lanzer (Landsturmmänner) malerisch auf dem Mauerrand sitzen. Mit der einen Hand stopften sie sich ihre Kunstbutterstullen ins Maul, mit der andern schmissen sie mit urdeutscher Gemütlichkeit Ostereier auf die wehrlosen Gefangenen herunter, bis alles Tomatensosse mit Wodka war. Bloody Mary! Am deutschen Wesen soll die Welt genesen. Wie kamen die Kisten mit gebrauchsfertigen Eierhandgranaten gerade auf diese Mauer? Statt der deutschen Helden, von deren Heldentaten ich in der Schule so Erhebendes gelernt hatte, habe ich nur sadistische Feiglinge gefunden.

Ajust, vor dem ich berechtigte Angst hatte, empfing mich wutschnaubend in Ardon, warf mir vor, ich hätte ihn alle Vorbereitungen allein treffen lassen. Er selbst hatte inzwischen in zwei Fuhren zwölf Tote eingebracht, die bereits feinsäuberlichexakt eingetütet auf dem Schulhof warteten. Zur Strafe, dass ich mit leeren Händen kam, würde er mir von diesen sechs Mark keinen Sechser abgeben. Ausserdem hatte er, da niemand voraussagen konnte, ob ich überhaupt lebend zurückkommen würde, mein Essen gefasst und aufgefressen. Leer und dreckig stank mein Kochgeschirr auf dem Tisch. Ajust freute sich an meinem Ärger und schrie: «Er schlug mir mit de Faust im Ooge, dat fiel mia uff!» Dann fauchte er: «Marschmarsch zum Spiess auf die Schreibstube! Hat schon dreimal nach Dir geschickt,

sogar der Spinner war hier! Der Blumenfeld hängt wiederum wie der Arsch in der Hose! Wahrscheinlich wirst Du zum Armierungsbataillon degradiert, weil Du den ganzen Tag zappenduster jemacht hast! Dann kannst du Helden gratis begraben! Wenn mia aba mein Leichenjeld entjeht, soliste mia ma erst richtig kennlern! Dia hamse wohl mit da Pauke jepiekt!» Der Spiess war Stiefelfetischist. So rannte ich mit geputzten Stiefeln aufs Schlimmste gefasst zur Schreibstube. Für einen Krafter liegen die Ausreden auf der Strasse: mir waren Kunstersatzgummireifen gesprungen. Gott helfe mir Amen!

Der etatmässige Feldwebel Kunz Kranz sah von den Stufen vor der Schreibstube (vormals Café de la Paix) ungewohnt genädigironisch auf mich herunter. Er hasste: Leben und Tod, Vorgesetzte und Untergebene (letztere mehr!), Christen und Juden (letztere mehr!), starrte jedem auf die nie genug geputzten Stiefel. Von ihm hing ab, wer in's Jenseits befördert werden sollte. Diesmal kam's unerwartet unmitelärlich. Meiner ansichtig, ging er mir einen Schritt entgegen. Während ich vorschriftsmässig die Hacken zusammenschlug und «Kraftfahrer Blumenfeld zur Stelle» rapportierte, befahl er lässig: «Scheisse rühren! Wollen Sie sich das E.K. für Tapferkeit vorm Feind vadienen??» Schlag aus dem Gewitter. Zu meiner Schande fand ich die schwarze Strippe, die fast jeder Soldat kokett im Knopfloch trug, modisch kleidsam. Um ein Kreuz verachten zu können, muss man es erstmal haben. Sprachlos sagte ich: «Zu Befehl Herr Feldwebel!» Hier wurde das Unbeschreibliche Ereignis: Gottes Stellmacher auf Erden sah weg von meinen Stiefeln in meine Augen (die seinen waren giftgrün) und verlor die Fassung. Ich sah ihn mit sich ringen, unfähig sich zu beherrschen. Es war stärker als er, die Metamorphose vollzog sich: seine Hände pressten sich an die Hosennaht, Kinn an die Binde, Brust raus, Bauch rein, stand

mein Etatmässiger vor mir in Haltung! War ich etwa heutmorgen in einer Doppelschlacht gefallen, war dies bereits das Leben mit umgekehrten Vorzeichen, das Diesseits, Jenseits, Halberwegen, Oberhalb und Unterhalb, in dem wir Erniedrigten erhöht werden?? Ich ertappte mich, wie ich auf seine hochglänzenden Schuhe starrte. Mit weinerlicher Kinderstimme erklärte er: «Die Tatsache ist die und der Umstand ist der, dass ich im nächsten Monat auf Heimatsurlaub nach Frankfurt fahre. Da muss ich für das Zoll-revisorexamen französisch können und zwar fliessend. Wenn Sie mir das in einem Monat beibringen, verleihe ich Ihnen das Eiserne am Band, trotzdem Sie gar nicht dran sind.» Ich sagte: «Zu Befehl Herr Feldwebel!» Mein militärischer Ton verwandelte ihn in einen Feldwebel zurück: «Morgen früh punkt acht nehme ich bei Ihnen meine erste Französischstunde. Jeder französische Lump kanns, warum soll ichs nicht können. Damit Sie frisch und wohl-vorbereitet sind, haben Sie während des Unterrichts keinerlei Fahrdienst. Übergeben Sie ihr Fahrzeug ordnungsgemäss dem Kraftfahrer Heubert. Nochirgendeine Frage? Ein oder anderes unklar??» Weil ich im entscheidenden Moment immererst hinterher schlagfertig bin, traute ich mich nicht, ihn zu bitten, mich von der Leicheneintütung zu entheben. Ich habe nie mehr zu einem Vorgesetzten sagen können als «Zu Befehl Herr Feldwebel!» Ich trat weg, der rief mich leutselig zurück: «Keine Angst! Ich lasse Ihnen heutnacht noch das Leichengeld vadien, Ihr Berliner Juden seid vom Stamme Nimm: schwergerissene Handelsleute: Wegtreten!»

Zurück durch die glühende Sommernacht zu Kuhlmai. Der Mond war noch nicht aufgegangen. Vom Chemin des Dames feuerverkten Magnesiawunderkerzen am Himmel. Ich hätte den Weg blind zurückfinden können, geleitet vom Leichengestank. Vor unserer Tür leuchtete bläulich Kuhlmai. Er hatte eine Asbestuniform, wie sie gegen Flammenwerfer gebraucht wird, übergezogen und trug –

abgeblendet – eine Acetylenlampe: ein vor Unternehmungslust bibbernder Lemure. «Man wartet nur auf Dich, jetzt fangts los! Hier wird Jeld gemacht! Zieh Dir Asbest an, Leichen sind ansteckend!» Er zog die Gasmasken über und verschwand. Auf dem Schulhof wartete der Erntewagen mit zwei Gäulen und Pascal, dem buckligen Dorfidioten, als Kutscher. Hinter einem kleinen Pult am Schultor sass hinter einer Flasche Lehrer Dupont, der die Leichentüten zu zählen hatte. Neben dem Kellereingang stand eine angebrochene Riesenkratte, aus der die braunen Tüten quollen. Aus dem Keller herauf schimmerte der Schein von Aujusts Lampe. Ich zog meine Gasmasken fest übers Gesicht und kletterte mutig die zweiundzwanzig Stufen hinab in die Unterwelt, wo ungeduldig drei fertiggewickelte Tüten vor den untersten Stufen auf mich warteten. Der erste Schritt ist's, der zählt! Ich versuchte meine erste Leiche nach oben zu schaffen. Tote sind widerspenstig, sie helfen nicht mit. Es ist schwer, mit Gasmasken zu atmen, noch schwerer, zu arbeiten. Mir wurde mulmig. Ich wollte unter keinen Umständen schlapp machen. Ein Mann von zwanzig hat dem Leben gewachsen zu sein und dem Tod. Auf halbem Weg gings leichter. Aujust schob von hinten. Die nächsten Tüten brachten wir zusammen rauf, das heisst, Aujust tat alles. Die erste Fuhre mit fünfzehn fuhr ab, liess uns allein zurück auf dem Schulhof. Kuhlmai, nach einem tiefen Zug aus seiner Feldflasche, fing an zu meckern: «Dat kann Dia so passn, haak mia jedacht! Einfälle wie'n altes Haus, jeteilte Freude is doppelte Freude!» Er füllte einen Sack mit Handwerkzeug und torkelte hinunter zum Orkus. Mir schwante Unheil. Ich wartete oben, bis der Wagen mit dem angeheiterten Dorfidioten, der «Au clair de la lune» sang, leer zurückkam. Die Ruhepause hatte mir neue Kraft gegeben: die nächste Tüte schien leichter, ich trug sie allein auf meinen Schultern nach oben und schmiss sie auf den Wagen. Der Lehrer zählte gewissenhaft, stärkte sich regelmässig. Erst unten im Keller ent-

deckte ich, was mich soviel stärker gemacht hatte: im blauen Acetylenlicht halbierte ein blutüberspritzter Aujust mit riesigem Schlächterbeil wutentbrannt eine über einen Baumstumpf geworfene Leiche. Fachmännisch tranchierte er den Braten mit einem langen Messer und half, wenn nötig, mit dem Fuchsschwanz. Gern hätte Aujust auch mich zerhackt. Prophetisches Höllengebrueghel: hier wurde Deutschlands Zukunft, mein Schicksal zerhackt. Fünfundzwanzig Jahre später schon würde die Welt, wie ich hier, ohne einzugreifen zuschaun, wie Millionen deutsche Aujusts Millionen Menschen schlachten, um die Rasse der dummen Aujusts rein zu halten. Kuhlmai hat Deutschland, hat die Welt aus meinem Leben gehackt! Während die nächste Fuhre mit fünfundzwanzig Tüten den Hof verliess, kam Aujust rauf, um sich zu verschnaufen und einen zu heben. «Weil Du Schlappschwanz keene ganze Leiche heben kannst, habe ick dat Anjehome mit dem Nützlichen vabundn und vadopple unsan Umsatz! Fertig is de Laube!» Gestärkt eilte er zurück an die Arbeit ins Reich der Schatten.

Als nach einigen Stunden die magische Silhouette der Kathedrale von Laon am Morgenhimmel erschien, war der Keller befehlsgemäss geleert und karbolgesprenkelt. In der letzten Tüte befand sich – mitgezählt als letzte Leiche – Kuhlmais blutige Asbestuniform. Der Dorfschullehrer kam erstaunt auf hundertsechsendachtzig Leichen. Man hatte ihm weniger als hundert vorgespiegelt. Kuhlmai bereitete mich darauf vor, dass mir nur zwanzig Mark zukämen. Nie habe ich einen Sechser von diesem wohlverdienten Blutgeld gesehn; das Schicksal gönnte es mir nicht.

La petite ville de Verrières

Am nächsten Morgen meldete ich mich punkt acht beim Spiess, der sich als gehorsamer Schüler erhob. Ich kam mit der erhebenden Absicht, eine moderne, von mir erfundene Sprachlehrmethode in Anwendung zu bringen. Um mich günstig zu stimmen, holte der Spiess eine Flasche Courvoisier zum Vorschein. Wir tranken abwechselnd aus derselben Pulle: Krieg ist Krieg! Feierlich legte ich mein Buch auf den Tisch und sagte leichthin: «Le guéridon de Madame Dubois est d'une élégance romantique.» Hilflös starrte der Feldwebel auf mich, den Tisch, das Buch. Es war natürlich mein *Rouge et noir*. Ich wies auf den roten Teil und sagte: «Rouge», auf den schwarzen: «Noir». Er weigerte sich kichernd, mir nachzusprechen. Ich fragte: «Pourquoi?» Er wollte wissen, was pourquoi heisst. Ich sagte: «Warum.» Er antwortete beleidigt: «Weil ichs wissen will!» Ausserdem wollte er wissen, warum das Buch so heisst. «Weil es so eingebunden ist», sagte ich. Er verzweifelte. Auch fand er es komisch, dass der Autor den Namen eines Eisenbahnknotenpunktes trage. Er wusste viel von Eisenbahnen. So begann der Französischunterricht. Er fand alles hanebüchen. Ich bat um Geduld: mit dem eisernen Willen, Ohr und Zunge an eine fremde Sprache zu gewöhnen, könne man erstaunliche Fortschritte machen. In seinem Fall wäre es das Einfachste, *Le rouge et le noir* auswendig zu lernen. Ich öffnete das magische Buch: «La petite ville de Verrières peut passer pour l'une des plus jolies de la Franche-Comté.» Ich übersetzte, er fragte sehr intelligent, was das mit rot und schwarz zu tun habe. Ich sagte, das käme am Ende als Überraschung. Er gab mir den direkten dienstlichen Befehl, es ihm sofort zu sagen. Ich sprach von Symbolen,

was ihn kränkte. Demütig in allen Tonarten der Verführung las ich den ersten Satz, wieder und wieder, bis wir beide so betrunken waren, dass sein Bursche mich in mein Quartier zurückfahren musste.

Diesen ersten Satz habe ich in den nächsten Tagen ununterbrochen gelesen. Plötzlich fing der Feldwebel an, zu meinem Stolz mit unverkennbarem Berliner Akzent, französische Worte zu wagen. Ein grosser Sieg, den wir beide betranken. Als er den Satz beinah auswendig hersagen konnte, beging ich einen fundamentalen Fehler: ich ging zum zweiten Satz über: «*Ses maisons blanches, avec leurs toits pointus des tuiles rouges, s'étendent sur la pente d'une colline, dont des tuffes des vigoureux châtaigniers marquent les moindres sinuosités.*» Bravo Stendhal! Er hatte dies geplant. Mein Feldwebel starrte mich entseelt an. Er befahl mir, den Satz nochmals und nochmals zu lesen. Bei meiner letzten sinuosité sprang er auf, bekam einen hysterischen Schreianfall, beschuldigte mich der Sabotage, drohte mit Kriegsgericht und versuchte, mich mit der Cognacflasche zu erschlagen. Ich fürchtete für mein Leben. Er schleuderte die Flasche durch die Fensterscheibe auf die Strasse und brüllte: «Stillgestanden, Sie Hochverräter!» Ich stand still. «Ihr E.K.II ist leider bereits eingetroffen, aber durch die Scheisse ziehn lass ich mich weder von dem Franzosen Stendhal noch von dem Juden Blumenfeld! Für Simulanten Ihres Schlages ist in meiner Sanka kein Platz, vastanden! Hiermit versetzte ich Ihnen, ich meine Sie, zur Rebekka West (Reserve Eisenbahn Bau Kompanie West), die fordert einen Buchhalter an. Morgen früh nach dem Morgenappell werden Sie abtransportiert. Wegtreten!» Als ich einzuwenden versuchte, dass ich nicht buchhalten könne, raste er: «Buchhalten kennse nüch? Maulhalten kennse! Oder soll ich Sie Tag und Nacht von hier zum Chemin des Dames hinundherfahren lassen, bis Sie auf der Verlustliste stehn? Tretense endgültig weg, oder Sie enden im Massengrab!»

Beim Morgenappell wurde mir das schmucke Eisenkreuz ans Heldenbrüstchen genagelt. Weils König Aujusts Geburtstag war, bekam ich als Zugabe die sächsische Tapferkeitsmedaille. Dagegen wurde mir der versprochene Heimatsurlaub entzogen und einem anderen gegeben. Ohne mich eines Blickes zu würdigen, brüllte der Spiess in die angetretene Kompanie: « «Kraftfahrer Blumenfeld! Telligent wolln se sein? Tellegent? Intellegent sindse! Alles mal herhören: *La petite ville de Verrières peut passer pour l'une des plus jolies de la Franche-Comté!* Aujen jrade aus! Rührt-euch! Seine Majestät der Kaiser und König, er lebe *Hoch! Hoch! Hoch!* Wegtreten!»

Lucille

Ich eilte zu meinem Quartier im Haus des Garde champêtre gleich neben der Schule, um meine Klamotten zu packen und Abschied zu nehmen von Lucille, des Wirtes Töchterlein. Mademoiselle Lucille Féval, mit flatternden Nasenflügelchen, schelmischen Sommersprossen und neugierigen Augen war drei Jahre älter als ich, und wenn dies möglich gewesen wäre, fast ebenso schüchtern. Sie war Dorfschullehrerin und rühmte sich eines Onkels, Paul Féval, der den berühmten Hintertreppenroman «Le Bossu» geschrieben hatte. Es schmeichelte mir, wie freundlich die Févals zu mir, dem Feinde, taten. Einmal war ich sogar zur Abendsuppe eingeladen und brachte ein Kommissbrot mit. Fraternalisation war strengstens verboten. Wenn die Doppelschlachten es zuliessen, gab mir Lucille im Gärtchen hinterm Haus französische Stunden. Wir lasen Molières «Les femmes savantes». Ich hatte mir für sie von meiner Mutter ein Paar schwarze Florstrümpfe in einem Liebesgabenpaketchen schicken lassen. Diese Rarität schenkte ich ihr nun zum Abschied. Statt des erhofften Kusses kicherte sie jungfräulich und versprach, die Strümpfe nie vergessen zu wollen. Sie hat Wort gehalten: Siebenundvierzig Jahre später, an einem verregneten Ostersonntag des Jahres 1964 fuhr uns unser jüngster Sohn Yorick von Paris in die Gegend von Laon. Immernoch sah man der Pastorallandschaft an, was sie durchgemacht hatte; obendrein war sie im zweiten Weltkrieg aufs Neue vergewaltigt worden. Ich hatte damals in meinem ersten Weltkrieg so gut aufpassen müssen, dass ich jetzt, nach siebenundvierzig Jahren stolz jeden Weg und Steg am Chemin des Dames wieder zurückfand. Mir kamen die längst-

zerrissenen Florstrümpfe in den Sinn und ich erzählte von Lucille, die inzwischen siebzig sein dürfte. Söhne sind misstrauisch gegenüber den Jugenderlebnissen der Väter, Lucilles Existenz wurde bezweifelt. In einem Anflug von Übermut machten wir uns à la recherche du temps perdu auf die Suche nach Lucille, in unserem Eifer ausser Acht lassend, dass sich ihr Name durch Heirat geändert haben könnte. Das Haus neben der Schule von Ardon sous Laon war schnell gefunden. Da wohnten seit fünfundzwanzig Jahren Leute, die noch nie von Févals gehört hatten. Ein vorbeiradelnder Briefträger wies uns zu einem Häuschen in den Feldern. Es war geschlossen. Bauern, die wir fragten, gaben keine Antwort. Nach einer Stunde hatte ich genug vom Suchen, doch meinem Sohn, dem Journalisten, fing es an Spass zu machen, seinem Vater zu beweisen, dass er gar nicht im ersten Weltkrieg gekämpft hatte. Gegen Mittag erfuhren wir im Bistro, dass Mademoiselle Féval sonntags bei Sestacs diniere. Wir durchquerten einen eisenumgitterten Hof, klopfen an eine Türe und fielen ins französische Familienglück beim Pinard. Ein jüngeres Ehepaar mit zwei Kindern und ein Soldat gruppiert um einen runden Tisch, den ein duftender «Canard à l'orange» krönte. Auf dem Ehrenplatz hinter der Ente thronte eine jugendliche Alte mit flatternden Nasenflügelchen, schelmischen Sommersprossen und neugierigen Augen: Lucille Féval. Sie erkannte mich nach einem halben Jahrhundert ebensowenig wie ich sie erkannt hätte. Ich ging auf sie zu und sagte: «Lucille!» Kopfschüttelnd erhoben sich die Anwesenden. Ich stellte mich vor: «1917... première guerre... chauffeur d'ambulance... boche... Blumenfeld... Berlin...» Da schlug sie altjüngferlich die Augen nieder: «Les bas noirs!» und liess es zur Akkolade kommen, die mir im ersten Weltkrieg nichtvergönnt gewesen war. Sie gestand, erst vor wenigen Tagen mir Ihrer Freundin Yvonne anlässlich eines neuen Gebisses von dem kleinen Chauffeur gesprochen zu haben, der sie «la déesse aux dents blancs» ge-

tauft hatte. Fast hatte man Tränen in den Augen. Mein Sohn bewunderte sich, durch dessen Hilfe das Fabeltier Lucille Wirklichkeit geworden war. Ich fing an zu zweifeln.

Feldfreudenhaus 209

Mit versiegelter Marschorder wurde ich in einem Wandererpuppchen (damaliger Volkswagen) zur Rebekka West, Ortskommandantur Valenciennes abgeschoben, die mich unverzüglich zur Rue des Juifs Nummer siebzehn weiterleitete. Ein freudloses Gässchen. Zugenagelte Fensterläden: ein öffentliches Haus: maison close: Feldfreudenhaus 209. Vor geschlossener Tür wartete eine traurige Schlange abgekämpfter Muschkoten in Gruppenformation, verdeckt, verlaust, verseucht. (Bei einer Sankaschwanzparade in Moncornet hatte jeder vorzutreten, der mal geschlechtskrank gewesen war. Ich traute mich nicht aufzufallen und trat mit vor. So war die Sanka hundert Prozent syphilitisch.)

Drinnen wurde ich erwartet. Mein Vorgänger war mit chronischem Trio heimgesandt worden. Nun sollte ich meine Pflicht fürs Vaterland als Feldfreudenhausbuchhalter erfüllen, denn erfüllt musste werden, bis zum letzten Mann. Mein Platz an der Sonne war hinter einem aufgeschlagenen Kontobuch an einem schmalen Pult im Eingang. Ichselbst war auch recht schmal. Ausser mir arbeiteten im Haus achtzehn Damen, davon sechs ausschliesslich für die Herren Offiziere, vom Stellmacher an aufwärts. Während den Soldatenbräuten ein Befriedigungsminimum von dreissig Mann oblag, war das Tagespensum jeder Offiziersdame auf fünfundzwanzig beschränkt. Obendrein hatten die Offiziere ein Anrecht auf die wegen Gummiknappheit als Seltenheit angestaunten Präservative (nach Gebrauch trockneten sie, aufgeblasen wie Luftballons, an der Wäscheleine und wurden als neu verkauft!). Begreiflicherweise waren die Offiziersdamen stolz, sich mittels ge-

heimer Reize und Künste emporgearbeitet zu haben. Den Tüchtigen gehört die Halbwelt! Sie liessen dies die andern dauernd fühlen, was zu hässlichen Reibungen, Beissereien, Spuckereien, Fusstritten, Haarausreissen und dreifachen Doppelschlachten an diesem Chemin des Dames führte. Der Betrieb fing angenehmerweise morgens erst um zehn Uhr an; abends endete er mit Zapfenstreich. Tief in der Etappe fasste ich, weil ich frontwichtig war, doppelte Kampfration: doppelt Schnaps, Kunsthonig und Blutwurst. Meine Arbeit war einfach, doch wie alles in diesem Hause nicht völlig befriedigend. Ich hatte in mein Kontokorrentbuch, auf dessen erster Seite in Zierschrift «*Mit Gott!*» stand, hinter die laufende Nummer jeder sogenannten Tatsache den Namen und die Nummer des Mädchens, die Zimmernummer, sowie den Zeitpunkt des Beginns und Abschlusses einzutragen. Dahinter den empfangenen Einheitsbetrag von vier Mark, nebst der Verteilung desselben: Soll und Haben: eine Mark für das Mädchen, eine Mark für die Besitzerin des Hauses. Madame Duval (la taulière), und die restierenden zwei Mark (in roter Tinte!) für das Rote Kreuz, welches dafür die medizinmoralische Verantwortung dieses Militärunternehmens auf sich nahm, wozu der staatlich geprüfte Nillenflicker Feldunterarzt Hirschfeld jeden Morgen jedes Mädchen in den Hintern kniff. Von Zeit zu Zeit unterzog er auch die Soldaten einer kurzkräftigen Schwanzparade, wobei er gern ein Auge zu-drückte. Allabendlich befand sich der Gegenwert von mehr als fünfhundert Befriedigungen in meiner Kasse. Ich hatte tausend Mark zur Weiterleitung an Madame Duval auszusahlen, der Rest wurde von drei Mann der Ortskommandantur mit aufgepflanztem Bajonett abgeholt. Wie der Geschäftsführer eines Warenhauses fühlte ich mich besser bei höherem Umsatz. Gottseidank gab es keine stillen Tage. Es gefiel mir, dass die Damenwelt mich hochachtete. Auch die Soldaten waren freundlich zu mir, in der Hoffnung, ich könne ihnen eine besonders feurige

Geliebte zuschanzen, was, da es der Reihe nach ging, nicht in meiner Macht lag, Ich hatte kleine Nebenverdienste, indem ich auf einem saitenarmen Piano den wartenden Liebhabern die ersten zehn Takte Beethovens Egmontouverture gefolgt von Walter Kollos «Pauline jeht tanzen» vorspielte. Später lernte ich noch: «Toutes les femmes de rue des Juifs sont des grandes cocottes» und: «Astebelief Mynheer, drink nog een pintje beer and as te vorbeihest, da kannste mal rinnkomme, astebelief Mynheer!» Hinterher lagen ein paar Groschen auf dem Teller, der zufällig mit ein paar Groschen auf dem Piano stand. Ich lebte wie im Paradies. Selbst die Intrigen der immer überarbeiteten Haremsdamen machten mir Spass.

Die fundamentale Frage der Handtücher («Encore une serviette, Madame, Monsieur reste la nuit!» Forain) unterlag Madame Duval. Sie berechnete den Mädchen zehn centimes per Serviette, was zu Sparsamkeit erzog. Der Rest der hygienischen Massnahmen dieses Musterunternehmens befand sich grösstenteils in den geschulten Händen der siebenundsiebzigjährigen Madame Duranruelle, die wohl 1870 eines der Freudmädchen in Maupassants Mademoiselle Fifi gewesen war. Jetzt liess sie sich nur noch in spätester Stunde, wenn die Not am Mann war und kranke Mädchen einfach nicht mehr konnten, entgegenkommenderweise ein endgültig allerallerletztes Mal zu persönlichen Liebesdiensten herab. Im Übrigen regierte sie streng und gerecht mit Staubwedel, Besen und Wassereimer. Es gab nämlich keine Wasserleitung in der Rue des Juifs. Statt dessen pendelte der obligate Dorfidiot Pascal unregelmässig zwischen Bordell und Ziehbrunnen hin und her. Am Brunnen hing ein Schild: «Eau non potable! Kein Trinkwasser!» Jedes Mädchen bekam nach dem fünften Akt frisches Wasser, Offiziersdamen schon nach dem dritten! Die Duranruelle leerte gebrauchte Eimer mit einem Wuppdich zwischen die Beine der vor der Tür wartenden Soldaten, denen diese Abwechslung Spass zu machen

schien. Man darf nicht vergessen, dass diese Helden seit Monaten unausgesetzt dem Tod, aber keinem weiblichen Wesen ins Antlitz geblickt hatten. Sie vegetierten in tierischer Melancholie: Schlamm in der Pfeife.

Um den Umsatz zu steigern, hatte die geschäftstüchtige Militärbehörde die einst geräumigen Zimmer des Bordells mittels Bretterwänden zu kleinen Liebesverschlagen umgestaltet. Nicht viel grösser, aber viel dreckiger als Hundehütten. «Raum ist in der kleinsten Hütte für «in glücklich liebend Paar,» zitierte der Ortskommandant, ein Gymnasiallehrer aus Kötzschenbroda. Auf der engen Eisenbettstelle lag mager und feucht ein halbleerer Strohsack auf einer noch feuchteren Seegrasmatratze, ohne Bettwäsche. Der Wassereimer stand in einer Munitionskiste, die als Nachttisch diente. Auf ihm zuckte eine Kerze, ewig in den letzten Zügen. An der Wand ein Nagel zum Aufhängen der Uniform, ein Heiligenbild (die Schutzheilige des Mädchen), oder eine unanständige Postkarte, oder beides. Hinter der Zimmernummer befand sich an der Tür ein Guckloch, durch das man inspizieren konnte, ob drinnen alles vorschriftsmässig ablief. Durch dieses Loch lernte ich mehr über die Zusammenhänge der Welt, als unsre Schulweisheit sich träumt: immer die gleichen Ungeschicklichkeiten eines Liebeslebens, das nichts mit Liebe zu tun hat, nichts mit Leben. Im Ganzen benahmen sich die Mannschaften besser als die Offiziere, die Sekt sofften und Lebermann spielten, wobei es zu Scheusslichkeiten kam. Während die Mannschaften allein sein wollten mit der Geliebten, liebten die raffinierten Herren Offiziere Partouzen. Im Notfall hatte ich mittels einer geheimen Klingel die Militärpolizei zu alarmieren. Die Offiziere bekamen natürlich immer recht. Nach fünfzehn Minuten reinsten Glücks klingelte schrill ein Wecker. Es klingelte ununterbrochen im Haus. Kontrapunktlich harmonierten die Glocken der Kathedrale mit den Hurenuhren. Kirche, Kaserne, Bordell

bilden in jedem Stadtplan in heiliger Dreieinigkeit ein weichschenkliges Dreieck.

Eines Tages kam eine Fuhre sinnlos besoffener Kraftfahrer, auf dem Weg nach Brüssel, wo sie meinen guten August Kuhlmai in einen Lazarettzug zu laden hatten. Wegen seines zu chronischen Bubos wurde er zur Heimat abgeschoben. August erkannte mich nicht, aus Angst ich würde mein Leichengeld fordern. Die Sanitäter warfen sich im Warteraum auf die Scheuerfrau Duranruelle, zerrten sie an den Füßen hoch in die Luft, sodass ihr Kopf auf die Erde hing und gossen ihr Bier zwischen die Beine. Dabei gröhlten sie aus feuertrunkenem deutschen Herzen und endeten mit dem Wehmutslied:

*«Die Vöglein im Walde die singen
So wunderwunderschön;
In der Heimat, in der Heimat
Da gibts ein Wiedersehn!»*

August und die Seinen wurden rausgeschmissen, als sie sich anschickten, das Feldfreudenhaus 209 in Brand zu stecken.

Mein Kopf karussellte in den Seligkeiten der ersten Tage meines neuen Berufes, als mir ein Mädchen in einem kurzen mit Satinschleifen (ciel 8605 bei Moses & Schlochauer) überladenen Tüllhemdchen aufs Knie kletterte und mich umarmte. Verliebt flüsterte mir dies Freudenkind ins Ohr: «Soyons copains, je sais, que vous avez lu «Le rouge et le noir» avec la bonne soeur Bonaventura, mon petit parfumeur!» Die vierzigjährige Zwergin Arabella wollte mir nicht verraten, woher ihre Weisheit stammte. Ich wurde neugierig. Es war ihre Kunst, jeden Helden in einen Kinderschänder zu verwandeln. Sie roch nach Maiglöckchen und nach Sünde. Sie war die Hauptattraktion unseres Etablissements. Wegen ihrer taktischen Wichtigkeit arbeitete sie morgens mit den Mannschaften, nachmittags und abends mit den Offizieren. Ein Generalfeldmarschall mit

Stab soll ihrethalben per Extrazug von der Ostfront nach Valenciennes gekommen sein. Äusserst senil befriedigt sei er zurückgekehrt, Schlachten gingen verloren. Selbst der Knorrprinz soll sich bei ihr höchst königlich bewährt haben. Mir lispelte sie herrlich unanständige Geschichten von der Pucelle vor, als sei sie dabeigewesen! Langsam fielen die Schleier von meinen Augen und ich fing an zu verstehen, warum sie so viel wusste. Plötzlich war ich mitten drin in einer aufregenden Weltgeschichte, die mich mein junges Leben hätte kosten können. Doch Arabella blieb diskret.

Diese ausgekochte Zwergin war fromm, wie man in der französischen Provinz fromm ist: an den Schössen ihres Beichtvaters hängend. Keinen Morgen versäumte sie vor der Arbeit die heilige Messe in der Eglise St. Géry, wo sie im Beichtstuhl vom Abbé kleine Glasampullen in Empfang nahm. Unschuldige Brieftauben sollen sie gebracht haben. (War ich eine dieser Brieftauben??). Diese Ampullen, gefüllt mit Reinkulturen der *spirochaeta pallida*, verteilte sie an die Huren, was überflüssig schien, da alles bereits weitgehend verseucht war. Sie garantierten jedoch mit einer an Sicherheit grenzenden Wahrscheinlichkeit, dass jeder Besucher das FFH209 infiziert verliess. Eines Morgens wurde Arabella, aus der Kirche kommend, verhaftet. Belastendes Material wurde auf ihr gefunden. Jemand hatte gesungen. Der Abbé war verschwunden. Die Elsässerin lag erdrosselt im Bett. Selbst Pascal der Dorfidiot wurde verdächtigt. Das Feldfreudenhaus 209 wurde geschlossen. Kommissionen führten Kreuzverhör. Viele landeten in Untersuchungshaft. Vorm Militärgericht sagte ich unter Eid aus, dass ich von allem nie nichts gemerkt hatte. Arabella hielt ihr rosa Kindermündchen bis zum bitteren Ende, wofür ich ihrer in Liebe gedenke. Am 12. Oktober 1917 wurde Arabella, dies süsse Kind, nachdem es sich noch ein letztes Mal, ohne die Unschuld zu verlieren, von Militärgerichtsoffizieren hatte schänden lassen, seinem letzten Wunsch

gemäss im Tüllhemdchen, garniert mit himmelblauen Schleifchen, von einem deutschen Exekutionspeieton standrechtlich erschossen. Sie liess sich die Augen nicht verbinden, schrie: «*Merde aux boches! Vive la France!*» und endete, von Kugeln durchsiebt, im Graben unter den Gefängnismauern von Valenciennes.

Flandern

Ich wurde zur Armee Kraftwagen Kolonne 268 nach Bazuel près Le Cateau, nicht weit von Cambrai, abgeschoben, wo man mir bei Ankunft (Geburtstag der Landesherren) das Württemberger Verdienstkreuz am rotblauen Band umhängte. Bald darauf machte der erste Frost unsern eisenbereiften Lastkraftwagen mit Kettenantrieb das Leben unmöglich. Unser Krieg war eingefroren. Die vier Kilometer von Bazuel nach Le Cateau, wo unsere Kolonne verladen wurde, nahmen volle drei Tage (fünfzig Meter per Stunde). Von da schaukelte uns ein gütiger Zug langsam in den Winterschlaf nach Flandern. In Pferdedecken eingewickelt in meinem Zweitonner liegend, träumte ich, bis der Zug am nächsten Morgen hielt und ich unter tiefem Schnee erwachte. Der Wind hatte das Verdeck meiner Karre aufgeweht und ich war eingeschneit. Von der Laderampe sah ich herab auf die Bruegelherrlichkeit von Brügge im Schnee. Zu meinen Füßen rüsteten sich in einem Höfchen schwarzkostümierte alte Weiblein, Beghijntjes, zum Kirchgang. Anscheinend war es Sonntag. Alle Carillons der unzähligen spitzen Kirchtürme fingen an, durcheinander mit dem mächtigen Beifried, halbbekannte Choralanfänge in Moll zu bimmeln. In blauer Ferne stieg friedlich Rauch aus einem Strohdach in den Winterhimmel, es konnte nicht weit zur holländischen Grenze sein. Mein Leentje hatte in wenigen Tagen Geburtstag. Ich beschloss, ihr zu Ehren zu desertieren; zur Geliebten in den Frieden. Erschrocken fühlte ich, dass mir die Kraft fehlte, Ketten zu sprengen, die mich an meine Vergangenheit fesselten. Außerdem stand Todesstrafe auf Fahnenflucht. Etwas so Fundamentales wie Desertieren hatte man in der Schule

nicht gelernt. Sein Leben durch Flucht vor dem Irrsinn zu retten, gilt als unmoralisch. Ein Leitfaden der Desertion, der vielen zugutegekommen wäre, blieb ungeschrieben. Niemand meiner Kolonne dachte an Abhauen, alle waren Kriegsgewinnler. Davon später. Ich allein hatte mich von Deutschland loszureissen.

Unsere A.K.K. war in der Feuerwehrstation Ghentpoort West, in der Minderbroederstraat, einquartiert. Aus seinem Bett rutschte man wie Charlie Chaplin an Kletterstangen runter ins Auto. Ich verliebte mich ins tote Brügge mit seinen Kanälen, fütterte Schwäne am Minnewater, sah mir die bunten Memlings im St. Jean Hospital an, versuchte Flämisches zu lernen, träumte mich in Holland. Die Kolonne, unter Oberleutnant Feldmann, einem Viktualienhändler aus Boms, machte wilde Geschäfte: Strassenraub. Als Neuling gehörte ich nicht zur Räuberbande. Tagsüber lagen wir in Ruhe, nachts wurde schwer geschafft. Ausgesucht schwere Jungens fuhren schwerbekettete Wagen zu Bahnhöfen, wo uns Lebensmittelzüge gemeldet waren. Waggons wurden aufgebrochen und reiche Beute zurückgebracht. Die A.K.K 268 kannte keine Hungersnot.

Eines Mittags, als wir auf unsern Betten sitzend westfälischen Schinken mit Rührei und Bratkartoffeln assen, kam Oberleutnant Feldmann in beneidenswert schicker brauner Ledereleganz, begleitet von seiner Deutschen Dogge Horst, liess die Türen besetzen und hielt eine Ansprache: «Kammraden! Unerklärlicherweise will heutenachmittag eine Gerichtskommission herkommen. Wir wissen von nichts! Wir liegen in Ruhe, keine unserer Karren hat je ne schwule Fahrt gemacht, da keine fahrfertig ist.

Die drei die Schneeketten zusammen mit den gestrigen Schinken gelagert. Wieviel?» Gefreiter Marquart meldete vierhundertzehn. «Du Gannef, es waren vierhundertsechzig!» entgegnete scherzend der Oberleutnant. «*Wir wissen von nichts!*» Alles brüllte begeistert: «Jawohl Herr Ober-

leutnant!» Seine Dogge schnappte nach mir. «Du Neuer hast im Puff gearbeitet, das spricht für Dich! Du wirst am Gewinn beteiligt. Nun an die Arbeit, und Schnauze halten für Gott, Kaiser und Vaterland!» Aus den Autos kamen Schinken um Schinken, die in unsere Schlafdecken eingewickelt zusammen mit Einbrecherwerkzeug und Schneeketten unterm Fussboden verschwanden. Als alles gut vernagelt war, schliefen wir den Nachmittagsschlaf der Gerechten. Die Kommission ist nie bis zu uns vorgedrungen; sie hat sich mit Feldmann verständigt. In selbiger Nacht fuhr Marquart fünfzig prima Schinken zum Militärgerichtskommando nach Gent. Der Rest rollte zwei Tage später auf reparaturbedürftigen Lastwagen heimwärts nach Boms. Ich formte meinen Plan: meldete mich bei Oberleutnant Feldmann mit Zobelpelzkragen und erbat einen Urlaubspass im «kleinen Grenzverkehr» nach Westkapelle, gegenüber von Sluis in Holland, wo ich einen Abschluss von tausend Salamiwürsten zu tätigen hoffte. Feldmann belehrte mich eines Besseren: «Holland fabriziert keine Salami!» Ich erklärte, dass es sich um einen Vorkriegsposten italienischer Hartwürste handle, und dass die Vorbereitungen höchstens einen Vormittag beanspruchen würden. Trotzdem er mir nicht traute, bekam ich die Papiere. Er war besessen vom Lebensmittelgeschäft und wollte sechzig Prozent aller Waren zum Kostpreis übernehmen, warnte mich, weder im Hochspannungsnetz hängen zu bleiben, noch salamilos zurückzukommen. Auslandskorrespondenz vom Feld aus war verboten. So lief der rege Briefwechsel mit meiner Braut in Holland über eine uns beiden unbekannte Altejungfer in Köln, Clementine, genannt Clem, eine Lesbierin mit Monokel. Dass sie an unsern schriftlichen Liebesspielen teilnehmen konnte, war ihr wohlverdienter Lohn. Mittels eines Codes konnte ich meiner Braut die Fluchtpläne mitteilen, sodass die romantische Möglichkeit bestand, unter ihren bewundernden blauen Augen zu desertieren. Und zwar an

einem Sonntag, denn ich hatte erfahren, dass dann die Grenzbewachung weniger streng sei.

Nach einer schlaflosen Nacht begab ich mich, eine Stunde vor Abfahrt des Zuges, um sieben Uhr morgens zum kleinen Vorortsbahnhöfchen. Ich hatte mir einen Spezialzug für Deserteure vorgestellt, überfüllt mit Hunderten, die wie ich abhauen wollten. Sonntags fuhr ein Zug, bestehend aus einer drolligen turfgeheizten Spielzeuglokomotive, einem Güterwagen und einem hölzernen Personenwagen vierter Klasse. Ununterbrochen schrillte eine irre Klingel. Der Bahnvorsteher mit roter Mütze war ein junger Eisenbahnsoldat. Um den Arm trug er eine Binde: Bahnpolizei. Als Schaffner knipste er meinen Fahrschein und fragte nebenhin, was ich sonntags in Westkapelle wolle. «Kamrad besuchen, Gefreiten Josef vom Armierungsbataillon 217.» (Ich hatte mich informiert, welcher Truppenteil in Westkapelle lag und war stolz auf meine Schlagfertigkeit.) Ohne hinzuhören nickte er: «Kenne ihn!» und ich wusste, dass er log. Ich setzte mich ins kalte Coupé auf die zu schmale Holzbank und wartete. Ich blieb allein. Um acht kletterte der Stationschef-Schaffner-Bahnpolizist-Kondukteur, nun mit feldgrauer Dienstmütze, zu mir ins Coupé, piff aus dem scheibenlosen Fenster, und das Bimmelbähnchen schob sich in Bewegung. Er war vielleicht drei Jahre älter als ich, setzte sich mir gegenüber und starrte mich an. Seine Schlagzähne waren kreuz und quer gewachsen, was ihn spitzfindig und hinterlistig erscheinen liess. Aus Verlegenheit nahm ich einen Schluck aus meiner Feldflasche und prostete ihm treuherzig zu. Er trank meinen Brandy und fragte scherzend, ob ich zu meiner Braut nach Holland desertieren wolle. «Mir kannst Du es getrost sagen, bin Militärpolizist: Unteroffizier Haase von den Eisenbahnern! Hätt ich ne Kriegsbraut in Holland – die meine langweilt sich in Magdeburg – wär ich schon längst drüben bei den fetten Kühen.» Dabei markierte er mit beiden Händen einen dicken Busen. «Kinderspiel für einen

wie mich, der weiss, wann die 18'000 Volt Hochspannung an ist, und wann nicht. Heut zum Beispiel, am Sonntag: Dauerstrom Tag und Nacht, vonwegen Kirchgang der Grenzposten. Du wirst Dich wundern, das ganze Kaff ist in der Kirche. Jede Nacht bleiben so'n paar Schlemihle, die keinen Dunst haben, im Draht hängen. Ruckzuck und die Kommode is Brennholz! Lauter Klugscheisser: einer nimmt ne Katze mit, einer ne Leiter, einer wirft Ketten, um Kurzschluss zu machen, wenns schief geht, gehts schief. Viel schlimmer sind die Polizeihunde, die kommen freundlich angerannt und lecken Dir die Hände. Wenn Du dann zum Draht schleichst, springen sie Dir von hinten auf den Rücken, schmeissen Dich auf die Erde und beissen Dir das Genick durch. Phänomenaler Dressurakt, aufregendes Schauspiel, habs oft gesehn! Sobald Du lebendig in Holland bist, stecken sie Dich in ein Hungerlager, sie haben ein komisches Wort dafür: Konzentrationslager. Der Krieg liegt sowieso in den letzten Zügen, alle haben genug davon, der Franzer jammert um Sonderfrieden, bald sind wir zuhaus bei Muttern. Schmuggler gibts hier nicht, die geizigen Bauern lassen kein Sterbenswürstchen raus. Der Schleichhandel schleicht über die Schieberzentrale von Sass van Gent. Ich brauch Dir nichts zu erzählen von den Millionengeschäften, nicht umsonst heisst Deine A.K.K. Champagnerkolonne, reiche Verbrecherbande! Dienstlich hab ich in Westkapelle nichts zu tun, bis dies verdammte Ziegele heutabend um sechs wieder abdampft. Wir könnten uns ja mit Deinem Freund Josef von den Schippnern einen ansaufen, ich weiss eine tolle Hure....» Während ich mich fragte, ob dieser lästige Lümmel, der mir gerade alle meine Pläne zertreten hatte, ein Quatschkopp oder ein gefährlicher Polizeispitzel war, bot er mir seinen Korn an, ich ihm meinen Schnaps, und als der Zug in Westkapelle hielt, waren unsre Flaschen leer und wir schlitterten nicht ganz mühelos über das Glatteis des Bahnsteigs zum Ausgang. Da setzte er sich einen Stahlhelm auf und stempelte

als Grenzpolizist meine Papiere. Vor mir tanzte ein Plakat: *Achtung! Grenzzone! Militärpersonen ohne Tagesgestempelte Grenzerlaubnis ist das Verlassen des Bahnhofs bei Todesstrafe verboten! Der Grenzkommandant.* Darunter baumelte eine Zusatzwarnung: *Maul- und Klauenseuche! Genickstarre! Flecktyphus! Der Bürgermeister.*

Die Saukälte sowie die Einsicht, dass ich den Sprung in den Frieden heut nicht wagen würde, ernüchterten mich. So stampften wir beide bei Sonnenaufgang durch den knirschenden Märchenschnee dieses grenzenlos verlassenen flämischen Grenzdörfchens zum gegenüberliegenden Estaminet. Überm Eingang ein Schild: «De reyse en is nog niet gedaen al ziet men kerk en toren staen.» Die Reise ist noch nicht zuend, wenn man Kirch und Turm erkennt. In der Schenke wars wenigstens halbwegs warm. Haase spielte Kind im Haus, schrie «Menheer! Mewrau!» und holte sich, als niemand kam, selbst eine Flasche und zwei Gläser vom Schenktisch. Ich hatte mir vorgenommen, nicht mehr zu trinken, tat nur so als ob. Haase soff wütend die Pulle leer und erklärte mir, dass Flandern wieder deutsch werden würde, denn die Flamen seien deutsche Brüder. Mit meiner Hilfe war er gerade noch im Stande, sich weitere Flaschen zu holen. Nach einer halben Stunde stellte er sich in die Mitte des Raums, lallte: «Gott strafe die dreckigen Wallonen!», schiffte wild um sich, fiel kotzend auf die mit Sägespänen bestreuten Fliesen in seinen eigenen Dreck und schnarchte. Sonst kein Laut. Die Standuhr stand. So allein war ich, dass ich meine Anwesenheit als überflüssig empfand. Würde mir sein Mantel mit der Polizeibinde über die Grenze helfen? Ich probierte ihn an; er war mir, wie das Wagnis, viel zu gross. Ich stieg zurück in meinen eigenen schweren mit Lammfell gefütterten Ledermantel, legte Ohrenklappen an, verschlang meine Schinkenstulle und schlich durch eine Knarrtür in die überbelichtete Helligkeit der flämischen Winterwelt. Nur einige Kilometer entfernt strahlte hinter Dünen Nordseehelle, vor mir leeres

Flachland. Ein Glöcklein aus den Niederlanden lockte in den Frieden von Sluis. Klar antwortete die Glocke von Westkapelle. Gleich hinterm Dorf war die Grenze. Quer über der Landstrasse erneute Drohung: *Achtung! Hochspannung! 18'000 Volt! Bissige Hunde! Minenfelder! Militärpersonen ohne Grenzausweis werden ohne Anruf erschossen! Der Grenzkommandant: Generaloberst von Stulpnagel.* «Spanische Reiter» verlegten in tiefem Schnee den Weg. Rechts und links unbemannte Schilderhäuschen, keine Menschenseele.

Ein neues Plakat *«Todeszone!»* überredete mich stehen zu bleiben, während mich auf der andern Seite der Strasse eine wegweisende Hand nach Sluis 1,4 km verführen wollte. Fünfundzwanzig Meter weiter versperrte eine schwarz-weiss-rote Bahnbarriere die Welt. Mit neuer Warnung *«Halt! 20'000 Volt Hochspannung!»* Dahinter schien sich dasselbe Thema unter holländischen Vorzeichen (orange-blau-bleu) in umgekehrter Ordnung zu wiederholen. Barriere, Schilderhaus, Plakate, wonach die Strasse sich in weisser Unendlichkeit verlor.

Mittelalterliches Hundegebell gab mir den Rest. Vorsorglich hatte ich aus unserer Feldküche in Brügge einen Knochen mit Fleischfetzen mitgenommen, der in diesem entscheidenden Moment unauffindbar war. Selbst die Gerbertöle, die mich zerreißen sollte, blieb aus. Ein negativer Tag. Als vom Schicksal geschlagener Feigling, dem alles misslingt, machte ich kehrt. Ich sollte lernen, dass Missgeschick der Lauf der Dinge ist. Wäre ich geradeaus marschiert, dann wäre ich entweder ungehindert in den holländischen Frieden eingelaufen oder in die Hochspannung ewigen Friedens gezischt. Ich habe inzwischen die Wertlosigkeit affischierter Drohungen begriffen, doch fehlt mir immer noch der Mut, Todeszonen zu durchqueren.

Es schlug zwei. Noch vier Stunden bis zur erniedrigenden Rückfahrt. Zunächst müsste ich dem Unteroffizier Haase, der inzwischen aus seinem Rausch erwacht sein dürfte, Bericht erstatten. Auch darin hatte ich mich geirrt: die Bier-

leiche schnarchte wie ich sie vor drei Stunden verlassen hatte. Ich warf ein Holzsplit ins ausgehende Feuer und setzte mich müde vom Sonntagmorgenspaziergang an den Tisch. Der erwachende Haase fragte nach der Zeit und schien verwundert, dass ich nicht in seinem Dienstmantel verschwunden war, er hätte alles beobachtet. Ich erzählte, dass ich Freund Josef nicht bei seiner Kompanie getroffen hätte, weil er auf Heimaturlaub war und beklagte mich, dass ich in dieser Negerei hier keiner einzigen lebenden Seele begegnet sei. «Also ist Deine ganze Josefsage gelogen, wie ich von vornherein annahm!» sprang er auf. «Wenn Du niemanden gesehen hast, kannst Du nicht wissen, dass er auf Urlaub ist. Ich könnte Dich vor ein Kriegsgericht bringen! Aber Du bist ein netter Kerl, obendrein scheinen Deine Papiere in Ordnung. In Brügge wirst Du mir Eier und Speck bringen, und ich werde die Schnauze halten. Davon können wir aber jetzt nicht satt werden, lass uns auf Raub ausgehen! Meist bekomm ich hier meinen Potofö. Wo steckt das verdammte Pack? Jeden Sonntag gibts hier Kirchweih. Bei den Schippnern gibts nur Dörrgemüse, die Grenzpolizei hat ne teure Kantine, sonntags geschlossen. Ich hab keine Lust Kohldampf zu schieben. Wolin wir in den Puff? Ich halt Dich frei!» Ich hatte mein Schinkenbrot hinter mir und Angst vor diesem leeren Dorf, schützte Müdigkeit vor, rollte mich in meinem Mantel auf eine Bank und fiel in tiefen Schlaf, in dem ich noch einmal die Schrecken dieser entleerten Welt durchträumte. Unmöglich zu fliehn, überall lauerten offenen Mauls versteckte Fussangeln, um neue blutige Schlachten ausbrechen zu lassen. Bei der allergeringsten Bewegung dröhnten dumpfe Glocken. Als dann noch die Bahnhofsklingel anfang zu schrillen, kam Haase, mich in den Rückzug zu hetzen. Es war Nacht. Auf der Rückfahrt verriet er mir, die Hochspannung sei schon seit zwei Tagen wegen Dynamo-reparatur ausser Betrieb. Als ich mich mut- und salamilos zurückmeldete, strafver-

setzte mich Oberleutnant Feldmann als militärisch untauglich und unzuverlässig von seinen üppigen Fleischtöpfen zum Etappenkraftwagendepot Gent. Via Clem schickte ich meiner Braut ein Telegramm: *Komme nicht wegen Versetzung*, das an ihrem Geburtstag mit kleinem Druckfehler ankam: *Komme nicht wegen Verletzung*.

Gewaltsvormarsch

Die Etappenhölle Gent war infernalischer als Zwickau, denn man hatte inzwischen Feldfreiheit gekostet. Wir verkommen in ungeheiztem Barackenelend. Appelle vom Morgenrauen bis zum Zapfenstreich. Niederknien im Schnee beim «Wir treten zum beten». Man sehnte sich zurück zur Front. Mitte Januar 1918 kam ich zur Hungerkolonne A.K.K. 209, den «Kohldämpfern», nach Marcoing près Cambrai. Mit der ersten Schneeschmelze wurden Stahlketten um unsere Eisenreifen geschweisst, und wir hatten *ohne Rücksicht auf Material und Menschen* Munition und Kanonenfutter zur endgültigen Frühjahrsoffensive über unbefahrbare Strassen hin und her zu verschieben. Wir waren am Ende. Man lebte von Latrinenparolen: Sonderfriedensangebot der Franzosen, Meuterei, der Papst. Nichts zu fressen. Der Benzolersatz war so schlecht, dass man ihn erst in Konservenbüchsen über offenem Feuer anwärmen musste, bevor man ihn in die Düsen neben den Zündkerzen spritzte, um die Karre anspringen zu lassen. Selbstanlasser gab es noch nicht: drei Mann hatten verzweifelt den Anlasshebel unterm Kühler zu drehn und zu schwingen, bis der Motor endlich zaghaft ansprang, um gleich wieder zu stoppen. Dann gings von Neuem los. Stundenlang. Schlugs zurück, zerbrachs einem die Knochen. Gesunde Übung bei Kälte. «Wenn der alte Motor wieder kracht». Als unsere Artillerie nach wochenlanger Totenstille plötzlich ein rasendes Trommelfeuer *ohne Rücksicht auf Material und Menschen* losliess, ohne dass sich eine einzige Kanone des Feindes die Mühe nahm zu antworten, setzte ich meine mit Munition geladene Karre in Brand, Selbstzündung war Tageslosung, und beobachtete von einem Unter-

stand das Feuerwerk. Leider bekam ich sofort eine andere Karre, deren Führer es vorgezogen hatte, an der Ruhr zu verrecken. Ich war so abgekämpft, dass ich meinen Wagen mit vierzig abgekämpften Muschkoten in einen Granattrichter rollte – die Welt war ein einziger Trichter – und schlief, bis mich ein Traktor rauszog, samt meiner Ladung, die ineinandergekeilt stehend gepennt hatte. Kampflos verfolgten wir einen Feind, der sich seit Monaten strategisch zurückgezogen hatte, bis wir jeden Anschluss mit unserer Hauptmacht verloren hatten. Vorher, im Stellungskrieg, wurde um jeden Meter tagelang gekämpft; in den letzten drei Tagen waren wir widerstandslos über hundert Kilometer vorwärtsgestürmt, *ohne Rücksicht auf Material und Menschen*; hatten uns totgesiegt. Auf Pontons überquerten wir die kadavreske Somme. Von Caix sah ich durch ein Scherenfernrohr die Kathedralenpfeile von Amiens zittern. Auf einem Gespensterfriedhof in Rosières-en-Santerre, der, aufgewühlt vom Trommelfeuer, alle Kirchhofsgedanken von Andreas Gryphius in den Schatten stellte, erlegte ich mit meinem einzigen Schuss im ersten Weltkrieg einen fetten Bernhardiner, einen Soldatenstiefel in der Schnauze. Ein Kamerad brachte zwei Katzen. In einem Unterstand von den Tommies fand sich eine Flasche Essig und ein Fläschchen Haaröl. Konservendosen mit Corned Beef wagten wir nicht anzurühren, aus Angst, sie seien vergiftet. Gottseidank brauchte ich den Hund und die Katze nicht zu zerlegen, mir fiel die Ehre zu, einen sauren Essiggulasch zu fabrizieren. Das Sommewasser stank nach Leichen. Wir brieten ein paar Kartoffeln im Haaröl. Haute cuisine. Hunger war der beste Koch, doch wir waren immernoch zu verwöhnt: Die Farbe des Fleisches verlegte uns den Appetit. Das Gelb des Kirchhofkatzenfleisches disharmonierte mit dem Aschgrau des gesottenen Bernhardiners. Ein rechter Leichenschmaus. Wissentlich habe ich im Leben nie wieder Katzen- oder Hundebraten gegessen.

Nach ungehinderten Gewaltvormärschen brachten uns neubefestigte Stellungen, besetzt von frischangekommenen Yanks, zum Stehen. Unsere geniale Oberste Heeresleitung war in die Falle gelaufen. Es half nichts, sich über die ersten Tanks lustig zu machen, wir waren erledigt, hatten ausgesiegt. Das galt ebenfalls von unserer Kolonne, die Ende Mai reparaturbedürftig und am Verhungern Ruhestellung in Vieux Condé sur l'Escaut beziehen musste.

Urlaub

An einem der ersten Tage wurde ich auf die Schreibstube kommandiert, wo mir Knall und Fall befohlen wurde, mich sofort entlassen zu lassen, um am 18. Juni meinen Heimatsurlaub anzutreten, von dem ich mich am 5. Juli zurückzumelden hätte. Ich hatte die feste Absicht, nie wieder zu dieser lebensgefährlichen deutschen Front gemeinster Dummheit zurückzukommen. Nach meinen Grenzerfahrungen in Flandern war mir klar, dass eine Flucht nur mit gründlichen Vorbereitungen von holländischer Seite möglich war. Meine Braut hatte erste Schritte eingeleitet. Wie ich ihr in letzter Minute, wo jeder Brief über Köln mindestens zwei Wochen nahm, allerletzte Informationen habe zukommen lassen, ist mir schleierhaft. Ich verschaffte mir von einem Schreibstubenbonzen (für zwei Kartoffeln) einen doppelten Urteilschein mit allen Stempeln der Echtheit, auf den ich mir mit der Büromaschine die Genehmigung tippte, Zivil tragen zu dürfen. Als Reiseziel war ausser Berlin noch Herzogenrath bei Aachen (Grenzgebiet) zwecks Besuch eines Onkels angegeben. So gerüstet reiste ich durch das heruntergekommene Vaterland zurück zu Mama. Und zwar mit dem zweiten Urteilschein, der durch unzählige Kontrollstempel echt wurde. Alles hing davon ab, ob es meiner Braut in Holland geglückt war, das deutsche Visum zu bekommen; eine Protektions- und Bestechungsfrage. Allein mit meiner Mutter würde dieser Urlaub zu einer Höllenqual ausarten, schlimmer als die Front, an die ich danach zurück müsste.

Nachdem ich zweieinhalb Tage und Nächte auf meinem Mantelsack gesessen hatte, stieg ich in schwarzer Nacht am Bahnhof Zoo aus dem Zug und schleppte mich mit Gepäck

durch das verdorbenausgestorbene Berlin zu unserer Wohnung Luitpoldstrasse 23. Die Totenstadt war aschgrau, ich war verloren mit dem verlorenen Krieg in dieser verlorenen Welt. Was soll aus unserer Liebe werden? Ohne Leben? Seit über einem Jahr hatte ich nicht in einem Bett geschlafen und ich war so müde. Um vier Uhr morgens bei Tagesgrauen schloss mich meine grauenvoll abgemergelte Mama in ihre Knochenarme, überglücklich, wieder an jemandem liebevoll rumhacken zu können, vorwurfsvoll, dass ich, wie immer, zu spät käme, «man soll Damen nicht warten lassen!» Das sollte ein Witz sein. Gram, Krieg und Tuberkulose hatten sie zum Schatten eines Skeletts reduziert. In ihrem von Sicherheitsnadeln notdürftig zusammengehaltenen Barchentmorgenrock, den ich als Kind schon nicht leiden konnte, pflanzte sie sich vor mir auf und überstürzte mich mit Husten und Interesse: ob ich noch am Leben sei, ob ich gesund sei, ob ich gewachsen sei, wieviel ich wiege, ob ich mich zu meinen Gunsten entwickelt habe, warum ich mein Eisernes Kreuz nicht trage, ob ich als ihr Ernährer wenigstens dran gedacht habe, am Bahnhof Fleischmarken und Lebensmittelkarten, doppelte Ration für Fronturlauber, anzufordern? Als ich vor Müdigkeit nicht reagierte, fand sie: «Der Junge lebt nach wie vor in seinem Wölkenskuckuckshaus!», holte aus der Kochkiste (Kriegserfindung: um Kohle und Gas zu sparen, schliesst man den «angekochten» Kochtopf hermetisch in eine mit Stroh gefüllte Kiste, wo er weiterbrodelt) unter scheusslichem Hustenanfall eine stinkende Kohlrübenjauche und warf mir vor, dass ich nicht einen Tag früher gekommen sei, dann hätte meine Lena nicht einen ganzen Tag auf mich warten brauchen, «man soll Damen nicht warten lassen!» Jetzt umarmte ich das Skelett, schrak zurück vor den roten Flecken in ihrem Gesicht und verschlang die Kohlrübensuppe als Delikatesse. Wobei sie mir gestand, dass sie leider bereits gegen ihren Willen Auseinandersetzungen mit dieser besserwis-

senden neutralen Defaitistin gehabt hätte, die Deutschland an allem die Schuld gäbe, während es doch eine allbekannte Tatsache sei, dass alle an allem Schuld haben. Ausserdem hielte diese Niederländerin, was nicht gerade von Takt zeuge, ihrgegenüber, die zwei Söhne auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern bereit sei, den Krieg für Deutschland für verloren. Ob ich mir diese voreilige Angelegenheit nicht bessernocheinmal gründlich überlegen wolle, ob ich bei einer Auskunftei Informationen über sie eingeholt hätte, wie es sich gehöre, sie habe solche furchtbaren Ringe unter den Augen, ob sie gesund sei, einen einwandfreien Leumund habe. Es genüge nicht, dass sie eine Cousine von Ravel sei, sie Mama habe 1893 hunderttausend Emmchen mitbekommen – ich sei zu jung und zu idealistisch, die Tragweite eines solchen Betrages zu ermessen – und, was auch neutrale Miesmacherinnen gehässig auszustreuen versuchten, eine Mark bleibt eine Mark, selbst wenn das Leben jeden Tag teurer wird und man bald überhaupt nichts mehr bekommt für sein Geld. Schlangenstehn und Schleichhandel kommt von den Schiebern, ob ich schon eine Liste gemacht habe, wie und wo ich mich rumessen werde, wann bei Jordans, wann bei Rothschilds, Wolfsons, Manes, Mühlbergs, Lissenheims, besser ohne «Freundin», erstens ist «es» weder offiziell noch offiziös, zweitens fällts heute jedem schwer, Essen aufzutreiben. Warten wir besser, bis Du Dich mal richtig entwickelt hast, Moses & Schlochauer nicht zu vergessen, die ihr Interesse sogar in einem Liebesgabenpaket bewiesen haben! Nach dem Krieg könnten die nützlich sein.... worauf ich Mama unter Aufbietung meiner letzten Kräfte einen Gutenachtkuss gab. An solches Gerede war ich nicht mehr gewöhnt, wohl an meine Läuse, mit denen ich mich ungewaschen (Wasser rationiert, lief nur morgens von sieben bis acht) zum ersten Mal seit fünfzehn Monaten in einem Nachthemd auf ein richtiges Bett, mein Bett, warf. Das Bett daneben von meinem Bruder Heinz war leer. Der

arme kleine Infanterist lag im Schützengraben von Verdun, um eingesetzt und abgeschlachtet zu werden. So sehr ich mich auf dies weissüberzogene Bett gefreut hatte, nun tat mir alles weh vor heisser Müdigkeit. Nach drei Stunden traumlosen Schlafes rief mich das Telephon meiner Braut zurück ins Leben. Sie wohnte bei Onkel und Tante, Ravels Eltern.

Ohne meine totbeleidigte Mutter um Erlaubnis zu bitten, rannte ich im blauen Zivilanzug aus dem Haus, in die Arme der geliebten Braut, die mich mit leichtgeröteten Augen erwartete. Tante Nörchen, gütig wie immer, hatte ihr, um sie vor einem Nervenzusammenbruch oder Schlimmerem beim Wiedersehn mit mir zu bewahren, erzählt, welch furchtbaren Schreck sie jedesmal bekäme, wenn sie meiner in all meiner Hässlichkeit ansichtig würde: «Je früher man lernt, Kindchen, sich an alles zu gewöhnen, desto schneller gewöhnt man sich an alles!»

Erschüttert fielen wir uns in die Arme, staunten uns begeistert an, vergingen in Seligkeit, konnten es nicht fassen, fanden uns frühzeitig gealtert, gereift, vergeistigt, und hatten uns soviel zu sagen, dass uns die Worte fehlten und wir uns traurig lächelnd vor Glück anstarrten, bevor wir wagten, uns zu küssen. Fast waren wir blind für die Schrecken der farblosen Strasse, als wir engumschlungen zum Tiergarten lustwandelten. Was hatte die Hölle um uns herum mit uns zu tun? Ausgefranzte Kriegsgespenster balgten sich, schlangestehend, Lebensmittelkarten krampfhaft in der Hand mit blinden Prothesenträgern in Rollstühlen vor leergeräuberten Lebensmittelläden. Wir sahen nichts als unsere Augen. Schon verstäkerte die kommende Novemberrevolution unheilvoll die Juniluft. Wir rochen nur unsere Liebe.

Lena hatte in Holland mit Hilfe meines Bestenfreundes Ravel alles systematisch vorbereitet: am 26. Juni (drei Jahre nach meinem ersten Brief an sie) würde uns um zehn Uhr morgens bei Roelofsz ein Mann anrufen, ob wir die

Bücher kaufen wollten. Wenn wir bejahten, hätte ich auf meiner Rückfahrt zur Front in Herzogenrath ohne Kopfbedeckung aus dem Zug zu steigen. Auf dem Bahnsteig würde mich ein Mann, mit einem dunkelgrünen Fibernkoffer in der rechten, einem braunen in der linken Hand, fragen, wann der nächste Zug nach Aachen fahre; ich hätte ihm auf den Abort zu folgen, um meine Uniform mit einer Bauernjacke aus seinem Koffer zu vertauschen. Danach hätte ich mit ihm in die Gastwirtschaft «Zur Kaiserstadt» zu gehen, von wo ich nachts über die Grenze nach Holland gebracht würde. Die Menschenschmuggler hatten bereits hundert Gulden bekommen, sobald ich drüben angelangt bin, müssen weitere dreihundert Gulden gezahlt werden. Es war einfach und klar. Das Herz schlug mir vor Angst. Sicher, es war gefährlich, aber viel gefährlicher war es an der Front; so gab es keine Wahl. Schon in drei Tagen würde der Mann anrufen, und es gab nur eine Antwort: ja! Es schnürte mir Feigling die Kehle zu. Wir schworen uns, mit niemandem über den Fluchtplan zu sprechen und, sollte jemand uns darüber fragen, nichts zu wissen.

Die Tage verflogen in Liebesglück, Traurigkeit und Familienrübung. Am Sonntag servierte Mama uns zu Ehren einen Festschmaus, für uns allein, denn es gab nichts mehr zu essen. Dabei ging alles schief. Das vor mehreren Jahren eingeweckte Suppenhühnchen war verschimmelt, als es aufgeweckt wurde. Mama weinte vor Scham, denn sie hielt sich für die grösste Einmacherin. In ihrer Erregung brannten drei Kartoffeln an, ihre Monatsration. Aus Wut darüber zerbrach sie den vorletzten der von verschwundener Pracht zeugenden Römerpokale. Der Hochzeitswein war trübe und Mama hasste die junge Braut, und sie litt unter ihrem eigenen Hass. Alle Uhren in der Wohnung gingen verkehrt, um drei, beim Ersatzmokka aus Miniaturtassen schlug es dreizehn und Mama um Konversation zu machen, fragte, wie ich Tagedieb mir eigentlich meine Zukunft ausmale. «Rosig», sagte ich gereizt und hörte mich

zu meinem Entsetzen hinzufügen: «Den ersten Brief nach meinem Urlaub wirst Du aus Holland bekommen: ich gehe nicht zurück an die Front!» Mama sprang unheilvoll von ihrem Stuhl und schrie: «Lieber tot im Graben, als Verräter!» Ich sagte: «Armer Bruder Heinz!» Meine Braut, mit perlenden Tränen in den Blaublümlein über meinen fatalen Wortbruch, stand auf und wollte sich dem Familienunwetter entziehen. Als ich sie begleiten wollte, reckte Mama sich in angsteinjagender Spindeldürre hochauf, spuckte Blut, verschwand türenschnell und riegelte sich wimmernd in ihr Schlafzimmer, um meine Absicht rumzutelephonieren. Mea culpa! Mea culpa! Mea maxima culpa! Ich habe es mir nie verziehen.

Als ich spät nachts nach Hause kam, war Mama immer noch am Telephonieren. Ich wollte sie nicht sehen, ging Böses ahnend ohne Gutenachtkuss zu Bett. Eine bleierne Angst lähmte mich. Warum war ich so ohnmächtig in diesem Kampf gegen die Tradition, gegen den Staat? In diesem Kampf, der ganz anders als jene Truppenübung, die sich Weltkrieg nannte, mein Kampf war: der Kampf zwischen meiner Vergangenheit und meiner Zukunft, der Kampf in dem ich siegen musste.

Am 26. Juni morgens um neun ging ich nüchternen Magens zur Derfflingerstrasse, wo bereits für uns angerufen worden war, jemand würde um halbzehn kommen, um mit uns beiden zu sprechen. Anders als verabredet. Verraten von meiner Mutter oder verkauft von den Menschenhändlern? Entsetzt entdeckten wir die Unmöglichkeit dem Schicksal zu entrinnen, da klingelte es. Meine Braut ging in den Korridor, um zu öffnen. Ich beobachtete durch eine Türspalte. Ein hoher Hüner mit Semmelgesicht (Volksschullehrer) fragte, ob sie Lena C., die Verlobte des Kraftfahrers Blumenfeld Erwin sei. Ich trat an ihre Seite. Er entnahm seiner Aktenmappe ein Papier und las: «Im Namen Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs

von Preussen blablabla beide hiermit verhaftet!» (Meine bürgerliche Existenz war hierdurch vernichtet. Damals wurde man durch Verhaftung zum Verbrecher gestempelt. Anständige Menschen wurden nicht verhaftet.) Ein kleiner Mann, der eine halbe Treppe tiefer gewartet hatte, kam rauf und kommandierte: «Beide haben Sie sich schnellstens anzukleiden und uns Ihre Papiere auszuhändigen. G gesprochen wird nicht mehr miteinander. Beim geringsten Widerstand oder Fluchtversuch werden Sie niedergeknallt! Beeilen Sie sich! Rasch!» Ich sagte: «Dies muss ein Irrtum sein, ich bin Frontsoldat auf Urlaub, und meine Braut ist, wie aus ihrem Pass ersichtlich ist, Holländerin!» Er beschnüffelte den Pass, als sei es holländischer Käse, und gab ihn mit respektvoller Verbeugung zurück. Meinen Urlaubsschein (mit der von mir hinzugefügten Erlaubnis, Zivil tragen zu dürfen) hielt er sachverständig gegen das Licht und steckte ihn in seine Mappe. Ich bat, den Haftbefehl lesen zu dürfen. Er brüllte: «Schnauze! Verhaftet sindse vastanden? Noch ein unflätiges Wort von Ihnen und wir werden Sie mit angelegten Handschellen durch die Stadt führen! Nicht Sie, gnädiges Fräuleinchen, haamse keine Angst, Sie sind in geübten Händen, wir wissen Neutralität zu wahren, besonders wenn sie jung ist und blond, wie Sie! Wer möchte nicht in Holland leben, wos schöne Bräute gibt und Butter und Käse!» Er hielt es für möglich, mir meine Braut wegzuschnappen. Während Lena sich langsam ihren Strohhut aufsetzte – wir versuchten, Zeit zu gewinnen, das Schicksal aufzuhalten –, tasteten mich die Häscher ab nach verborgenen Waffen. Langsam setzten wir vier uns in Bewegung. Ich in Tuchföhlung zwischen dem Grossen und dem Kleinen, die neutrale Dame liess man galant rechts gehen. Ich wollte den zweiten Urlaubsschein gern aus meiner Briefftasche verschwinden lassen und schlug vor, man solle auf meine Kosten ein Taxi nehmen (wegen des Polsters!). Der Kleine schlug ab: «Dienstorder ist Dienstorder: Brennstoffknappheit: Untergrund-

überhochbahn Nollendorfplatz.» Unsere Schergen waren saudumme Unteroffiziere in Ersatzstoffanzügen, die nach Schweiss stanken. Solche Druckposten waren angenehmer als Frontdienst. Gelangweilt vom Schweigen, informierten sie sich über Schokolade, Käse, Kaffee und Seifenpreise in Holland und nach der Möglichkeit von Liebesgabenpaketen von dort. Für einen Edamerkäse hätten sie mich laufen lassen. Ich hatte keinen, doch Lena gab vielversprechende Antworten. Vertrauensselig beteuerten die Zwei, dass alle hier genug von diesem Hungerkrieg hätten, und wollten wissen, was das neutrale Ausland vom Endsieg denke. Dumme Strickfrage, auf die meine Braut neutral reagierte. Um ihr anzudeuten, was ich aussagen würde, redete ich vor mich hin: dass mir Zusammenhänge klar würden, dass meine arme schwindsüchtige, von Eifersucht zerfressene Mutter uns in einem Anfall von Geistesstörtheit nach dem üblichen Familienkrach denunziert habe, um meine Braut zu verhindern, ihr den Sohn und Ernährer zu rauben. Während der Fahrt stopfte ich unbenutzt den Urlaubsschein, zerrissen, eingewickelt in mein Taschentuch ins Polster der Hochbahn (zweiter Klasse). Im Entree der Stadtkommandantur am Gendarmenmarkt erlaubten uns die Häscher, als niemand es sehen konnte, uns die Hand zu reichen; sie entschieden gegen einen letzten Kuss. Ich sagte meiner Braut: «Sei ein Mann!» Dasselbe habe ich anbefohlen, als ich sie im Mai 1922 zum ersten Baby ins Diakonessehuis Amsterdam brachte. Ebenfalls als sie mich im Mai 1940 ins französische Konzentrationslager von Montbard-Marmagne abliefern.

Über dunkle Treppen und Gänge wurden wir in eine Schreibstube gebracht, wo ein Feldwebel, sobald er ersehen hatte, dass die Dame neutral war, ihr erlaubte, Platz zu nehmen. Danach schickte er sich an, meine Personalien festzulegen. Er wurde vom magischen Achtung! unterbrochen, das jeden Soldaten hypnotisiert. Herein kam ein ordnenbehängter Hauptmann von Köpenick mit Schnauzbart

und Säbel, der vor meiner Braut die Hacken zusammenschlug, dass das Haus zitterte, salutierte und mich dann anbrüllte, warum ich keine Haltung annähme. «Weil ich Zivil trage, Herr Hauptmann!» «Verbrecher tragen immer Zivil! Trotzdem haben Sie stramm zu stehen, Sie Arschloch, was soll die Dame von Preussischer Disziplin denken!» Ich stand so stramm wie möglich und schrie: «Zu Befehl Herr Hauptmann!» Er schnarrte zum Feldwebel: «Entfernen Sie den Vaterlandsverräter und seine Braut, getrennt zum Kupfergraben, von da an den Galgen! Stillgestanden!», verschwand in die Kulissee und liess mich stillgestanden stehen und warten, warten, warten. Krieg ist langes Warten, unterbrochen von kurzen Schlachten. Lena wurde von einer sadistisch schwarzen Matrone weggeführt, der Feldwebel entfernte sich mit Akten. Alleingelassen wagte ich einen Sprung über die Barriere zu seinem Pult und las in seinem Dienstjournal folgende Eintragung: «schrftl. Mldg. Vfwbl. Cohn Trainbat. 99 Frkft-Oder Fahnenfluchtbeabsichtigung beurlaubten Krftf. Blumenfeld Erwin AKK 209 Westfront mit Hollandbraut Citroen Lena.» Vermerk mit Rotstift: Untersuchungshaft. Als der Schreibstubenspiess zurückkam, stand ich wieder an meinem Platz. «O my prophétie soul, my uncle!» Vizefeldwebel Cohn, Bruno, war Mamas jüngster Bruder, der mir zwölf Jahre vorher meine geliebte Tuttimaus geraubt hatte, um sie zu heiraten und unglücklich zu machen.

Nach zwei StundenWartens wurde meine Braut so schnell und plötzlich von der schwarzgekleideten Gefängniswitwe an mir vorbei durch die Schreibstube geschoben, dass wir kein Wort wechseln konnten. Ich presste blöd meine Lippen aufeinander, um Schweigen anzubefehlen. Danach wurde ein bärtiger Infanterist, der entsetzlich stank, reingebracht und an mich gekettet. Er grinste, ich zitterte vor Wut. Eine Wache, bestehend aus einem Unteroffizier und drei klapprigen Landstürmern mit aufgepflanztem Bajonett, führte uns ab. Auf Umwegen, das

Kaiserschloss vermeidend, zur Militärgerichtsabteilung der Stadtkommandantur am Kupfergraben. Kein Passant beachtete uns, dennoch schämte ich mich. Kam ein Vorgesetzter vorbei, dann brüllte unser Wachtkommandant: «Achtung!», die Beine wurden im Stechschritt geschmissen: Parademarsch: «Aujen links!». Das muss komisch ausgesehen haben. Leider hat mich damals niemand fotografiert. Wohl besitze ich eine Photo, wie mich die Marchaussé von Zandvoortbad im Badeanzug abführt (1930), weil ich eine Schulter am Strand entblösst hatte. Am Kupfergraben wurden wir entkettet und jeder wurde in einen kleinen Käfig in einem dunklen Korridor gesperrt. Zwischen den Käfigen fanden Unterhaltungen in unverständlichen Idiomen statt. Nach langem Warten wurde ich rausgeholt und wiedermal wurden meine Personalien aufgenommen und in zahlreiche Listen eingetragen. Ungläubige Diskussionen über mein beim Truppenteil gebliebenes Soldbuch. Endlich wurde ich im Nebenraum einer kahlköpfigen Hornbrille (Gerichtsoffizier) vorgeführt. An einem Schreibpult tat ein jüdischer Schreibstubengefreiter, der mir bekannt vorkam, als ob er jedes Wort mitschrieb. Das Verhör begann im Plauderton: «Ihre Braut hats uns leicht gemacht, hat voll gestanden, und zwar alles! In Anerkennung dessen haben wir diese gescheite junge Dame bereits in Freiheit gesetzt. Heutabend schon wird sie ihrem Wunsch entsprechend auf eigene Rechnung nach Holland zurückfahren. Wer möchte heutzutage nicht nach Holland? Sie haben, wie ich sehe, das Einjährige, scheinen also gebildeteren Ständen anzugehören. Was haben Sie vorm Krieg getan?» «Ich warin der Damenkonfektion bei Moses & Schlochauer.» Der Schreibstubengefreite lachte. Die Hornbrille fuhr fort: «Wenn Sie jetzt Vertrauen zu mir haben und mir wahrheitsgetreu gestehn, wie Sie desertieren wollten, werde ich mildernde Umstände beantragen und durchsetzen. Auf Fahnenflucht steht, wie auf Feigheit vorm Feind, das wissen Sie, der Tod. Mit mei-

ner Hilfe werden Sie lebenslänglich kriegen, und, wenn wir endlich gesiegt haben – das kann nichtmehr lange dauern –, wird ihre Strafe zu zehn Jahren Zuchthaus reduziert. Das hört sich schlimmer an als es ist: wenn Sie sich gut benehmen, werden Sie nach neun Jahren begnadigt; wie alt sind Sie in neun Jahren?» «Dreissig, Herr Gerichtsoffizier!» «Gratuliere! Wenn Sie an die Front zurückgegangen wären, müsste man sich über Ihre Zukunft Sorgen machen! Also, bekennen Sie Farbe und machen Sie uns beiden das Leben nicht so schwer, raus mit der Sprache, was ist schon ein Namenszug, ich möcht nach Hause gehn. Sind Sie bereit, ein völliges Schuldbekennntnis zu unterzeichnen?» Ich nahm Haltung an, schlug die Hacken zusammen und schrie: «Herr Leutnant, als Frontsoldat wäre ich stolz für mein deutsches Vaterland sterben zu dürfen!» Er lachte wütend: «Idioot! Noch sind Sie nicht zum Tode verurteilt! Ausserdem brauchen Sie mir keinen patriotischen Quatsch vorzumachen, ich bin Gerichtsoffizier, wenn ich Sie ansehe, weiss ich, was Sie sind!» Er sah auf seine Uhr: «Ich will Ihnen eins sagen: meine Hilfsbereitschaft und meine Geduld gehn langsam zu Ende, bald werden Sie mich von einer andern Seite kennen lernen: wir werden Sie foltern, aushungern, mürbe machen! Nach drei Tagen ohne Wasser und ohne Brot werden Sie winseln, sagen zu dürfen, was wir hören wollen, zwingen Sie mich nicht, rabbiat zu werden. Ihr Frontschweine wisst nicht, was Hunger ist, hier in der Heimat wird der Endsieg erhungert!» Vom Himmel gesandt, trat, alles ausser Acht lassend, zwischen mich und meinen Grossinquisitor ein Mann, seine Aktenmappe feierlich öffnend, um auf dem Bürotisch vor uns ein Stilleben von Brot, Butter, Zucker aufzubauen, wonach er einer Markttasche Eier, ein Huhn und Fleischpakete entnahm. Mein Dasein war von den Lebensmitteln völlig in den Hintergrund gedrängt worden. Das gab mir Zeit, meine Situation aufzuwerten: der Gegner hatte nichts in den Händen als die Denunziation meines Onkels. Ich

wiegte mich in der Hoffnung, bereits nach diesem Verhör freigelassen zu werden. Der Schleichhändler schlich begeistert um seine Waren herum. Laut knurrte mein Magen. Der Offizier versuchte, über das gestrige Kalbfleisch zu nörgeln, leckte mit nassem Finger am Zucker, schlürfte ein rohes Ei, um zu prüfen, ob es frisch sei, setzte seine Brille auf und ab, probierte Preise zu drücken, ohne dass der Schleichhändler, in allen Schlichen zuhause, reagierte. Vergebens versuchte der Schreiber, seinerseits etwas abzubekommen. Nachdem der Schleichhändler mit vollem Beutel abgezogen war, fuhr mich der Gerichtsoffizier abrupt an: «Was will der Kerl eigentlich hier?», sprang unwirsch auf, schnallte seinen Revolver um, vertauschte die Hornbrille gegen ein Monokel, setzte vorm Spiegel seine Schirmmütze frech und windschief auf, um dem Kronprinzen zu ähneln und instruierte den Schreiber: «Schuld klar ersichtlich, Haussuchung wird endgültiges Belastungsmaterial erbringen, können ihn standrechtlich erschliessen, fesseln sie den Mann, mit nächster Grüner Minna zum Alex! Ordonnanz!» Die Ordonnanz packte die Fressalien in eine Aktenmappe und verschwand drei Schritt hinter dem sporenklirrenden Leutnant.

Begeistert sprang mir der Gerichtsschreiber um den Hals: «Ohl, Ohl, Ohl, da kommt der Blumenkohl! Grossartig, dass Du Dich nicht hast einschüchtern lassen, hast mir imponiert! Moses & Schlochauer sollten Dir Prokura erteilen, tüchtiger Mensch!» Jetzt erst erinnerte ich mich, dass dieser Jüngling mir vor nicht allzu langer Zeit als Hornknopflagerchef bei Treuherz & Fuss, eine Etage über Moses & Schlochauer, beim Mustern Knöpfe angedreht hatte. Daher heute dieser Dienst am Kunden. Augenzwinkernd zollte er mir Anerkennung für meine gutangezogene Braut – die Pariser Perlmutterknöpfchen ihres Sommerkleids hattens ihm angetan, ausserdem hatte auch sie nichts gestanden. Er wollte wissen, wieviel sie mitbekäme und ob da noch verfügbare Schwestern freibleibend am Lager sei-

en; dass sie die Nichte des reichen Pelzonkels war, brachte ihn ausser Rand und Band. Gerührt von so selbstloser Freundschaft, fragte ich, ob ich wirklich in das berüchtigte Stadtgefängnis am Alexanderplatz geworfen würde. Er lachte: es sei weit schlimmer, als ich mir vorstelle, doch weniger schlimm als der Heldentod. Er könne nichts dran ändern, wohl könne er, ohne aufzufallen, die bei mir angeordnete Haussuchung vergessen und nötigenfalls später Aktenstücke verschwinden lassen. Ich wollte wissen, wann ich voraussichtlich freigelassen werden würde. «Das kann in drei Tagen, drei Monaten oder drei Jahren sein, unvorhersagbar! Ich verspreche Dir ehrenwörtlich, wenn alles schiefgehn sollte, Dir, als angenehmem Kunden, ein freundliches Gedenken zu bewahren. Deiner Braut hab ich gesagt, dass sie Dich vielleicht unten an der Tür nochmal sehn kann, wenn Du den Grünen Wagen besteigst. Von nun an scheint es empfehlenswert, dass wir beide uns nicht kennen!» Er brachte mich an mehreren Posten entlang zurück in meinen Käfig im dunklen Korridor. Ich habe diesen wertvollen Freund, auf dessen Namen ich schon damals nicht kommen konnte, nie wiedergesehn.

Nach einer halben Stunde bimmelten Klingeln und eine Trompete schmetterte fröhlich die ersten zwei Takte von Morgenrot, ohne bis «zum frühen Tod» zu kommen. Schlüsselklirrende Wächter holten einen nach dem andern, wobei sie versuchten, einem weh zu tun. Jeder war froh, dass etwas passierte. Namen wurden verlesen, man musste «hier» schreien, wir wurden hin und her gezählt, bald fehlte einer, bald waren zwei zuviel. Wir waren sieben. Jeder wurde zwischen zwei Wächtern runtergebracht. Da wartete ein Pferdeomnibus meiner Kindheit, der durch Vergitterung der Fenster und grünlicher Camouflage in eine Grüne Minna verwandelt worden war. Da wartete auch meine Braut und ich konnte ihr zuraunen, bei mir zuhause gut aufzuräumen. Sie wusste, wo ein Päckchen mit Briefen versteckt lag. Mit den Augen küssten wir Abschied

auf ewig. Erst nach dem Krieg (schon nach einem halben Jahr!) sahen wir uns wieder.

An jedem Sitz hing eine Kette, die einem ums Handgelenk geschlossen wurde. Die Wachmannschaft mit Patronentaschen am Koppel, aufgepflanztem Seitengewehr und Stahlhelm bei Junihitze stand auf dem Hinterperron. Alle schienen zufrieden mit ihrem Schicksal und guter Stimmung, nur ich, der Jüngste, liess den Kopf hängen und wurde als Muttersöhnchen ausgelacht. Ein geschickter Taschendieb wusste mit Leichtigkeit seine Hand aus der Kette raus und wieder rein zu zaubern. Selbst die Wachen mussten lachen. Kurz vor Abend hielt unser Wagen vorm Gefängnistor. Von drinnen öffnete sich eine Luke, unser Führer reichte ein Couvert hinein und empfing einen Schlüssel, mit dem er das Tor öffnete. Der Omnibus fuhr in einen düsteren Hof vor ein zweites Tor, man verschloss das erste hinter uns und dasselbe Zeremoniell wiederholte sich: wieder öffnete sich eine Luke, wieder kam ein Schlüssel raus, mit dem ein Tor geöffnet wurde, das zweite Tor hinter uns wurde geschlossen: wir waren gefangen. An Entkommen war nicht zu denken. Man kettete uns los und jagte uns mit Kolbenstossen und Fusstritten in einen Empfangsraum, wo uns Gefangene in Gefängnistracht unverschämt abtasteten. Unsere Personalien wurden festgelegt. Unser Besitz: Geld, Uhr, Bleistift und Taschentuch ging in einen Beutel mit Nummer. Nichts habe ich wiedergesehen. Laufschriftmarschmarsch wurden wir in einen stickigen Raum gehetzt, in dem bei stinkender Tropenhitze an die hundert Mann wie Sardinen ineinandergedrückt von einem Scheinwerfer bestrahlt stehend zu warten hatten, bis ihre Nummer aufgerufen wurde. Die niedrige Decke dieses Raumes war aus dickem durchsichtigem Glas, ich sah Füße über meinem Kopf trampeln. Alle fünf Minuten kam eine Nummer ran, die «Hier!» brüllte und sich mit Gewalt zur Tür quetschen musste. Bewaffnete Posten kontrollierten die Nummern, was Zeit nahm, da sie nicht lesen konn-

ten. Dauernd wurde neues Menschenmaterial reingepresst. Diese Käfigmenschheit, Militär und Zivil, trotz Sprechverbots unverständlich durcheinanderschreiend, fing an, mich zu fesseln. Mir war übel, hatte nichts im Magen. Wenn ich gekotzt hätte, hätten sie mich totgetrampelt. Wie jede Gesellschaft hatte auch dies Gefängnis seine Clowns, Zwischenträger, Opportunisten, die sich nützlich machen, um sich ein Plätzchen an der Sonne zu erschmeicheln. Sie spitzeln für die Wächter, übernehmen deren Dienste und geniessen innerhalb der Gefängnismauern widerliche Freiheiten. Für sie gibts keine verschlossenen Türen.

Da niemand eine Uhr hatte, gabs keine Zeit mehr. Dafür klingelte es andauernd. Es schien nach Mitternacht, als meine Nummer rankam. Im Büro wurden Fingerabdrücke genommen. Als Hochverräter bekam ich Einzelhaft. Die Bürouruhr zeigte drei. Der Schreiber rief einen sackleineren Clown, dem ich zu gehorchen hatte. Er nahm mich beim Schlafittchen und setzte mich mit einem Fusstritt in Bewegung, vorbei an Zellen, Gittern, Luken über Glastreppen des halbhellen transparenten Käfighauses. Unterwegs gab er mir böse mechanisch Instruktionen: Wecken um fünf: wenn Du beim ersten Klingeln nicht sofort aufspringst, wird Dirs Bett weggenommen und Du musst auf dem steinernen Fussboden schlafen. Beim zweiten Klingeln wird die Pritsche hochgeklappt, beim dritten stehst Du, Scheisskübel in beiden Händen, vor der Tür. Beim vierten Klingeln springt sie auf und Du, Laufschriftmarschmarsch rennst mit dem Scheisskübel aufs Scheisshaus, wo Du beim fünften Klingeln den Kübel reinigst, halb mit Wasser füllst und Dich selbst in einer halben Minute gründlichst wäschst. Beim sechsten Klingeln: Laufschriftmarschmarsch zurück zur Zelle zum Morgengebet. Die Bibel baumelt angekettet am Fensterkreuz, sie als Klosettpapier zu benutzen ist Gotteslästerung: Zuchthaus! Um sieben Uhr dreissig klingelts dreimal: Du hältst Deinen Blechbe-

cher an die Luke für Kaffeewasser. Um acht klingelts viermal: Freiübungen: Kreislauf im Geschwindschritt im Hof ohne einen Laut oder ein Zeichen von sich zu geben. Wer beim Nachrichtenschmuggeln ertappt wird, kriegt drei Tage Kerker ohne Wasser, ohne Brotersatz: Stehzelle. Der Rest des Tages: gründliches Zellenreinigen mit Besen und Scheuerlappen, kein Stäubchen, das hab ich zu kontrollieren, denn ich bin Dein Stubenältester. Wenn ich unzufrieden bin mit Dir, gibts um zwölf keine Kohlrübe. Hier wäre Deine Villa. Er schloss die Zelle auf, nicht geräumiger als ein Kindersarg. Heiss und muffig. Kein Bett, kein Stuhl, einziges Möbel: der Scheisskübel, mit Holzdeckel zum Sitzen. Die Pritsche war an der Wand hochgeklappt angekettet, durfte nur nachts runtergelassen werden. Dann blieb kein Platz zum Stehen in der Zelle. Er ging raus, riegelte mich ein, öffnete die Luke von draussen und flüsterte aufdringlich: «Wenn Du Pinkepinke hast, raus damit, gibse mir in Verwahrung! Ich hab Dir viel zu bieten: Koks, Brüderchen, Verbindung mit der Aussenwelt. Über eins musst Du Dir klar sein: wenn Du mir nicht alles gibst, was Du hast, wirst Du vernichtet, und wie!» Damit schloss der freundliche Clown die Luke. Ich hörte ihn weg-latschen. Endlich allein! Ich klappte die Pritsche runter, Friede Ruhe Schlaf. Jetzt erst hörte ich es aufgeregt in den Röhren morsen: taktak, tik, taktiktak! unausgesetzt, jeden Schlaf verscheuchend. Aus Verzweiflung onanierte ich. Schon dämmerte es durch die Fensterlucke. Draussen hallten Eulenschreie Nummern und Laute mit Antwort: alle hatten Wichtiges mitzuteilen, wovon Leben und Tod abhing. Verbrechen, Gier, Leiden: restlose Erfüllung der fiebrigen Angstträume meiner Jugend. Höllenqualen. Am qualvollsten war der Gänsemarsch im Laufschrift durch die Gänge zur Latrine, um die Kübel zu leeren, wobei der Hofnarr mir ein Bein stellte. Die sogenannten Freiübungen im Gefängnishof waren freiwillig; mir genügte es, von meiner Zelle aus das schaurige Tripptrapp, Einzweieins-

zwei zu hören. Da jede Etage zu andern Zeiten trippte, trippte es den ganzen Morgen. Die Kohlrübensuppe rührte ich nicht an. Meine Gedanken waren wirr, ich war ebenso durchdrungen von meiner Schuld, wie von meiner Unschuld. Tags darauf wurde ich von zwei Geheimpolizisten zu nochmaligem Verhör zum Kupfergraben gebracht; zu Fuss, ungefesselt. Der eine kaufte Kirschen und gab mir eine ab. Mein erster Happen seit drei Tagen. Ein Mann ohne das allergeringste Interesse an einem Geständnis verhörte mich, er war Briefmarkensammler und gab mir seine Adresse für belgische Besetzungsmarken. Er behandelte mich überhaupt nicht als Verbrecher. Einmal in den Händen der Gerechtigkeit, der irdischen oder der ewigen, weiss man nie, ob man gleich freigelassen oder hingerichtet wird. Mit dem nächsten Omnibus brachte man mich gefesselt zurück zum Alex, die letzte Pferdeomnibusfahrt meines Lebens. Ich war zu hungrig zu essen, zu müde zu schlafen, zu schwach zusammenzubrechen. Am nächsten Mittag wurde ich aus meiner Zelle geholt, musste verschiedene Papiereinallergrösster Hetzjagdunterzeichnen; als ich nach meinen Effekten fragte, sagte der Mann, ich hätte bereits unterschrieben, dass ich alles ordnungsgemäss zurückempfangen hätte. Für etwaige Reklamationen müsste ich um drei Uhr nachmittags zurückkommen. Ich bekam meinen Urlaubsschein zugleich mit einem Stellungsbefehl ausgehändigt, mit welchem ich mich heutabend um zehn Uhr dreissig bei der Bahnpolizei Bahnhof Friedrichstrasse zu melden hätte. Von da würde ich in militärbewachtem Transport um ein Uhr dreissig über Aachen-Brüssel zur Truppe zurückgeleitet werden. Durch unterirdische Gänge wurde ich aus dem Gefängnis an die frische Luft gesetzt. Da stand ich in voller Freiheit auf dem Alexanderplatz, allein, unrasiert, ungewaschen, ohne Taschentuch, ohne einen Pfennig, ohne jemanden in dieser Gegend zu kennen, ohne diese Gegend zu kennen: erledigt. Ohne zu wissen, wie ich den weiten Nachhauseweg zur Luitpold-

Strasse bei dieser barbarischen Hundstagshitze bewältigen könne. Taxis gabs nichtmehr im letzten Kriegsjahr. Und nach Hause, nach Canossa, musste ich, meine Uniform zu holen. Ich versuchte zu betteln. Auch das habe ich nicht gelernt im Leben, obwohl ich Bettlern immer aufmerksam zugeschaut habe. Als ich eine ältere Witwe um zwanzig Pfennig für die Untergrundbahn bat, schlug sie Krach: «Gehn Sie doch an die Front, Sie Drückeberger, wo Sie hingehören! Mein Mann ist auch gefallen, dann brauchen Sie nicht zu betteln und Damen zu belästigen! Ja! Belästigt hat er mich!» Sie versuchte, einen Volksauflauf zustandezubringen, ein Schutzmann näherte sich, ich machte mich aus dem Staube. Bei Aschinger trank ich ein Glas Wasser. Im Tiergarten, in der Löwenallee, wo ich als Kind gespielt hatte, schlief ich auf einer Bank ein. Ein Wächter, vor dem ich als Kind schon Angst hatte, verjagte mich. In der Luitpoldstrasse öffnete Mama die Wohnungstür, hinter der sie anscheinend auf mich gewartet hatte, um pathetisch auf die Knie zu fallen. Mit Bibberlippen und blutrotgeweinten Augen beteuerte sie ihre Unschuld an dieser Katastrophe, die meine verworfene Braut über die Familie gebracht habe. Noch vor ihrer Abreise sei die Hausfriedensbrecherin hier in die Wohnung gekommen, um, ohne um Erlaubnis zu bitten, Familienpapiere zu verbrennen! «Gut, dass Papa diese Schande nicht erlebt hat, er hätte sie nicht überlebt!» Ich sagte nur: «Ich habe Hunger, muss heutnacht zurück an die Front, fürs Mutterland fallen!» und ging in mein Zimmer. Stürzte mich auf einen rosa Kwattareep (Hollandschokolade), den ich unterm Schrank versteckt hatte. Wusch mich, rasierte mich mit einem stumpfen Messer. Verschlang gierig wortlos eine Kohlrübengrützwurst. Dazu trank ich eine Flasche von Mamas Hochzeitswein, von dem noch sechzig Flaschen im Keller lagen. Danach schlief ich und erwachte um neun mit einem Angstschrei. Beinah hätt ich den Rückzug verpasst. Mama sass weinend im Nebenzimmer. Zerschlagen kroch ich zu-

rück in die verhassten Feldklamotten, packte meine Habseligkeiten in den Mantelsack. Mama wollte es sich nicht nehmen lassen, ihren Ältesten zum Zug zu bringen. Es kam zur letzten Szene. Sie verzichtete und bat noch pathetischer als zuvor um Verzeihung: «Du ahnst nicht,» heulte sie, «wessen eine jüdische Mutter fähig ist: hiermit habe ich Dir verziehen!» und zwang mich, dies Versöhnungsfest mit einem Kuss zu besiegeln. Um ihre Courtsmahlerei zu ironisieren, fügte sie hinzu: «Wessen fähig ist, indressanter Genitiv!» Mit Gewalt riss ich mich los von ihr.

Am Bahnhof stempelte man meinen Stellungsbefehl von allen Seiten und schmiss ihn in den Papierkorb. Der Krieg war also verloren. Im überfüllten Bummelzug stand man zusammengeschoben wie in einer Heringstonne, wie im Gefängnis, jeder niedergeschlagen, ohne Galgenhumor, als führe man zu seiner eigenen Hinrichtung, von Verspätung zu Verspätung. Auf jeder Station hielt der endlose Zug endlos. Rotekreuzfrauen mit trostlosem Lächeln boten Ungeniessbarkeiten an. Eine Nacht und einen Tag und eine Nacht westwärts. Morgens um fünf standen wir in Herzogenrath. Neue Hoffnungen gaben mir Sprungkraft. Weiss heut nicht mehr, was sich wirklich zugetragen hat, wusste es auch damals nicht. Ich habe dies Hirngespinnst so durchlebt und durchträumt, dass die Wirklichkeit keine Rolle mehr spielt. Verwandelt sich nicht das Geschehen jedes Tages in Phantasie? Ich stieg aus, den Mann mit einem braunen und einem grünen Fiberkoffer zu finden. Hatte er nicht auf jeden Zug zu warten? Er war nicht auf dem Bahnsteig. Bedenkungslos rannte ich die Bahnhofstreppe runter. Wohin? Holland, Braut, Freiheit, Welt!

Am Bahnhofsausgang stand er wirklich, der Mann mit den Koffern und sagte: «Sie sind zu spät! Grenzpolizei wartet auf Sie in der «Kaiserstadt», rennen Sie so schnell Sie können zurück zum Zug, rette sich wer kann!» Gehorsam rannte ich die Bahnhofstreppe rauf, um geradenoch im allerletzten Augenblick auf den fahrenden Zug zu springen.

Am 5. Juli meldete ich mich in Vieux Condé in der Schreibstube meiner A.K.K. vorschriftsmässig zurück vom Urlaub. Der Etatmässige musterte mich vielsagend ironisch, als wüsste er alles, und liess mich wegtreten. Er wusste *nichts*.

Am 19. Juli schrieb ich meinem Bruder Heinz: «Lieber Bruder! Wieder in Flandern. Augenblicklich zwei Tage Revier. Donnerstag vor 14 Tagen auf Veranlassung Onkel Brunos mit Lena verhaftet und in Untersuchung. Lena abgeschoben, ich am letzten Tag in Freiheit gesetzt, nachdem sich meine Unschuld bewiesen hat. Mama triumphiert. Schwört, von allem nichts zu wissen. Mama: lieber tot im Graben, als Verräter! – weil sie Angst vor Tante Minna hat. Hoffentlich lebst Du noch! Dein Bruder Erwin». Dieser Brief wurde mir drei Wochen später bei der Postverteilung zurückgegeben mit dem quer über die Adresse geschriebenen Vermerk: gefallen Abs. zurück. (Unter zurück ein Blaustrich.) Nach dem Postappell zog ich mich mit diesem Brief *auf die Latrine* zurück und weinte.

Im gegenüberliegenden Gebüsch hatte sich die deutsche Volksseele versteckt. Als ich, mühselig in Hockstellung auf dem Baumstamm balancierend, meinen Brief an den gefallenen Bruder anstarrte, flog mir ein von Kameradenhand geschleuderter Erdklumpen gegen die Brust. Ich verlor das Gleichgewicht und sauste hinab in den stinkenden Orkus deutschen Drecks.

Schandfriebe

Trotzdem die Weltgeschichte genausoviele Niederlagen aufzuweisen hat wie Siege, werden Vormärsche von den Generalstäben gründlicher geplant als Rückmärsche. In einen solchen waren wir seit Anfang Oktober verwickelt. Nachdem die Front zusammengebrochen war, war nun der Rückzug am Zusammenbrechen. Um die Moral der Truppe hochzuhalten, wurde verbreitet, unsere Flucht sei ein Vormarsch Richtung Heimat. Man ertrank in Lügen. Die herrliche Wahrheit, dass der Krieg bald aus sei, glaubte keiner. Jeder hatte das Ende ersehnt, keiner hatte es sich vorgestellt, jedenfalls nicht so. Am 10. November kroch unsere Lastwagenkolonne, beladen mit Lebensmitteln aus Depots, die wir «zurückzulegen» hatten, bei Peru weis über die belgische Grenze in die Borinage, Richtung Mons. Bei zähneklapperndem Frost gings schrittweise im Schneckentempo über unbefahrbar gewordene Strassen durch verschlammten Schnee zwischen sich zerlumpt dahinschleppendem Fussvolk und steckengebliebenen Verkehrshindernissen. Nur die Angst zurückzubleiben trieb jeden vorwärts. In der Nacht vor Friedensausbruch parkten wir auf dem Marktplatz von La Louvière. Unsere Feldküche kochte Erbsensuppe mit Speck, bewacht von Patrouillen, die dafür zu sorgen hatten, dass uns von dem Gestohlenen nichts gestohlen würde. Jeder Krafter hatte sich reichgehamstert: der Schleichhändler von morgen. Meine Karre stand vor einem Estaminet. Vielleicht liesse sich noch ein letztes Glas bittren belgischen Bieres erwischen. In einer dunklen Ecke des leeren Lokals sass ein Student mit schwarzem Samtbarett im Flüstergespräch mit

meinem Märchentraum, der schönen Genoveva in langofenem Blondhaar: Jugendkitsch. Unaufgefordert – noch war man Sieger! – setzte ich mich an ihren Tisch und lud sie zu einer Demi-Blonde ein. Germaine, die Tochter des Hauses, tat erstaunt über mein Französisch und darüber, dass ich auf ihrer Seite war. Er, der Student, deklamierte mit übertriebenem Pathos «Les Voyelles» de Rimbaud. Gedichte sind zum lesen da, nicht zum vorlesen. Germaine hörte in Trance zu, mit halbgeschlossenen Augen und halbgeöffnetem Mund, wie Provinzlerinnen es bei Kunstgenuss angemessen finden. Gleichzeitig versuchte sie, mich mit ihrem Blick zu fangen. Nach einigen Gläsern Bier und dem endlosen «Bateau Ivre» summten wir die Brabançonne und reichten uns die Hände. Mich hatte seit Juli keine Frauenhand berührt. Ich zitterte, Germaine zitterte zurück. Der Student erschrak, es war schon elf, lange nach Zapfenstreich, er durfte nicht mehr auf die Strasse, wollte bei ihr bleiben. Wir überredeten ihn, sich von mir im Auto nach Hause bringen zu lassen. Vorher half er mir noch, eine Kiste aus meiner Karre ins Estaminet zu schleppen: zehntausend Zigaretten, meine Liebesgabe für die Göttin. Dankbar flüsterte sie mir ins Ohr, ich solle später zurückkommen. Auf der Fahrt warnte mich der Student: «Ich weiss, Sie gehn zurück, prenez garde, elle est une femme dangereuse!» Vor seinem Haus liess er mich einen Moment warten, um mir ein getipptes Manuskript «Le Génie Français» zu bringen, auf das er mir die Widmung kritzelte: «Le jour de gloire est arrivé, le dix Novembre 1918! Souvenir amical François Charlier!»

Allein fuhr ich zurück zu ihr. Die Tür war nicht verschlossen. Ich ging durchs Estaminet in eine kleine Vorkammer. Eine Kerze leuchtete zum Halbdunkel ihres Schlafzimmers. Da sass sie im Hemd auf dem Rand eines Doppelbettes. Neben ihr lag eine schnarchende Alte. Germaine beruhigte mich: «Maman ist taubstumm, Sie können ruhig sagen, was Sie wollen!» Ich brachte kein Wort raus. Bigotte

Kinderfräuleins, Tanten und Schullehrer hatten mir eingetrichtert, Männer seien sinnlich, Frauen keusch. Nie hätte ich gewagt zu hoffen, dass eine Göttin selbst Lust zu einer Liebesnacht verspüren könnte, dazu noch mit mir. «Je le sais bien, vous voulez faire l'amour!», sagte sie, als ob das die natürlichste Sache der Welt wäre. Wie diese Gedankenleserin mich durchschaute! Sie war mir so überlegen. Bevor ich mich ihr auch nur mit einem Wort hätte nähern können, wies sie mich zurück, ich solle im Antichambre warten. Mir blieb nichts, als zu gehorchen. Es war unheimlich dunkel. Die Mitternacht schlug vom zehnten zum elften November. Da kam sie, weissgepudert, im Nachtgewand, hoch und schlank in der Fülle ihrer langen goldenen Haare und erhellte den Raum. Sie traf, wie zu einer Seance, seltsame Vorbereitungen, rückte zwei Stühle dicht gegenüber, dazwischen eine Fussbank. Meine eigene Untätigkeit war mir peinlich. Sie schien mich zu bemitleiden, was mein Selbstgefühl nicht erhöhte. Leicht berührten sich unsere Knie, als wir sassen. «Zittre nicht, petit chauffeur, ich bin keine Hexe und bin Dir wohlgesinnt! Nur ein Anfänger bildet sich ein, eine Liebesgöttin in der ersten Nacht mit einer Kiste gestohlener Zigaretten erobern zu können. Nach dem Krieg wirst Du als Mann zurückkommen. Damit Du mich nie vergisst, will ich Dich lehren, weselos in die Hölle der Himmel zu sinken. Tief und tiefer sollst Du Deine Augen in die meinen tauchen, tief und tiefer» Umgarnt vom wehenden Brautschleier ihrer Blondheit sank ich widerstandslos in ihre Augen, bis höchste Lust mich durchrieselte. Gelähmt vom Zauber dieses paradiesischen Hexensabbats fiel ich in tiefen Schlaf. Vor Morgengrauen des 11. November 1918 weckte mich ein poetischer Kuss auf die Stirn. Eine Tasse heissen Zichorienkaffees und das Ratteln angelassener Motore vor der Tür brachten mich zurück zur Wirklichkeit. Bei der Abfahrt schimmerte Germaines Schatten hinterm Fenster. Vergeblich habe ich in den Jahren danach versucht, sie

wiederzufinden. Jeder der Augen hat, kann sie in jedem meiner Frauenportraits entdecken.

Deutschland hatte den Ersten Weltkrieg glorreich verloren. Uns verheimlichte man den Waffenstillstand, bis am Mittag alle Glocken aller Türme Waffenstillstand jubelten. Unglaublichestes wurde gemunkelt: Unser Kaiser sei nach Holland geflohen, Deutschland hätte kapituliert, bei uns sei Revolution ausgebrochen, eine weisse Armee kämpfe gegen eine rote. Niemand von uns hatte die geringste Vorstellung, was das undeutsche Wort Revolution bedeutete. Um das rauszufinden, wurde ich in den Arbeiter & Soldatenrat gewählt. Mir fiel die Ehre zu, nach Brüssel zu fahren, Erkundigungen einzuholen. Ich fuhr zur nächsten Scheune, um mich auszuschlafen. (Meine einzige Tat als Arbeiter & Soldatenrat.) Bei meiner Rückkehr entdeckte ich, dass man mich nur dazu ernannt hatte, um in aller Ruhe meine Karre leerzuplündern. In der nächsten Nacht zu Aachen war der Empfang kaum freundlicher. Offensichtlich war man besiegt. Am folgenden Mittag grüsste uns in Düsseldorf das vielversprechende Plakat über der beflaggten Rheinbrücke: *Willkommen in der Heimat Ihr unbesiegten Helden!* Meine Karre hinkte kläglich auf zwei Zylindern durch die vereisten deutschen Gaue, bis das Benzol aufgebraucht war und ich sie kurz vor Kassel für hundertfünfzig Mark an einen Bauern verpatzte. Immer schwerer werdenden Herzens sprang ich auf einen überfüllten Güterzug, Richtung Berlin. Mit sechzig Mann im offenen Viehwagen erreichte ich nach vierzehn Stunden totgefroren am 17. November, um vier Uhr morgens meine Vaterstadt. Vor beinah zwei Jahren hatte ich an diesem Anhalter Bahnhof in einer funkelneuen Lederuniform von meinem Brüderchen Heinz Abschied genommen. Er war tot. Mit zugeschnürter Kehle schleppte ich mich und meinen Mantelsack durch die ausgelöschte Stadt. Hier und da, hin und her: Schüsse. Vermaledeiter

Friede! Am Hafenplatz, der immer schon nach Mord gestunken hatte, nahmen mich zwei Lemuren in zerschissenen Uniformen in die Mitte und boten mir an, mir zu helfen, meinen Sack, mein Schicksal zu tragen. Es half kein Wehren: sie verschwanden in die dunkelste Nacht meines Lebens mit dem Rest meiner Habe: Liebesbriefe, Laotse, Hamlet, Le rouge et le noir, ein paar Fackelnummern, eine Katzenfellweste.

Zu Hause war niemand. Ich hatte keinen Schlüssel, sass im Schnee auf der Strasse bis der Portier mich, als es tagte in unsre verlassene Wohnung liess. Mama in einer Lungenheilanstalt bei Hannover, Annie als Polizeiasistentin in Hamburg. Um mich zu wärmen und gleichzeitig zu entlausen, verbrannte ich meine Uniform: Kaisers stinkenden Rock. Nichts zu fressen! Ich schlief erst mal mehrere Tage besinnungslos und erwachte fiebernd mit wolfsheulendem Husten. Als *«unerlaubt entfernt vom Truppenteil»* verweigerte man mir Lebensmittelkarten. Überall huschten Gerippe, die mit Karten am Verhungern waren. Ich ging auf Nahrungssuche und fand mit zwei silbernen Leuchtern eine Kartoffel. Mir fielen die legendären Hochzeitsweine meiner Eltern ein, die im Keller der Luitpoldstrasse seit fünfundzwanzig Jahren hinter Schloss und Riegel darauf warteten, getrunken zu werden. Mit Hilfe von George Grosz schob ich an die sechzig Flaschen, in Säcken verborgen, auf einer Handkarre zu seinem Atelier. Da brien wir meine Kartoffel, assen dazu eine gelbe Wachskerze und probierten ein paar Pullen des edlen Nasses, wie im tiefen Frieden. Grosz pinselte ein Plakat: *«Wohlgebaute junge Damen der Gesellschaft mit Filmtalenten werden zum Atelierfest bei Maler Grosz gebeten, acht Uhr abends, Abendtoilette! Olivaerplatz 4.»* Mit diesem an einen Bessenstiel genagelten Plakat promenierten wir als Sandwichmänner den Kurfürstendamm auf und ab. Zum Fest kamen elf Männer: Mynona, Grosz, Piscator, Hülsenbeck,

Mehring, das Siebenmonatskind (der spätere Pipi-Dada), Benn, Gumpert, Yomar Förste, Wieland und Muti Herzfelde (Monteur-Dada), und ich. Als mehr als fünfzig Damen auftauchten, mussten wir wegen Überfüllung schließen. Um das Fest in Schwung zu bringen, schlugen wir vor, man solle sich entkleiden. Wir Männer zogen uns in die Küche zurück und beschlossen, unentkleidet zu bleiben. Als wir ins Studio zurückkamen, war die Damenwelt nackt und die Orgie begann. Alles besoff sich, die leeren Flaschen flogen durchs Glas des Atelierfensters auf die Strasse. Scherben, Schreie, Krach. Mynona hat diesen historischen Abend in einem Roman, dessen Titel mir entfallen ist, verewigt. Zwei Tage danach erwachte ich erfroren in Groszens Badewanne, meinen blauen Anzug hatte man mir gestohlen. Tags darauf: ab nach Holland, via Hannover. Wiederseh'n und Abschied von meiner hustenden Mutter. Diesmal wollte sie mit nach Holland. Mit zwei Pappkartons zur Grenze, streng patrouilliert von holländischen Soldaten, die keinen Deutschen reinlassen durften. Zuerst versuchte ichs abends allein, wurde geschnappt, flehte, weinte, kniete vor den Häschern, die mich zum deutschen Grenzbüro zurückbrachten, wo keine Seele war, mich in Empfang zu nehmen. In derselben Nacht gelang ein zweiter Versuch mit Hilfe von Schmugglern, die mir meinen letzten Pfennig und meine Koffer Wegnahmen. Mir wurden im Leben viele Koffer weggenommen: als Reisender ohne Gepäck werde ich meine letzte Reise antreten. Bei Nacht, Nebel, Eis und Schnee, durch Flüsse, Sümpfe, von Hunden gehetzt, erreichte ich schliesslich wie in meinen allerschlimmsten Träumen, kurz vor Weihnachten das gelobte Land meiner Braut, wo Milch und Honig fleusset. Nichts hatte ich von Deutschland mit mir genommen als meine Berliner Jugend; von der wollte und konnte ich mich nicht trennen.

Holland

Vom Grenzhotel in Enschede holte mich mein Besterfreund Ravel ein, den ich drei Jahre nicht mehr gesehen hatte. Trotz Wiedersehensherzlichkeit fühlte ich in der ersten Sekunde, dass es aus war mit unserer ew'gen Freundschaft. Gefühle entscheiden im allerersten Augenblick. Ravel gab mir den guten Rat, im Zug auf der Fahrt nach Amsterdam den Mund zu halten; man hätte mich als Mofen (Deutschen) sofort wieder ausgewiesen. Noch am selben Abend flog ich im Haus ihrer Mama selig meiner weinenden Braut um den Hals. Sie hatte gerade eine Lungenentzündung hinter sich gebracht: spanische Grippe stürzten sich auf die, die den Krieg überlebt hatten. Leentje war leicht ungehalten, dass ich wertvolle Tage in Berlin vertrödelt hatte, statt mich ihr, wie versprochen, zum Geburtstag aufzubauen. Geburtstage bedeuten den Holländern mehr als das Leben, wobei jeder jedem nicht oft genug herzlichst zu gratulieren hat. Meine Schlacht gegen diese Ansprüche einer Bourgeoisie endete mit meiner völligen Niederlage. Damals dachte ich mehr biologisch als logisch: ich wollte so schnell als möglich eine Existenz aufbauen, Geld verdienen, heiraten, ein Nest bauen. Ich wusste nicht einmal, in welcher Richtung ich suchen wollte, ohne Pass, ohne Arbeitserlaubnis, ohne Lebensmittelkarten, ohne Geld, ohne die Landessprache zu kennen, ohne sie kennen zu wollen. Ich hatte noch keine Übung im Emigrieren, und noch kein Vergnügen an fremden Sprachen. Holländer nehmen es übel, wenn man ihre Sprache für ein Bauernplattdeutsch hält, was es ist. Sie nehmen gern übel und lachen gern jemanden aus. Schadenfroh hielten sie mir vor, dass ich diesen Krieg verloren hatte. Diese

Kriegsgewinnler waren wütend, dass es aus war mit dem Riesengeschäft. Wenn ich sie dann damit trösten wollte, dass Deutschland nur an den nächsten Krieg dachte, lachten sie mich wieder aus. Niemand glaubte meine Kriegsgeschichten: ich hatte keinen Kredit. Bald zweifelte ich selbst, ob ich dabeigewesen war. Man sah mich scheel an, wie einen entlaufenen Sträfling, ich hatte nichts anzuziehen, war ausgemergelt, sprach zu lebhaft. Ein Ei kostete einen Gulden, ein Gulden hatte hundert Cent und ich hatte nicht einen Cent. Meine Braut unterhielt mich grosszügig von dem kleinen Gehalt, das sie als Bibliothekarin im Haag verdiente, was mir weh tat. Nehmen tut weh! Wir sahen uns nur am Sonntag. Liebe ohne Zimmer und Bett ist wie ein Fisch ohne Wasser, besonders im Winter. Mit Ravel, der mit Leentjes jüngerer Schwester techtelmechtelte, aftermietete ich zwei ärmliche Zimmer bei Langenbergs in «de tweede Helmerstraat» mit elender Pension. Selten habe ich so schlecht gegessen. Selbst Pfefferkörner wurden gezählt: Pfeffer war teuer. Verdreckter Budenzauber.

Amstelodamum, Stadt meiner Jugendträume, das Venedig des Nordens, entpuppte sich als unentwirrbares Sumpflabyrinth, tief unter mittelalterlichen Meeresspiegeln, aus denen Tag und Nacht versunkene Glocken tönnten. Wässer und Abwässer stagnierten in stinkenden Grachten, in deren Dreck selbst Bazillen darauf verzichteten, Kulturen aufzubauen. Hat man die Prinsengracht auf einer Brücke überquert und sich durch einen Wirrwarr von Fahrrädern, Volk, Drehorgeln, Fahrrädern, Handkarren und Fahrrädern durch enge Gassen zwischen schiefen Häusern (ziegelrot, schwarz, lichter Ocker und asphaltlack) immer geradeaus geschlängelt, dann überquert man nach einer halben Stunde erstaunt dieselbe Prinsengracht auf einer andern Brücke: man verirrt sich, verwirrt sich, wird ausgelacht: stommerd (Dummkopf!): die Grachten laufen im Halbkreis um den Hafen: Het Y (sprich Ei!). Das leuchtende Wunder: die Roten Fenster, Hurenträume von Féli-

cien Rops bis Ringelnetz. Noch immer warten dieselben Riesenschweinepriesterinnen der Venus hinter denselben roten Fenstern am Zeedijk und am Oudezijdsachterburgwal auf Seefahrer, Sehleute, auf mich, auf Dich. Hier habe ich gleich im Anfang meiner Hollandtage einen unvergesslichen altflämischen Hexensabbat miterlebt. Spät nach dem *Sinterklaasabend* kam bei hohem Schnee ein Schimmelschlitten mit Sinterklaas und dem als venezianischen Mohr verkleideten Pietermanknegt herangeklingelt und hielt mitten auf dem kleinen Oudekerksplein zwischen der Kirche und den uralten Hurenhäusern. Piet und Sint, beide sternhagelbesoffen prosteten mit Geneverpullen den Fensterdamen zu. Diese stürzten, mit Wollshawls um ihre Nacktheit, raus in die kalte Dezembernaut, umtanzten den Schlitten wild und wilder und zerrten endlich Sint und Piet aus dem Wagen, um sich mit ihnen zum Glockenspiel vom Oudekerksturm: *Zze ginds komt de Stoomboot uit Spanje weer aan* lustvoll im Schnee zu wälzen.

Ein calvinistischer Geizkragen, Mynheer Swets, in der Buchhandlung Swets & Zeitlinger, nahm mich aus purem Mitleid für ein Monatsgehalt von fünfzehn Gulden in seine Dienste. Ich hatte Bücherberge seiner Vorfahren abzubauen und fand Schätze im Dreck. Ich stahl pornographische Luxusdrucke, die Ravel verkaufte; das befriedigte wenig. Danach versuchten wir, zusammen einen Kunsthandel aufzubauen. Mit meinem im Krieg gewonnenen Französisch schrieb ich an damals unbekannte Grössen, deren Werke wir aus dem Blauen Reiter, vom Sturm und vom Ersten Deutschen Herbstsalon kannten: Leger, Braque, Juan Gris, Gleizes, Metzinger, Severini und Carlo Carrà, und bat um ihre Generalvertretung für Holland. Alle gaben uns Zeichnungen in Kommission, für die wir keine Kunden fanden. Es war viel zu früh. Auch Grosz gab uns seine Bilder. So brachte ich Ravel in die ihm gänzlich ferne *Dada*-Bewegung. Damals nahm ers mir übel, später bewies er damit seinen Jüngern, dass er zur Avantgarde ge-

hört hatte, und bewunderte sich. Ich stiess mich an seiner holländischen Kleinlichkeit, der Tugend, in der ein kleines Volk gross ist. Die aus den niederländischen Kolonien eingeführte Anophelenmücke fühlte sich zuhause im Morast von Amsterdam: ich bekam Malaria. Gleichzeitig begriff ich die Unmöglichkeit, Kubismus an Bauern abzusetzen. Unter dem Protektorat von ebenso reichen wie zweifelhaften Freunden meiner Braut machte ich den erniedrigenden Zurückzieher in die holländische Damenkonfektion, die sich für «junge Leute», die in Deutschland gelernt hatten, interessierte. Ich kam zu Gebroeder Gerzons Modemagazinen, Amsterdam, Rotterdam, Haag, Haarlem, Nijmegen, Breda, Groningen, Arnhem, Utrecht, Zutphen und Hertogenbosch. Ein vorsintflutlicher jüdischdeutscher Manufakturwarenkonzern: Moses & Schlochauer der Provinz. Engros & Detail: ein Warenhaus. Zuerst wurde ich in der Fabrik angestellt. Ich gab mir furchtbar Mühe, bewährte mich und wurde Rayonchef im Amsterdamer Hauptgeschäft. Beim Bedienen der ersten Kundin im Laden, wobei jeder Schwindel erlaubt war, ihr etwas aufzudrehen, verging ich vor Scham. Hatte ich doch gelernt, dass es nichts Erniedrigenderes gab als einen Ladenschwengel, einen Parterreakrobat in einem offenen Ladengeschäft. (Gardeoffiziere der Kaiserzeit durften keine Töchter aus offenen Ladengeschäften heiraten, selbst wenn sie Wertheim hiessen.) Bald wurde ich zum Einkäufer der Nouveautéabteilung sämtlicher Filialen promoviert: konfektionierte Weisswaren, Jabots, Plastrons, Spitzenkragen, Bijouterie, Lederwaren, Gürtel, Armbänder, Straussenboas, Shawls, Damenbinden und Directoirepantalons. Geschäftsmoral: Betsy Stracke, meine erste Verkäuferin, wurde fristlos entlassen, weil sie wagte, durchsichtige Seidenstrümpfe zu tragen, Gusta Berkemijer wurde rausgeschmissen, weil sie einen Lippenstift gebrauchte. Ich reiste zum Einkauf nach Deutschland und eroberte endlich Paris. Völlig ahnungslos, engros und détail. Noch ahnungs-

loser als die, für die ich diese Rolle zu spielen hatte. Geschäfte macht man nicht mit Intelligenz, sondern mit Kapital. Mallarmé zu Degas: «Nicht mit Gedanken macht man Gedichte, sondern mit Wörtern». Die Gerzons waren ungebildet und gerissen. Ich aber war blöd, lebensfremd und gehemmt. Zu unerfahren, mich bei der Direktion für Zulagen-ich bekam schon fünfhundert Gulden per Monat – zu bedanken; womit meine Warenhauszukunft torpediert war.

«Alle Englein lachen
Wenn zwei Hochzeit machen
Alles singt und klingt
Wenn sie ihn umschlingt»

Und so geschahs: an meinem fünfundzwanzigsten Geburtstag heiratete ich. Ich fand es reichlich spät, mein Lebensziel erreicht zu haben. Meine Frau hatte von ihrem Vater 32'500 Gulden geerbt, die meine Angst vorm Hungertod vorübergehend hätten mildern dürfen. Weit gefehlt: sie hat mich keine Sekunde meines Lebens verlassen; wohl die 32'500 Gulden, die bereits nach vierzehn Jahren spurlos, respektive restlos verschwunden waren. Die monatliche Angst vorm Baby trat jedoch etwas zurück. Die Hochzeitsreise ging nach Berlin, wo die tollste Inflation herrschte, moralisch, wie monetär. Eine Mark war immernoch eine Mark, aber für einen holländischen Gulden bekam man eine Million davon. Am ersten Abend sprach uns eine vornehme Witwe in tiefster Trauer an, uns zu einer künstlerischen Privatvorführung in ihrem Eigenheim in der Knesebeckstrasse zu laden, wo man für 50'000 Mark per Person zuschauen durfte, wie sie sich mit zwei Töchtern von einem Windspiel befriedigen liess. Es war zu dunkel, etwas dieser Darbietung zu sehen: Nepp! Als Erfrischung gabs Koks (Kokain) für 20'000 Mark.

Mein Übergang zum «Kleinen Elend des Ehelebens». Im Berliner Ausverkauf richteten wir uns ein, bürgerlich, un-

erfahren, von einem Cliché ins andere stolpernd, und fanden dies originell. Ich hatte meinen Sinn auf Bauernmöbel gesetzt; gottseidank gabs keine. Wir mussten mit Queen Anne gemischt mit Biedermeier Vorlieb nehmen. Hochherrschaftlich honigbraun mit dunkelgrün; das Goethehaus in Weimar hats mir in meiner Jugend lebenslänglich angetan. Wir leisteten uns ein ofenlackiertes Schlafzimmer mit Frisierkommode und dreiteiligem Facettespiegel und zwei Nachttischchen. Wir liessen uns nach eigenen Angaben einen nussholzernen Bücherschrank bauen: alt gewohnt jung getan. Wir kauften einen schwarzen Flügel. Wir hatten das Leben gemeistert. Weltprobleme waren unter unserer Würde; Kommunismus war Wahnsinn, Demokratie Schwindel. Nichts hatten wir von der Vergangenheit gelernt, nichts ahnten wir von der Zukunft. Nächste Ziele: a) Kinder, Hinaufpflanzen b) Geschäftliche Selbständigkeit. Beides erfüllte sich schneller als erwartet. Bald hörte ich bewegt im Bauch meiner Frau ein neues Herz schlagen. Im Mai 1922 kam statt der befürchteten Abnormalität die niedrigste Tochter Lisette zur Welt. Für sie würde ich die Erde aus den Angeln heben!

Die deutsche Inflation hatte automatisch jedes Valutenrindvieh zum Finanzgenie gekrönt. Holländische Schnorrer brauchten nur die Grenze zu überschreiten, um Multimillionäre zu werden. So die Gerzons. Ich begriff nichts von diesem Irrsinn, ahnte nichteinmal, dass ich keinen Schimmer vom Geschäft hatte. Als einer der Gerzonneffen sich weigerte, eine von mir als lebenswichtig erachtete Nachbestellungsorder von tausend Dutzend Zelluloid-schlängenarmbändern (von Chavigny Frères, Paris) gegenzuzeichnen, reichte ich wütend meine Demission ein, die zu meinem Schreck ohne Weiteres akzeptiert wurde. War ich etwa nicht unentbehrlich?

Mit finanzieller Beteiligung der gerissensten Offenbacher Ledergauner, A.N. Schmidt&Co., machte ich mich selbständig: eröffnete in der Kalverstraat von Amsterdam ei-

nen Damentaschenladen, *The Fox Leather Company*, wobei ich von Anfang an alles falsch gemacht habe. Dies halbtotgeborene Kind, halb mit deutschem Kredit, halb mit dem Vermögen meiner Frau gezeugt, wurde, ohne je auf eigenen Beinen stehen gelernt zu haben, vom ersten Tag an von Unkosten aufgeessen. Der nach eigenen Entwürfen umgebaute Laden war das Jämmerlichste, was man sich unter einer Strassenfront von vier Meter einundzwanzig vorstellen kann. Ich wusste, dass man mit Dreck Geschäfte macht, aber ich glaubte an Qualität. Ich wollte den Kunden nicht verkaufen, was ihr schlechter Geschmack verlangte, sondern was ich schön fand. Berauscht vom Ledergeruch, besonders Russisch Juchten, verliebte ich mich derartig in meine prachtvollen Damentaschen, dass ich es nicht übers Herz bringen konnte, sie den feilschenden Amsterdamer Hyänen zu verkaufen. Das Lager wuchs, das Lager schwoll. Schnell hatten Schmidts erfasst, dass ich eine Niete war, zogen mir das Fell über die Ohren: entzogen mir den zugesagten Kredit. Wäre das Geschäft gut gegangen, hätten sie mir das Geschäft entzogen. Ich hielt mich für tüchtig genug, gegen jeden Strom zu schwimmen, arbeitete als fanatischer Ladenhüter, demolierte zweimal wöchentlich während der Nacht eigenhändig das Schau- fenster, um den Tagesverkauf nicht zu beeinträchtigen. Ein schlechtgehender Laden, in dem ich mit drei Verkäuferinnen, zwei Lehrmädchen und dem Hausdiener (Knecht) Gerrit vergebens auf Kunden wartete, war kein Operationsfeld für mich Sturm- und Dränger. Verzweiflung stürzte mich in diesen dunklen holländischen Lederjahren in die Kunst. Tags schrieb ich in meinem winzigen Privatkantoorje Kurzgeschichten und suchte Freundschaften mit dem heiteren Künstlervölkchen von Amsterdam. Wurde es gegen halb fünf nachmittags zu unaushaltbar still im Laden, flüchtete ich mich zu «*Café Winkels*», um mit schwammigschweren Bürgerputen bei Vorburgjes, Slappe Cats und Oude Klare (holländische Cocktails) niveaulos

zu schweinigen. Nachts zuhause war ich Sonntagsmaler mit echtem Gefühl für Farbe und falscher Verachtung für Form. Da ich nicht zeichnen konnte, wollte ich nicht zeichnen. Mein Stil: futuristischer Dadaismus. Drei vielseitige Kunstzeitschriften (*Variétés*, Brüssel, *Querschnitt*, Berlin, *Minotaure*, Paris) hielten meine Verbindung mit der kreativen Welt am Leben. Ich hielt mich für modern, doch entpuppte mich als Klassiker. Was das genau ist, weiss ich nicht; man hat mich so oft so klassiert, bis es mir glaubhaft schien. Ein paar Bilder von damals habens überlebt, muten mich heute an, als sei ich auf dem rechten Weg gewesen. Nichts ist schwerer, als Anfangswerke zu beurteilen, und für seine eigenen bleibt man blind.

Als Hitler Deutschland übernahm, bekam ich keine Waren mehr. Die Vorräte schrumpften, die Schulden wuchsen. Beschämt liess ich Dreimonatstratten prolongieren, die nach einem weiteren Monat zu Protest gingen. Kundinnen, die keine Taschen mehr finden konnten, überredete ich, sich von mir photographieren zu lassen. Mein Privatkontor wurde mein erstes Studio. Vor einem halben Jahrhundert hatte im selben Haus ein Photograph sein Unwesen getrieben, es roch noch nach Fixer. Hinter einer verrammelten Tür fand sich die vormalige Dunkelkammer. Auf der verblutenden Foxleiche blühte eine Klappkamera (Voigtländer, Bergheil), glühte eine Lampe rubinrot. Ich entwickelte, druckte nächtelang, um jeden Morgen ein neues Engelsgesicht in «high key» zwischen übriggebliebenen Krokodilsträrentaschen im Schaufenster strahlen zu lassen. Mein erstes amerikanisches Schlachtopfer, Tara Twain aus Hollywood, wurde meine erste Publikation: *Arts et métiers graphiques Paris 1935*. So wurde ich, als mir wirklich nichts andres mehr übrig blieb, Photograph. Jeder riet ab. Missratene Schaufensterdekorateure wurden Photographen. Man schämte sich eines Photographen. Dass man in New York für eine Photo hunderte Dollar bekommen

könnte, wurde als amerikanischer Bluff abgetan: der holländische Höchstpreis war zehn Gulden und niemand zahlte Höchstpreise (man pingelte: handelte). Ausserdem zweifelte man – mit gutem Recht – an meinem Talent. Im Jahre 1932 durfte ich, auf Empfehlung, den unfehlbaren Photomandarin *Korf & Kroner* bei Ullstein in Berlin meine besten Arbeiten unterbreiten. Einstimmiges Urteil: talentlose Materialvergeudung, aussichtslos, sinnlos, zwecklos! Mich liess dies Todesurteil unberührt; ich wusste, dass ich Photograph war. Ähnliches Verständnis habe ich bei vielen Redakteuren und dergleichen gefunden, auch bei solchen, die nicht unter Hitler zu zittern hatten. Dass dennoch tausende Seiten von mir erschienen sind, ist der allgemeinen Urteilsunsicherheit zu verdanken. Zusätzliche Ermutigung habe ich als Stillphotograph bei Jacques Feyders Film «Pension Mimosas» erfahren und festgestellt, wie ungeeignet ich für kollektive Kunstfabrikation bin. Mehr als irgendeinem andern bin ich dem Führer Schicklgruber zu Dank verpflichtet. Ohne ihn wäre ich im holländischen Morast versumpft, ohne ihn hätte mir der Mut gefehlt, Photograph zu werden. Er hat mich aus meinem Elfenbeinturm (wir nannten es unsere «einsame Insel») ins Leben gezwungen. Zum Dank habe ich in der Nacht der Machtergreifung seine Grauenfresse mit einem Totenschädel photomontiert und bin danach durch die Nacht fünfundzwanzig Kilometer betrunken von Amsterdam nach Aerdenhout gerannt. Diese Photo wurde im Jahr 1942 millionenfach als amerikanisches Flugblatt über Deutschland abgeworfen. *Heil Hitler!*

Schwarzes Elend

Freunde, die für einen Bankkredit von 13'000 Gulden gebürgt hatten, mussten blechen und fielen wie Schuppen von meinen Augen. Ich verlor ausser dem Geld der Freunde (das ich ihnen später zurückbezahlte) auch die Freunde (die später zurückkommen wollten). Meine Frau, die Kinder und meine Sorgen blieben mir treu. Scham und Schuld und Schulden wurden mir in die durchlöchernten Schuhe geschoben, meine Kleider wurden fadenscheinig. Gebroeder Plotskes, biblischjüdische Shylocks, wie ich sie aus antisemitischen Romanen kannte, tauchten à la Marx Brothers aus Versenkungen und Schrankkoffern auf und wedelten mir verlockend Banknotenbündel unter die Nase. Freundlichtuende Feinde lächelten hin, Erpresser drohten her, Anwälte gaben schlechten Rat, deurwarders (Gerichtsvollzieher) auf Gummisohlen erteilten der röchelnden Foxleiche die Sterbesakramente. Von allen guten und bösen Geistern verlassen, verramschte ich die ganze Pleite voor een appel en een ei (für einen Apfel und ein Ei): für sechstausend Gulden. Während ich die Verkaufsakte unterschrieb, veränderte sich der freundliche Gesichtsausdruck der Ramscher in rabbiate Unverschämtheit. Sofort schmissen sie mich raus aus meinem eigenen Laden mit der Drohung, mich ja nie wieder blicken zu lassen. Nichtmal eine Brieftasche durfte ich mir als Andenken mitnehmen. Am ersten Ausverkaufstag hatten die Plotskes ihre 6'000 Gulden raus. Ich selbst wäre nie fähig gewesen, mich von meinen Waren zu trennen, ich konnte einkaufen, nicht verkaufen. Mit meinen Gläubigern akkordierte ich auf zwanzig Prozent und sass «aan een wondermooie dag on

September 1935», wie seit jeher befürchtet, mit meiner Frau und drei Prachtkindern ohne einen Cent am Dünenrand. *Kleiner Mann was nun?* Als Gas und Elektrizität abgeschnitten und der Flügel beschlagnahmt wurde, schrieb ich aus tiefster Not dem Erzbischof von Haarlem einen eingeschriebenen Brief, um ihm die fünf Seelen meiner Familie für 5'000 holländische Gulden, weit unterm Einkaufspreis, freibleibend anzubieten. Der Brief blieb unbeantwortet. Ich bin eben kein Verkäufer.

Gleichzeitig mit den Gläubigern hatte mich grässliches Bauchgrimmen überfallen, das umgehend als Neurose (neuaufkommendes Gesellschaftsspiel) abgetan wurde. Nicht genug gepriesene Chefscharlatans und Besserwisser diagnostizierten doppelverteilteredurchdickunddünn-darmkrebsdurchwachsung mit diverser diverticuloser Divertikolitis und finanzieller Impotenz (Pleite). Wegen letzterer sahen sie von tieferen Einschnitten ab und verdammten mich zu Wassereinläufen, vierzig Liter per Tag, einen Monat lang. Dazu eine Apfelsine und Mandelpüree. Als ich fünfundzwanzig Pfund verloren hatte und Blut kam, gaben sie mich auf und ich war gerettet. Ohne Pass, ohne Geld, ohne Familie floh ich nach Paris, um endlich Photograph zu werden.

Meine siebzehn Sumpfhare liquidierte ich mit Voltaires «Adieu canaux, adieu canards, adieu canaille!». Um beim Abschied auch was Gutes über Holland zu sagen: es hat schöne Kinderlieder, Käse, Krabben und Kartoffeln, und als grösste Delikatesse: *Mieuwe Maatje sharing!*

Im Vorgefühl eines neuen Glücks hatte ich diesen Auftakt geschrieben:

*Sara petite Megresse
Wer sich wie ich aufs Paradies verliess
der endigt meist wie ich fromm in Paris
und trinkt Anis als braves Kind
und lebt von Liebe und Absinth*

*Sara die kleine Negerin kraut mir am Kinn
und endigt ohne Sinn.*

*Wo endet es, wenn man beginnt
zu sinken in Absinth?*

*So ende ich, denn sie, die süß
war, wie Anis, verliess mich in Paris
Ich kratz mich selbst am Kinn. Beginnt
mit Sara nie, nie mit Absinth.*

Paris

Ihr wisst schon wen ich meine

Die Stadt liegt an der Seine (Friederike Kempner)

Im Frühjahr 1935 hatte mir das Schicksal eine helläugigblonde Pariserin auf ihrer Hochzeitsreise in den sterbenden Lederladen geschickt. Sie wollte in high key photographiert werden, wie die Photos im Schaufenster. Geneviève war die Tochter des Malers Georges Rouault, war Zahnärztin und versprach, meine Photos in ihrem Wartezimmer, Avenue de l'Opéra, auszustellen. Begeistert sah ich künftige Paradiese dämmern und ernannte die heilige Genoveva zu meiner Pariser Gesandtin. Ich stellte mir vor, mit meinem Hang zur Alchemie, schwarzweissen Magie, Zyankali und metaphysischem Nonsens, verbunden mit den bei M&S und Gebroeder Gerzon erworbenen Fachkenntnissen die Ville de Lumière als Modephotograph erobern zu können. Bis 1920 sah man in den Modezeitschriften nur schablonenhaft steife Zeichnungen. Höchstens auf den Rennen (Auteuil, Chantilly, Longchamps) wurden ab und zu lächelnd posierende Mannequins von Pferdephotographen geknipst. Plötzlich machte ein Wiener Jude und Modezeichner, Baron de Meyer, Modephotos im Studio. Eine neue Kunst. Sofort erfassten amerikanischer Sensationsjournalismus und die homosexuelle Internationale das gewaltige neue Geschäft. Im Anfang war der Modephotograph ein Genie, und wurde entsprechend bezahlt und behandelt. Es wurde von ihm erwartet, dass er arrogant, widerwärtig begabt, verschwenderisch schwul tat und täglich neuen Stoff zu Klatsch lieferte. Schnell erkannte ich die künstlerischen Möglichkeiten und langsam die Schwierigkeiten dieses exklusiven neuen Betriebs.

Was ich wirklich wollte: Photograph an sich zu sein, l'art pour l'art, eine neue Welt, die der amerikanische Jude Man Ray siegreich entdeckt hatte. Ob ich damit eine Familie über Wasser halten könnte, war eine andere Frage. Kaum in Paris angekommen, verliess mich mein unheilbarer Darmkrebs in Gestalt eines acht Meter langen qualvollen Bandwurms. Mein erster Lichtblick im schwarzen Elend. Von nun an gings aufwärts. Meine Pariser Carrière begann im Januar 1936 im Hotel Celtic, Rue d'Odessa, in einer Mansarde, le numéro 69 au sixième, Freundespreis 100 frs (2.50 S) par mois. Unter der Bedingung, dass mein Zimmer nachmittags zwischen drei und sieben zu Liebeszwecken vermietet werden durfte. Morgens konnte ich mich ausschlafen. Liegend hat man weniger Hunger, also lag ich viel. Sonnabends gabs reine Bettwäsche. Grösste Inspiration des werdenden Künstlers: die Scheusslichkeit der Pariser Hotelzimmertapete: lila Kakadus verwoben mit hellgrünen Harfen auf rosahellblau gestreiftem Fond, überzuckert mit knallroten Tulpen und chromgelben Kornblumen. Wer da kein Künstler wird, hat kein Talent. Der Hotelbesitzer, Monsieur Maes, ein trinkender Belgier, schlug seine Frau, eine kleine blonde Wurst. Um sich an ihm zu rächen, gab sie mir öfters schon mittwochs reine Laken. Alle Zimmer des Celtic waren von Huren des Gare Montparnasse Quartiers bewohnt. Fleissig arbeitende Mädchen, nie schön, selten jung, oft charmant. Im Privatleben zurückhaltend: keusch. Liebe nehmen sie au sérieux. Im Bordell lassen sie sich keinen abgehen, das reservieren sie für ihren Mec. Nur beruflich prostituieren sie sich, wie wir alle. Tag und Nacht spülten die Bidets röchelnde Liebesymphonien: Villon, Baudelaire, Rimbaud, Verlaine, Apollinaire. Kein Valéry, kein Mallarmé. Morgens beim Anziehn beobachtete ich aus meinem Dachfenster über den engen Hof die kleine Nadja, ein rumänisches Modell mit langem offenem schwarzem Haar bei der Morgentoilette. Sie wartete auf mich, kam lächelnd

nackt ans Fenster und liebteste einladend ihre Brüstchen mit einer Rose. Auf der Strasse oder im Café du Dôme kannte sie mich nicht. Erst fünfundzwanzig Jahre später gestand sie mir bei einem Wiedersehen als alte Frau, dass ich ihre grosse Fensterliebe gewesen sein, zum Spiel mit der Rose.

Meine Nachbarin im Gegenüber des engen Korridors war eine zierliche ernste Blonde, in tiefer Tülltrauer verschleiert, mit niedergeschlagenen Augen. La propriétaire Madame Maes verriet mir diskret, meine Nachbarin sei eine Doktorswitwe, Bellifontaine (aus Fontainbleau), die hier mit ihrem Sohn (garçon adorable) logiere, um eine bedeutende Erbschaft zu regeln. Die zurückgezogene Witwe habe ich selten gesehen, den Sohn nie. Eines Nachts gegen drei polterte mich ein Donnerschlag durchnässt empor aus tiefen Träumen. Während ich entdeckte, dass soeben ein voller Porzellannachttopf, das Milchglasfenster meiner Tür durchbrechend, auf meinem Bett gelandet war, überfüllten erregt gackernde Damen die Szene. In ihren bis zum Kinn geschlossenen wattierten Peignoirs sahen diese Huren, abgesehen von einem Überfluss an Schleifchen, eher aus wie Nonnen. Langsam klärten sich Zusammenhänge: die Doktorswitwe war gar keine Doktorswitwe, sondern verdiente ihr saures Brot in der Sphinx (dem bestechendsten Bordell am Boulevard Edgar Quinet, gerade um die Ecke von unserm Hotel, geleitet vom Innenminister Albert Sarraut und seinem Bruder). Der Sohn war gar nicht ihr Sohn, sondern ihr Gigolo, den sie in ihrem Zimmer eingesperrt hielt. Heute Nacht hatte er sie, das volle Nachtgeschirr zur Hand, hinter der Tür erwartet, um ihr bei ihrer Rückkehr dasselbe entgegenzuschleudern und seine Freiheit zu gewinnen (was ihm gelungen war). Durch eine rasche Bewegung war die Witwe dem Geschoss entgangen, das auf mich niedergekommen war: «Les amants des prostituées sont heureux, dispos et repus....» Mademoiselle Cricri, die Witwe, bat alle, deren Ruhe gestört

worden war, zu einem Gläschen auf ihr Zimmer. Zu mir kam sie in eigener Person, um sich formell zu entschuldigen und mich mit einem Knicks einzuladen. Noch schmerzhaft in meinen Bandwurm verwickelt, versuchte ich abzulehnen, ohne Erfolg, denn ich wollte selbst zu gern kommen: dies pikante Abenteuer der zerbrochenen Tür, dem nassen Bett und den schnatternden Poules erinnerte an Kurzgeschichten aus dem Künstlerleben: Murgers Vie de Bohème, Maupassants Maison Tellier, Toulouse-Lautrec, Degas, Bubu de Montparnasse. So entführte mich Mademoiselle Cricri im Triumph in ihr überfülltes Doppelzimmer. Als abgekämpfter Mann glitt ich, mangels anderer Sitzgelegenheiten, unvorstellbar unorgisch auf Cricris Doppelbett, wo bereits sieben Damen steifsitzend im Takt Marc de Bourgogne nippten – Liebesgabe eines Weinreisenden. Jede der Liebesgöttinnen adressierte gravitatisch affektiert Höflichkeitsfloskeln an mich, «grand artiste photographe, Monsieur Blondel» (Rue Blondel, berühmteste Bordellgasse an der Porte St. Martin). Jede wollte fotografiert werden, nicht etwa nackt, sondern als «première communicante». Selbst als alle stark angeheitert waren, war von Erotik keine Rede. Mein Hurenlatein vom ersten Weltkrieg war unzureichend, nichts ist dem Pariser Mitrailleusengeschnatter gewachsen. («Il n'est bon bec que de Paris.») Dass ich vom Argotgezwitscher kein Sterbenswörtchen verstand, camoufflierte ich mit dem ermüdenden Emigrantentrick, gespannt der Sprecherin auf die Lippen zu starren und der Erwartung entsprechend zu lachen oder die Stirn zu runzeln. Meistens war mein Gesichtsausdruck dem Gespräch drei Sätze voraus. Als die Damen anfangen, über die Chaudepisse einer jungen Mitarbeiterin zu jammern und «Avec les pompons, avec les pompons, avec les pompiers» zu singen, wirkten die Marcs auf meinen nüchternen Magen einschläfernd und sachtessachte deportierten die Holden mich schlummernd zurück in mein nasses Bett.

Dreimal schon hat das Schicksal mir die Herkulesarbeit aufgezwungen, mich in eine neue Sprache einzuleben. Un-erlässliche Gehirnmassage, um Weltbürger zu werden. Emigrieren hält jung. Seit fünfzig Jahren bin ich dabei, meine Muttersprache zu verlernen. Mangels Sprachtalent habe ich keine Stiefmuttersprache gefunden. Ich Schnell-sprecher fing an, langsam zu sprechen, um mir meine Fehler im Voraus zu überlegen, vermied le subjonctif conditionel, wurde bedächtigt. Am schlimmsten wars in Holland, wo jeder einen Fremden über den kleinsten Fehler hämisch auslacht. En France on déteste les sales métèques, mais on reste poli quandmême. Am besten gings in USA, wohin jeder mal immigriert war: they simply adore foreign accents. Aus Angst aufzufallen und ausgewiesen zu werden, flüsterten wir Emigranten vielsagend geschlossenen Mundes. Man war doch nur geduldet. Auch sprach man leise, weil der Pass längst abgelaufen, die Carte d'identité nie «en règle» war, man ohne «permis de travail» arbeitete und sich seiner Muttersprache schämte. Nur Edelemigranten, Briefmarken-, Diamant- und Kunsthändler, die ihre Kröten ohne Schwierigkeiten rechtzeitig hatten rausbringen lassen, brüllten lauter als zuhause, wennauch sie zugeben mussten, dass ihr in Berlin so fließendes Schulfranzösisch nicht ganz einwandfrei floss. Dazu frassen sie auf den Kaffeehausterrassen ostentativ Chateaubriands.

In meinen Pariser Anfängen hat sich Geneviève «höchst königlich bewährt». Keiner der anspruchsvollen Kunden, die sie mir zugeführt hat, hat je bezahlt, dafür aber hat jeder dieser Kunden mehrere neue Kunden angebracht, die auch nicht bezahlt haben. So sprach ich mich rum, fing an, bekannt zu werden. Paris bezahlt nicht mit harter Münze: on vous fait une réputation. Placé à Paris, placé au l'univers. Ich schwärmte für meine Schutzheilige Geneviève. Nicht, dass es je über einen Handkuss hinaus gegangen wäre, aber meine Frau und ich wurden öfters zum Abend-

essen eingeladen. Für Emigranten in Paris eine seltene Ehre. Bei Tisch liess maître Rouault niemanden zu Wort kommen, lamentierte ununterbrechbar von seiner Obsession, dem gangstère (gangster) Vollard, seinem Kunsthändler, der ihn explodierte. Rouault liess sich verehren und manifestierte seinerseits eine mystische Verehrung für Jeanne d'Arc, was mir, der dachte, ein moderner Maler sei ein moderner Mensch, grotesk vorkam. Leider konnte ich von seinen aufgeregt spirituellen Diatriben wenig verstehen. Wenn man nicht jedes Wort versteht, versteht man gar nichts.

Bei einem dieser Abende bat ich Rouault um ein paar Worte für die Einladung zu meiner ersten Pariser Photoausstellung (chez Billiet, rue la Boëttie, vernissage le 2 Mars 1936). Rouault lehnte gern ab und verwies mich an Valéry: «Il l'adore d'être embêté.» Valéry, den ich aus der Nouvelle Revue Française als höchste Pariser Intelligenz zu überschätzen gelernt hatte, empfing mich, den jungen Photographen, mit der blasierten Freundlichkeit des monokelten Genies und Weltmannes, ohne seine Telephonen mit Marquisen zu unterbrechen. Er wusste zu imponieren, vor allem sich selbst. «Ich bin bereit», liess er sich zu mir herab, «Ihr Portefeuille zu durchblättern, wenn Sie mich nur nicht bitten, einführende Worte für eine Ausstellung zu schreiben», und durchflog flüchtig meine Bilder. Ich konnte es ihm nachfühlen und tat mir leid. Mit Verständnis ist man ein ungeschickter Schnorrer. Auf die Einladungskarte druckte ich ein Bonmot aus Valéry's *Idée fixe*: «Ce qu'il y a de plus profond dans l'homme, c'est la peau.» Darunter schrieb ich meinen eigenen Mist: «On cherchait par la photographie psychologique le portrait définitif: on a découvert un nouvel aspect de la beauté». Ich kam mir geistreich vor. Damals habe ich «definitive Portraits» von Rouault und Matisse gemacht. Beide stänkerten primadonnenhaft, ich hätte sie älter gemacht, und beide zeichneten sofort nach meinen Photos verjüngte Selbst-

portraits. Meister der Eitelkeit. Rouault schrieb mir ein Gedicht von seinem «tête de forçat».

Geneviève stand mit ihrem Gatten Rapha auf gespanntem Fuss, den ich von Balzac her gut kannte. Sie zankten bei jedem Wort. Hatte Rapha zum zehnten Mal an einem Abend «choirée sarmante» gesagt, geriet Geneviève in Raserei. Ein seltsamer judeo-jesuitisch-französischer Opportunismus durchwehte die Familie. Le maître Rouault war Royalist – Action Française –, der Schwiegersohn marokkanischer Jude, grosser Zahnarzt und Aufschneider, Geneviève, am Ende ihrer Medizinstudien, linksorientierte Neue Jugend, gauche sentimentale. Auch gab es Mütter, Schwestern und ein Baby.

Was mich entsetzte, entzückte und aus den Angeln hob, war, dass Geneviève sich jede Nacht an der hurenumlagerter Ecke des Boulevard Montparnasse und der Rue Montparnasse Passanten anbot. Als ich sie da zum ersten Mal im enganliegenden schwarzen Satinkleid mit ihrem ernsten sourire de Reims, mit ihren Grübchen einen jungen Matelot mit rotem Pompon ins *Hôtel des deux Maries* (Marie Salomé et Marie Jacobe) verführen sah, war ich entgeistert über das Doppelleben meiner Schutzheiligen. Sollten die Hurenträume ihres grossen Vaters sich so auswirken? Einmal zwang ich mich, sie anzusprechen. Während ich nach unfindbaren Worten suchte und nicht über: «Pourquoi?» hinauskam, drehte sie sich auf hohen Hacken verächtlich weg, liess mich stehn und nahm einen älteren Kunden mit sich ins Hotel. Doppelgängerei oder Spiegelleben? Ich jedenfalls war ein alberner Libertin mit doppelter Moral: ich verehrte die Huren als Heilige und verübelte meiner Heiligen, als Bajadere hinabzusteigen. Erst kurz vorm Krieg löste sich das Rätsel, als ich eines Abends mit Rapha und Geneviève vor der Coupole sass und ihr anderes ich an uns vorbeistrich.

Die schöne Helena. Vor- und nachher

Bald hatte sich das Portraitgeschäft als unmöglich erwiesen. Meine Modehoffnungen waren vor den hermetisch verschlossenen Türen der Modezeitungen gestrandet.

Auch die Haute Couture hatte wider Erwarten Angst vor meinem Talent und kein Geld für Photos. blieb noch das von mir verachtete Reklamegeschäft. Systematisch stürzte ich mich jeden Tag mit einem Kuvert voll Photos auf potentielle Kunden. Zu meinem Erstaunen mit Erfolg: man gab mir Aufträge. Dabei hatte ich weder ein Studio noch Geld für das nötigste Material. Robert Guesclin war mein erster Artdirektor. Als ich das Wort zum ersten Mal hörte, hielt ich es für einen Witz. Es war keiner. Dass meine Ideen, meine Arbeit, meine Photos von fremden Händen, denen eines Artdirektors, manipuliert, kastriert, degeneriert, druckreif gemacht werden sollten, schien mir unfassbar. In Paris wurden dem damals noch künstlerische Absichten unterschoben. Später in Amerika machte ich Bekanntschaft mit der rohen Pathologie des Artdirektors: Missratene Kunstphotographen, die sich an jeder Seite dafür rächen wollen, dass sie kein Talent haben. Sanduhr, Sonnenstrahlenkranz, Stuhlzäpfchen und Schmetterlinge sind ihre Embleme. Übles Gesindel. Robert Guesclin dagegen war ein Franzose mit einem Flair für kosmetische Annoncen, die er für die grösste Haarfärbefirma der Welt kreierte: revolutionär geschmackvolle Plakate, auf denen seit damals der kosmetische Kosmos vegetiert. Guesclin war Pariser: bössartig kultivierter Introvert (Proust), der Anstrengungen, besonders eigene, verachtete. Er liess einen an einem Auftrag bis zum Weissbluten arbeiten. Hatte man die Arbeit abgeliefert, starrte er sie wortlos an, hüllte sich in

Schweigen und liess sich wochenlang nicht mehr sprechen. Gespräche über Bezahlung vermied er ebenso wie Bezahlung selbst. Davon musste ich leben. Sein Büro, Rue Volnay, Faubourg St. Honoré, war eine journalistische Rumpelkammer aus Césaire Birotteau. Von einem Vorzimmer aus wurde Guesclin von einer alten Hexe, Madame X, überwacht, der er verpflichtet war. Sie war keine Angestellte der Firma, sondern sorgte auf eigene Rechnung mittels bösen Blicks dafür, dass keine jüngere Frau ihm zu nahe trat. Seine Lay-out-mise-en-Pagen (Assistenten) leckten ihm Hände und Füsse und waren zu Neulingen wie mir unverschämt. Später leckten sie auch mir die Füsse. Wenn der Künstler arriviert ist, wird alles «Chère maître». Guesclin kam morgens nie vor midi, liess niemanden unter einer Stunde antichambrieren, hielt sich an keine Verabredung, verschwand stundenlang zum déjeuner, schwankte spätnachmittags zurück ins Büro, um vom Grand Patron bemerkt zu werden, und ruhte danach. Un philosophe. Zögernd machten wir Bekanntschaft, fingen schon nach vier Jahren an, uns anzufreunden. Seit wir nichts mehr miteinander zu tun haben und uns überhaupt nichtmehr sehn, sind wir intim geworden: des vieux copains. Zu seinem Danteprofil trug er zusammengepresste Lippen, war Freigeist, Reaktionär, Libertin, Antisemit, Epikuräer, eine vom Pariser Klima begünstigte Kombination: un combinard. Geizig mit Geschmack und Berechnung, wie jeder Franzose ein Ausnutzer. Von ihm ausgenutzt zu werden, war ein masochistischer Nervenkitzel. Oft durchstöberten wir zusammen den Marché aux Puces (Flohmarkt) nach Sonntagmalern für eine Sammlung (Feuersbrünste und Früchtestilleben mit roten Früchten). Hinterher schlemmten wir in Bistros der Porte St. Ouen.

Immer liess er mich zahlen, was in jenen armen Tagen nicht leicht war. Um mich zu entschädigen, gab er mir den ehrenden (ehrend – à l’oeuil – gratis) Auftrag («je vous autorise»), seine göttliche junge Maîtresse Hélaine de L. zu photogra-

phieren, une femme du monde, Tochter eines südamerikanischen Ambassadeurs, une grande dame d'autrefois. Ich habe eine angeborene Schwäche für diese wohlduftenden Luxustiere, die mit Raffinement und Seide Seele vorzuknistern wissen. Einen langen wundervollen Nachmittag kämpfte ich mit dieser Herrlichkeit um ihr Bildnis. Einer Schönen ihre Schönheit zu entwenden, ist schwieriger als eine Hässliche schön zu machen. Hélaine war unbeschreiblich schön, doch Göttinnen wollen anders schön sein, als ich sie sehe. Es dauert Jahrzehnte, bis sie in ihre Bilder reinwachsen. Ein gutes Portrait hat zu lagern. Das Modell altert, die Photo bleibt jung.

Zwanzig Jahre nach dieser Sitzung besuchte ich auf einer Europareise meinen inzwischen besten Freund Guesclin in Aix-en-Provence, wo er mumifiziert mit seinem reichen Cerberus Madame X., die ihn im Anfang des Kriegs erobert hatte (eine der wenigen Siege Frankreichs), Philemon und Baucis spielte. Sie war achtzig, sah aus wie sechzig, er war sechzig und sah aus wie neunzig. Cézannes Mont St. Victoire schien hellblau aus einer andern Welt in ihr Olivengärtchen. Nach gepflegtem Lunch – etwas zuviel Knoblauch – fuhren die Damen zum Einkauf in die Stadt. Robert begann unheimlich zu zittern und nahm mich in sein Studierzimmer, hatte zuviel auf dem Herzen. Trotzdem wir allein im Haus waren, verschloss er sorgfältig die Tür, rollte einen Teppich zur Seite, entnahm einem Geheimfach im Fussboden ein abgegriffenes Kuvert, das mir bekannt vorkam, und breitete liebevoll die Serie der Belle Hélaine von 1937 vor mir aus. Wir beide waren gerührt von den «neiges d'antan». Zwischen den Photos auf der Erde hockend starrte er mich an, mit weissem wehendem Haar, wie ein altes Weib mit Bauchweh, es fiel ihm schwer, mit der Sprache rauszurücken: Cher ami, Sie haben wohl gehört, dass man mich hier zu einem Jahr Gefangnis bedingt verurteilt hat, wegen Opium. (Der Richter raucht selbst.) Ich muss vorsichtig sein. Wenn man die

Pfeife raucht, hat man auf die Spitze getriebene Empfindungen. Ich leide an einem alten Zahnweh, und Sie, eher ami, müssen mir helfen. Vor drei Wochen in Paris auf der Strasse habe ich zum ersten Mal seit unserer schmerzhaften Trennung Hélaine wiedergesehn, schöner denn je, ohne ihr ein Wort sagen zu können, j' tais avec Madame. Nichtmal meinen diskreten Gruss hat sie erwidert. Mein Gewissen lässt mir keine Ruhe. Hélaine weiss bis heute nämlich nicht, aus welch selbstlosen Motiven ich damals mit ihr habe brechen müssen. Cher ami, bitte gehen Sie zu ihr, auf ihrer Rückreise über Paris, um ihr zu erklären: im Mai 1939, auf dem Weg zu ihr, der Geliebten, brach mir vorm Th eatre Français ein Zahn aus (um mir zu beweisen, dass er die Wahrheit sprach, wies er mit dem Finger auf seinen Mund), statt zu ihr musste ich zum Zahnarzt, wo mir unter der Zunge die Einsicht kam, dass ich zu alt für eine junge Göttin war. Cher ami, Sie müssen Hélaine überzeugen, dass ich sie aus reiner Rücksicht habe fallen lassen!» (Laisser tomber – das Leitmotiv französischer Moral.)

Meine Leidenschaft für das Vor- und Nachher verleitet mich zum Wiedersehn mit Hélaine. Am Telephon war sie eher abweisend. Als alten Bekannten würde sie mich gern begrüssen, wenn nur kein Wort über den gefallenen Robert fallen würde. Auch hielt sie es für nötig, mich vorzubereiten, dass sie inzwischen zwanzig Jahre älter geworden sei. Nachmittags um fünf fand ich sie in Passy, Rue Renouart, in einem Gartenhaus neben Balzacs Villa, in recht kleinbürgerlichen Umständen. Mit Wehmut entdeckte ich an dieser rundlichen Matrone in den Fünfzigern Schatten verschwundener Schönheit. Wir erzählten uns bei einem Glas Wein unsere Erlebnisse. Im Beginn der deutschen Besetzung war sie ohne einen Sous zu Fuss mit ihrem Töchterchen nach Lyon geflüchtet. Hatte da, um nicht zu verhungern, in einem Maison de Rendezvous gearbeitet und einen Grossindustriellen kennengelernt, der sich ihrer angenommen hätte. Seitdem sei sie seine Generalsekretärin

und Maitresse. Leider wolle seine grauenhafte Frau nicht sterben und: man kann nicht scheiden. Ich behielt meine Erlebnisse für mich. Ein Franzose glaubt einem sowieso kein Wort. Wenn man aber vom Grauen französischer Konzentrationslager anfängt, hört er weg. Frankreich weiss seine Schande totzuschweigen. So berichtete ich über New York, für das sich jeder Pariser aus Konkurrenzneid interessiert, um abrupt in Roberts Zahnücke zu gleiten. Wie von einer Tarantel gesprochen sprang sie auf: «Nicht weil er ein Zähnchen verloren hat, hat der Jammerlappen mich fallen lassen, sondern weil ich mein Vermögen verloren habe! Sobald der Bankrott der Argentina Insurancia, in die mein Vater seine Millionen investiert hatte, bekannt wurde, hat Robert sich von der alten Hexe heiraten lassen. Um ihn in der Hand zu haben, hat sie ihn vergiftet, einen Greis hat sie aus ihm gemacht, einen Gaga, den sie nach ihrer Opiumpfeife tanzen lässt. Sie haben gesehen, wie er zittert. Ich bin gerächt!» Sie leuchtete triumphierend jung. Gern hätte ich den Abend mit ihr verbracht. Leider musste ich gehn. Sie bat mich, noch fünf Minuten für eine Überraschung zu bleiben, verschwand im Nebenzimmer und liess mich bei halboffengelassener Tür hören, wie sie sich umzog. Jedes Kleidungsstück hat seine eigene Musik. Nach einer Viertelstunde posierte sie, weissgepudert mit Rouge, in einem vielzuengen himmelblauen Taftkleid, einer grossen Balltoilette von Poiret 1912. Als ich mich ausgestaunt hatte, entrollte sie eine Rolle, die sie in der Hand gehalten hatte: das lebensgrosse Portrait ihrer Mutter in demselben Kleid, ich glaube, gemalt von Le Sidaner. Beim Abschied bat sie mich um eine ihrer Photos von damals; Robert hatte ihr keinen einzigen Abzug gelassen.

Die Geschichte der schönen Grimm

An einem Sommerabend des Jahres 1936 rannte ich auf dem Boulevard Montparnasse in den Photographen Landshoff und erzählte ihm beglückt, dass ich mit Hilfe von Freunden ein wunderbares Studio, 9 rue Delambre, hatte mieten können, in das ich am nächsten Tag einziehen würde. Er versprach mir das schönste Modell, und hat Wort gehalten. Am folgenden Nachmittag strahlten die blauen Augen in mein leeres Atelier. Todmüde liess sich die hochschwangere hellblonde Jungfrau Grimm auf das einzige Möbel, ein abgekämpftes, vom vorigen Mieter zurückgelassenes Sofa fallen. Kaum war Grimm – einen Vornamen hatte sie nicht – im Stande, mir ihr Schicksal runterzuleiern, ihr einziges Gesprächsthema, das sie auswendig gelernt hatte. Als Tochter des Frankfurter Altphilologen Professor Grimm hatte sie mit einem ungarischen Juden, Baron von Tillaly Rassenschande getrieben, war mit ihm nach Prag durchgebrannt und über Wien in Paris gelandet. Wie zehntausende andere mittellos, ohne Papiere (wer Mittel hatte, hatte auch Papiere). Sie jedoch war die schönste Frau der Welt. Vielleicht auch die dümmste. Widerstrebend musste ich einsehen, dass Schönheit und Dummheit verwandtschaftliche Beziehungen unterhalten. Auf Tiefenpsychologie folgte Tiefenschärfe: selige Zeitaufnahmen. Grimm, in tiefem Schlaf, liess sich durch Lampenglut und Arbeitswut nicht stören. Nach ein paar Stunden weckte sie sich mit dem Schrei: «Tristan!» Es war Nacht und ich half ihr die Treppen hinunter auf die Strasse. Vor der Haustür wartete ihr Tristan, ein intellektuell tuender Widerwart, der mich sofort erfolglos um fünf Francs anzupumpen versuchte. Beleidigt sagte er: «Lass uns wan-

dern, Isoldchen, ein anderer wertloser Mensch!» Ich begriff widerstrebend, dass Hässlichkeit und Intelligenz keine verwandtschaftlichen Beziehungen unterhalten.

Einige Wochen danach genas Isolde eines Töchterleins, Tristania geheissen, ganz der Papa. Bald erschienen meine Bilder der schlafenden Grimm, eine Serie, die unseren beiden Karrieren auf die Beine half. Sogar in Amerika. *Esquire* hatte für ein neues Pocketmagazine *Cornet* fünfzig Blumenfeldphotos zum fantastischen Preis von fünfzehn Dollar per Photo gekauft und bezahlt. Frankreich bezahlte mit Versprechungen, und dann noch 30 jours fin du mois 5%+2%+2%. Der Minotaure Thériade hatte dies vermittelt. Dafür musste ich ihm für die erste Nummer seiner neuen Zeitschrift *Verve* zweiundzwanzig Photos umsonst machen. J'étais placé. Es fing an, bergauf zu gehen.

Die Grimm wurde ein begehrtes Modell und war im Stande, Mann und Kind schlecht und recht zu ernähren. Wo immer Isolde posierte, schob Tristan den Kinderwagen vor die Tür, klappte sein Feldstühlchen auf und strickte Kinderkleidchen, auf ihre ewige Wiederkunft wartend. Er gab vor, nachts an seinen «Isoldinischen Elegien» zu arbeiten, die niemand je gesehen hat. In meinen Vogue Anfängen habe ich schöne Seiten mit Grimm gemacht, bis mir ihr deutsches Dienstbolzengedusel zum Hals raushing. Sie war beleidigt über die französische Oberflächlichkeit, wenn jemand zu ihr «Bonjour, Madame Grimm» sagte. Bald war sie berühmt – Modelle werden schneller berühmt als Photographen – spielte Primadonna und erwartete ihr drittes Baby, was die Situation erschwerte. Im August 1939 fotografierte ich die unausstehlich schöne Grimm zum letzten Mal, im Bois de Boulogne, ihren Primaverakopf unter einem Riesenpelzhut (Schiaparelli) an einen uralten Baum lehrend. Sie meckerte derartig während der Sitzung, dass ich ihr sagte, wir würden nie wieder zusammen arbeiten. Vierzehn Tage danach brach der zweite Weltkrieg aus.

Fünfzehn Jahre später bat mich Madame Dillé, die liebende Mutter aller Modelle und Photographen, mir ein Mädchen anzusehen, das gute Photos brauchte, um lanciert zu werden. Ich sollte nicht zuviel fragen, sie würde mir später alles erzählen. Kam eine Verschüchterte, ohne Interesse: Tristania! Einen Nachnamen hatte sie nicht. Gerührt erzählte ich ihr, dass sie mich vor achtzehn Jahren kurz vor ihrer Geburt im Bauch ihrer Mama in meinem Studio besucht hatte. Das interessierte sie nicht. Sie wollte nur wissen, ob und wann ich sie photographieren würde. Ich lud sie zum Dejeuner ein. Sie schlug ab, ihr Vater wartete vor der Tür. Ihr war nicht zu helfen, sie hatte zuviel von Tristan und zuwenig von Isolde. Die Dillé erzählte mir, was sich nach dem August 1939 zugetragen hatte: Tristan war, wie alle feindlichen Ausländer, in ein französisches Konzentrationslager gekommen. Der Modebetrieb hatte aufgehört, Isolde konnte nichts als schön sein, die Kleinen piepsten um Brot. Isolde arbeitete an Tristans Befreiung, lief von Pontius zu Pilatus. Beide versprachen, ihr Äusserstes zu tun, wenn auch sie ihr Äusserstes täte. Isolde schlief mit Pontius und Pilatus und mit vielen andern, ohne dass es ihr gelang, Tristan zu befreien. Nach dem drôle de guerre kam der verblüffend schnelle Zusammenbruch Frankreichs. Die französischen Konzentrationslager wurden ordnungsgemäss den deutschen Siegern übergeben, was Grimms Unterhandlungen vereinfachte, da es immer mit ihrem Französischen gehapert hatte. Sieger haben mehr zu versprechen, weniger zu halten. Sie ging von Offizier zu Offizier, gab sich hin und her, war bald die umworbendste Bacchantin des Generalstabs, bekam eine von Juden im Stich gelassene Luxusvilla am Bois. Erfüllung vieler Träume: für jedes Kind eine Gouvernante und Ponies zum Ausreiten, echte Rembrandts überm Himmelbett, Diamanten, Champagner, tolle Abendkleider und livrierte Diener, traumhafte Dessous: alles nur für Tristan. Hilfsbereit nahm sich die brave Gestapo dieses Son-

derfalles an. Der Jude Tristan wurde zum Ehrenarier ernannt, aus Drancy weggeholt, in ein Pariser Gefängnis in Einzelhaft überführt, mit Rebhühnchen zum Frühstück. Durch sein vergittertes Fenster durfte er seinen vorbeireitenden Kindern zuwinken. Isolde war guter Hoffnung: Nur noch einige Formalitäten und er wäre frei! Wenn es ihr nur gelänge, diesem oder jenem General beim Liebespiel dieses oder jenes Geständnis rauszustreicheln, dürfte Tristan bald wieder in ihren Armen dichten und stricken. Die dümmste Frau der Welt tat als Gestapospitzel, was sie konnte. Mehrere Generäle, die mit der Grimm geherzt und gescherzt hatten, wurden zum Tode verurteilt. Bis sie sich in einen baldurschönen Fliegerhauptmann so verknallte, dass sie ihm im Bett ihr Verhältnis mit der Gestapo gestand, die wissen wollte, wie er über Göring dächte. Der wütende Flieger schlug Krach beim Gestapohauptquartier. Als am folgenden Morgen die Kleinen hoch zu Pony in ihren schottischen Kilts aus dem Bois nachhaus geritten kamen, fanden sie ihre Mama, ein Hakenkreuz in die Stirn genagelt, mausetot auf den Stufen ihrer Villa.

En vogue

An einem späten Vormittag meiner Pariser Anfänge klopfte mich Rosalie, die femme de chambre des Hotel Celtique, aus tiefem Schlaf ans Telephon. Sechs Etagen runter ins Büro, in zerrissenem Regenmantel. Eine Sirenenstimme sängelte angelsächsisch mein Lob: Cecil Beaton, Lord Byron der Kamera, Prinz aus Genieland und Hofphotograph, enfant gâté et terrible de *Vogue*, träufelte Honig auf meine wunde Seele: er fände meine Porträts von den Töchtern der Vicomtesse Marie-Laure de Noailles *divine!* Ob ich ihn heutenachmittag im Ritz zum Tea besuchen wolle. Die bis dahin verriegelten Türen zum Salon der Welt schienen aufzuspringen. Trotz grossartiger Empfehlungsschreiben und einführenden Visitenkarten von Prominenzen war es mir nicht gelungen, zum *Vogue* editeur-en-chef vorzudringen. Freitag von drei bis fünf empfing er Künstler. Jeden Freitag wartete ich mit vielen Leidensgenossen. Gegen sechs kam er erhitzt vom Dejeuner, durchquerte das Spalier der sich respektvoll erhebenden Artisten, ohne irgendwen eines Blickes zu würdigen, und empfing nie mehr als einen (mit besonders wichtigen Beziehungen), oder eine (mit besonders reizenden Beinchen). Den Rest verwies die charmante Privatsekretärin Lionne auf den kommenden Freitag.

Ich klopfte an Beatons Tür im Ritz, trat ein, und sah eine Dame im Spitzendéshabillé vorm Spiegel einen Straussenfederhut anprobieren. Ich hielt sie für Cecils berühmte Schwester Bala und entschuldigte mich. Es war Cecil, der dabei war, Kleider für eine Modephoto auszusuchen. Lachend rief er: «*Erwaine!*» Bei aller Verschiedenheit wurden wir sofort gute Freunde und sinds, avec un certain sourire, ein Leben lang geblieben.

Mit Cecils Protektion landete ich bald im Voguebetrieb und lernte diesen kunstfeindlichen Eitelkeitsjahrmarkt, in dem präventöse Annoncenerpresser den arbeiter elegantiarum raushängen, zu verachten. Illusionen sind da, um verloren zu gehen. In diesem Ameisenhaufen unbefriedigter Ambitionen, wo Neuheiten um jeden Preis gejagt werden, blieb ich ungeachtet tausender publizierter Seiten Aussen-seiter und Fremdkörper. Michel de Brunhoff, rédacteur-en-chef de *Vogue* Paris, erklärte mir: «Si vous étiez seulement né Baron et devenu pédé, vous seriez le plus grand photographe du monde!» Ich hatte aber bereits begriffen: *Le monde n'existe plus.*

Nach einem Jahr hatte ich genug von Vogue und beschloss, nach New York zu fahren und mein Glück bei Harper's Bazaar zu versuchen. Der beste Beschluss meines Lebens. Die schnellste und scheusslichste Ozeanriesin, die Normandie, brachte mich in fünf Tagen von Le Havre ins Dampfbad New York, wo ich an einem mordsheissen Junimorgen landete. *The world of tomorrow* (Weltausstellung 1939) war gerade eröffnet worden. Damals war die Neue Welt wirklich noch neu. In Manhattan wurde wild abgerissen und gebaut. Die Hochbahn ging Untergrund. Die neuen Wolkenkratzer wollten nicht mehr wie vierzigstöckige Barokokobratwurschtglöckles aussehen und wagen, ein eigenes Gesicht zu zeigen: Le Corbusier (Paris), Oud (holländische Neue Sachlichkeit), Mies van der Rohe (Bauhaus Weimar). Das Neue kommt meistens von aussen. Airconditioning fing an, das Leben erträglicher zu machen, die ersten als Handkoffer auf der Strasse rumgetragenen Radios schrien sich heiser. *New Deal* hatte gesiegt über Reaktion, Nylon über Seide, Vitamine siegten über menschliche Schwächen. Die Welt, gestern noch so gross, war am Schrumpfen: schon flogen Klipper einen Brief in vierundzwanzig Stunden über den Ozean. Amerika war als Grossmacht aus seiner Depression hervorgegangen und der paralyisierte F.D.R. machte Weltpolitik. Intellekt aus

Europa fand hier Sicherheit und erfand zum Dank die Atombombe. *Happy days are here again!*

Das Tweedjackett, das man mir in Paris für hier angemessen hatte, entpuppte sich als glühender Schwitzkasten. Ich sprach nur ein paar Worte gebrochenes Englisch, verstand kein Wort Amerikanisch. Stieg im Gladstone Hotel ab, East 52nd Street, nahm einen Ruhetag, doch beschloss, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und meine vor fünfzehn Jahren in Amsterdam gekaufte Füllfeder reparieren zu lassen. Der lebenslange Garantieschein der Firma Waterman, den ich all die Jahre in meiner Brieftasche verwahrt hatte, trug die Adresse: 10 Broadway. Ich brauchte nur den Broadway geradeaus runter zu laufen. Der Hotelportier riet mir ab: mit der Subway ginge es in zwanzig Minuten. Das Thermometer wies 103°. Fahrenheit sagte mir gar nichts. Nur zu Fuss lernt man Land und Leute kennen (wie deutsch!). Durch eine Strassenschlucht von Wolkenkratzern, die mit niedrigen altmodischen Häusern ab wechselten, kam ich schnell zum Broadway. Ich verlor sofort alle Massstäbe (des Raums, der Zeit und des Geschmacks), stürzte verdurstet in die nächste Bar, wo Männer mit Strohhut auf dem Kopf am Schenktisch standen, und bestellte ein grosses Glas handgepressten Apfelsinensaft, von dem ich soviel Gutes gehört hatte. Man brachte mir einen Highball Whiskey, den zurückzuweisen ich mich nicht traute. Man bewunderte mich sogar. Um zwei Uhr war ich bereits am Broadway 1650, brauchte nur noch 1640 Nummern runterzusteigen. Am weltberühmten Times Square, einem plakatbedeckten Barackenhäufen, noch dreckiger als Place Pigalle, bevölkert von Bettlern, Betrunkenen, Taschendieben und Cops, blieben meine Schuhe im weichen Asphalt kleben. Hatte ich zuviel getrunken? Nach weiteren Highballs in mehreren Bars (immer wenn ich «orange juice» sagte, lachten die Barmen und brachten mir Whiskey. Sollte es an meiner Aussprache gelegen haben??) zogen sich die Häuser himmelschreiend

in die Höhe. Bei Wallstreet wuchsen sie unheimlich wolkenkratzend über sich selbst hinaus. Ich dagegen wurde immer kleiner, wie Gulliver in Brobdingnag, fing an, zu rennen, bis ich gegen Abend mit Müh und Not am Broadway 10 vor verschlossenen Türen arrivierte: die Büros in New York schliessen um fünf, ausserdem war Waterman umgezogen. Ich litt bis zur Schmerzhaftigkeit unter der Abwesenheit der Pariser Vespasiennes, nichtmal Bäume standen da, Cafés gabs auch nicht. In Paris traf man wenigstens zu jeder Tageszeit Bekannte, hier sahen sich die Leute nichtmal an. Ich war am Verhungern, wagte mich nicht in ein Restaurant. Es hiess, man könne in Drugstores was essen, doch mir schien es undenkbar, in einer Apotheke zu soupieren. So torkelte ich von Bar zu Bar, bis ich gegen Mitternacht die 52nd Street zurückfand, überraschend verändert: bunte Lichtreklamen, Negerklamauk vor Nightclubs mit Jazzmusik, hochrot geschminkte rauchende Ladies mit Glas in der Hand; Nachtleben wie im Film. Kurz vor meinem Hotel hatte ich ein Gesicht, das mein Photographenherz zittern liess: auf den Treppenstufen eines Brownstone Hauses lag bäuchlings ein Mann im Smoking ohne Hosen, aus dessen nacktem Hintern Blut tropfte. Darüber schwebte ein Heiligenschein. Passanten passierten ohne hinzusehn; wie in der rosa *Police Gazette*. Wie immer im entscheidenden Moment war ich ohne Kamera. Ich bin kein Photojournalist. Ungeachtet meiner Müdigkeit rannte ich ins Hotel und war nach keiner Viertelstunde mit Apparat zurück, gerade noch, um ein Ambulanzauto wegfahren zu sehen. Nur eine Blutlache zeugte von verschwundener Pracht.

Am nächsten Morgen packte ich meine hundert besten Photos in eine Aktenmappe, die einen, was ich nicht wusste, in New York zum deutschen Handelsreisenden stempelt. Ich wollte Henry Luce, den Publisher von *Life* besuchen, für den mir Lucien Vogel beim Abschied in Paris eine mich preisende Visitenkarte mitgegeben hatte. Im

Rockefeller Center überfiel mich angesichts dieser kathedralischen Hochhäuser ein heiliger Schauer vor dieser Welt von morgen, so wie mich einst die beseelten Steine von Chartres mystisch in die Welt von gestern gehoben hatten. Ein Expresslift brachte mich in zwölf Sekunden zur 35. Etage. Zum ersten Mal im Leben sah ich aus einem airkonditionierten Raum from *The top of the world* herab auf Babel in brennender Junisonne: der lapidarste Ausdruck modernen Wahnsinns, atemberaubender Steinhaufen.

Luce war glücklicherweise tags zuvor nach Europa abgefahren. Seine Sekretärin, sichtlich beeindruckt von Vogels Empfehlung, übergab mich telephonisch einem Androgyn meines Alters mit rosa Kravatte, rötlichem Haar und lachenden Schlagzähnen, faszinierend unzuverlässig, der herbeieilte, mich abzuholen: Alex King, alias Herr König aus Wien, alias Rosenberg aus Budapest war Ideenmann bei *Life*, sprach akzentlos und ununterbrochen deutsch, amerikanisch, jiddisch und durcheinander. Obwohl wir uns noch nie im Leben gesehen hatten, überstürzte er mich sofort als alten Freund: «Selbstverständlich kennen wir uns, aus Paris, Irvin!» und duzte mich. Zehn Minuten später ernannte er mich zu seinem Cousin. Er erinnerte mich in seiner Sprechweise derartig an George Grosz, dass ich ihn fragte, ob er ihn kenne. «Kenne?? George ist mein bester Freund; hab ihn an meinem Magazin *Amerikana* mitarbeiten lassen, phänomenaler Zeichner, viel zu genial für amerikanischen Gebrauch.» King war nicht nur ein verdächtiger Groszimitator, er war ein Original: alles an ihm war Imitation. In der Unordnung seines winzigen Büros erklärte er mir seine Position: «Um *Life* editor zu werden, muss man chronischer Alkoholiker sein. Im moment suprême, wenn Kriege ausbrechen oder Präsidenten ermordet werden, sind sie alle besoffen. Darum brauchen sie mindestens einen Juden wie mich, der nüchtern ist und Entscheidungen treffen kann.» Dabei betrachtete er jede einzelne meiner Photos mit einem Interesse, einem Ver-

ständnis, einer Begeisterung, wie ich es im Journalistenbetrieb nie wieder gefunden habe. Er war exaltiert mit einem pathologischen Drang, sich auszudrücken. Andauernd kamen Phantome in Hemdärmeln mit offener Kravatte, ohne Gesicht, die Photos oder Gedrucktes zur Begutachtung brachten. King erledigte alles mit virtuoser Clownerei, machte sich über jeden lustig, stellte mich jeder dieser Nullitäten als «grössten lebenden Photographen» vor, was jeder mit «Hello Irvin» beantwortete. Bei offener Tür holte Alex eine Spritze zum Vorschein, füllte sie mit milchiger Flüssigkeit und jagte sich völlig ungeniert die Nadel in den Arm: «Vitamin E!» Nicht der allergeringste Verdacht kam in mir auf. Erst als King mir versprach, mich in der nächsten *Life* Nummer gross als Topphotographer rauszubringen, wusste ich, dass er verrückt war. Mit einer Hand voll Photos nahm er mich in ein grösseres Büro neben dem seinen: Wilson Hicks, Picture Editor. Eine Brille ohne Gesicht, die auf Photos starrte, ohne zu sehen. King stellte mich bombastisch als Weltberühmtheit vor, was peinlich war. Er legte eine Reihe meiner Bilder vor Hicks hin und verkündete mit suggestiver Feierlichkeit: Speaking about pictures.... Blumenfelds are the tops» Hicks nickte: «O.K.» Mich berührte es seltsam, dass man im Lande des Dollars Geschäfte machen könnte, ohne dass ein Wort über Geld verloren wurde, bis ich später begreifen lernte: *Life doesn't pay*. Als Hicks merkte, dass ich etwas Prosaisches wollte, nahm er mein Photo des sterbenden Christus von Claus Suter in die Hand und wurde poetisch: «What an ad for Pepsodent!» King riss mich in den Korridor und flüsterte begeistert: «Irvin, Du bist gemacht! Was kann ich sonst noch für Dich tun?» Ich bat ihn, mir die Quintessenz der Stadt New York zu zeigen (ich sagte: das Newyorkerischste!). King sah auf seine Uhr und grinste diabolisch: «In genau 25 Minuten, um 12 Uhr 15 wird Dein Wunsch in Erfüllung gehen! Bis dahin könntest Du, wenn es Dir nichts ausmacht, noch schnell nebenbei

fünfhundert Dollar zu verdienen, zehn Deiner Photos aussuchen, die ich in einer kleinen Photozeitschrift *Minicam* mit einem Artikel über Dich veröffentlichen werde!» Endlich also war ich angelangt im gesegneten Land, darin Milch und Dollars fleussen. Während ich aussuchte, verschwand Alex. Nach einer Viertelstunde nahm er mich hinauf zur höchsten Etage, zum Penthouse, wo ein Teleskop montiert war. Ein Butler brachte Getränke. Wieder stellte mich Alex als grössten lebenden Photographen vor. Auch der Butler sagte: «Hello Irvin.» Das war Demokratie. Vor mir zitterten Millionen Fenster in gleissender Mittagshelle. King überliess mir das Fernrohr, sich selbst begnügte er mit einem Opernglas. Durch mein Okular sah ich in überbelichteter blauer Ferne, doch greifbar nahe, in einem Fenster ein blondes Fräulein hinter einer Schreibmaschine zittern, was mir nicht aussergewöhnlich amerikanisch vorkam. Alex bat um Geduld, in sechzig Sekunden würde ich mehr verstehen. In der Tat trat ein Mann in Erscheinung, stellte sich hinter das Girl und küsste sie in den Nacken. Sie hörte auf zu tippen, erhob sich, er machte es sich leichter und half auch ihr aus der Bluse. Wie der Erklärer im Stummfilm erklärte mir mein Mentor, dass der Chef, ein Stockbroker, jeden Mittag zur selben Minute von der Börse käme, rain or shine, um dann pünktlich auf die Sekunde dieselben Manipulationen zu vollziehen; amerikanische Erotik. Da unser Beobachtungsposten höher gelegen war als das Liebesnest, konnten wir von oben herab ins Zimmer sehen und mitgeniessen, was von Menschen nicht gewusst, oder nicht gedacht.... Wo viele Fenster sind, sind viele Voyeurs.

Mir fiel der ungarische Maler Tiyany aus dem Café du Dôme ein, berühmt für sein Monokel, seine rote Weste und dafür, dass er ein siebensprachig taubstummer Raconteur war. Seine Passion: von seinem Balkon am Pare Montsouris, dem höchsten Punkt von Montparnasse, durchs

Fernrohr Montmartreliebespaaren Liebesgeflüster von den Lippen zu lesen.

Nach diesem erfolgreichen Vormittag glitten wir im Lift runter in die atemberaubende Höllenhitze der Rockefeller Plaza. Ich zu einer Verabredung mit Harper's Bazaar (wo ich einen Kontrakt bekam), King zu einem Lunch. Beim Abschied entdeckte er glücklicherweise im letzten Augenblick, dass er seine Brieftasche oben gelassen hatte, sodass ich gern mit zwanzig Dollar einsprang, die ich nie wiedergesehen habe, wie so manche zwanzig Dollar, die er mir jedesmal mit einer neuen Finte aus der Tasche zu hypnotisieren wusste. Ein genialer Pumper. Meine *Life* Seiten jedoch sind tatsächlich erschienen. Ebenfalls die zehn Photos in *Minicam*. Die 500 S für diese hat Alex sich, als ich sie in Frankreich am allernötigsten hatte, selbst eingesteckt. Koks war teuer und Alex brauchte viel, wovon ich wiederum nichts geahnt hatte. Ein Katalog seiner Hochstapelleien gäbe einen amüsanten New Yorker Narrenspiegel. Auf den teleskoprotischen Entdeckungen meines ersten New Yorker Tages hatte ich eine amerikanische Sexualkritik aufgebaut. Jahre danach kam ich dahinter, dass ich auf einen Einakter reingefallen war, den King von Schauspielerschülern aufführen liess, wenn er europäischen Greenhorns die gewünschte Quintessenz New Yorker Lebens zu bieten hatte.

Résumé Amerika 1939: Die Neue Welt war utopischer, als man es in den Romanen der Jugendtage belächelt hatte: Masse Mensch computed von Pillen, Pollen, Polls (Stimmenzählung) und Polio. Irreführenderweise bedient sich dieser Maschinenmensch noch der alten Worte, die neue Missverständnisse mit sich bringen: *Loving care* wurde zum Haaröl, *Right* ein Kugelschreiber, *Serutan* (*Natures* von Hinten!) ein Abführmittel. Das gewaltigste Erlebnis: *In New York anzukommen*. Das Beste: *Hellzappopin*, Oison & Johnsons amerikanische Commedia dell Arte im Win-

tergarden. Ich sah mir diese Dada Slapstick Burleske an fünf Abenden hintereinander an. Orgien von Respektlosigkeit, wie Elsie, die Borden Kuh, die sich auf der Worlds Fair zu Beethovens Eroica lachend von einer Maschine melken lässt. Die wahre Eleganz New Yorks ist kohlrabenschwarz: Boogie-Woogie in Harlems Jitterbug Savoy. Konzentration kulturloser Komik: die Anhäufung falscher Rembrandts im Metropolitan Museum. Ebenda flog ich auf zwei wunderbare etruskische Riesenkrieger (500 v. Chr.) rein, die sich leider zwanzig Jahre danach ebenfalls als Fälschung entpuppten. Bei Betreten amerikanischen Bodens verliert jeder jeden Sinn fürs Echte. *Das Schlimmste*: die feuchte Treibhaushitze. *Das Allerschlimmste*: der geschmacklose Frass mit den noch geschmackloseren Fressmanieren.

Nach 7 Wochen *World of tomorrow* mit Cocktailparties, Erfolgen und Deadlines fuhr ich heilfroh nach Europa zurück, um in Paris Herbstmoden zu photographieren.

Arriviert

Am 10. August 1939 schiffte ich mich in Le Havre wieder aus. Ominös lag das Riesenwrack der «Paris» wie ein toter Walfisch im Hafen. Sie war vor einigen Monaten von unentdeckten Saboteuren in Brand gesteckt worden. Der «Normandie» sollte es ein paar Jahre später im Hafen von New York ebenso ergehen. Mir war sentimental zu Mut. Wären keine Zuschauer dagewesen und hätte meine Frau mich nicht am Landungssteg erwartet, dann hätte ich wohl kniend Frankreichs Boden geküsst. Dazu bildete ich mir ein, diese Liebe müsse Erwidierung finden. Ich war nicht nur angekommen, sondern auch arriviert, und wollte nun leben wie ein Gott in Frankreich. Endlich, nach jahrelanger Bohème Umzieherei mit Koffern in hässlich möblierten Zimmern, durfte ich an richtiges Wohnen denken. Hatte in der Rue de Verneuil, Faubourg St. Germain, ein herrliches Appartement gefunden, holzgetäfelt, mit hohen Fenstern, Spiegeln und Kaminen. Nach einigem Umbau, wozu Kostenanschläge bereit lagen, ideal als Atelier und Wohnung. Der Mietsvertrag wartete auf Unterschrift nach den Ferien, wenn Friede bliebe.

Obwohl ich mit andauernder Voraussage dieses Krieges allen seit zwanzig Jahren auf die Nerven gefallen war, rechnete ich auch diesmal, wie im September 1938, wie im August 1914, mit dem Wunder der letzten Minute und wiederholte unentwegt, dass dieses Jahr ein Kriegsausbruch logisch unmöglich sei. Meine Frau war entgegengesetzter Meinung und genießt es seitdem, damals tiefere Einsichten gehabt zu haben. Gerade, wo die Erfolgssonne anfang, auch mir einmal leuchten zu wollen, kam ein Weltkrieg äusserst ungelegen. Ich hielt den Franzosen für einen

genialen Schachspieler, der den deutschen Michel in die Falle laufen lässt, um ihn dann spielend zu vernichten. Jeder wusste, dass die Nazis blufften, und dass man mitbluffen musste. Aus den Zeitungen erfuhr man täglich neu, dass Frankreich die beste, wenn nicht gar, laut Paris-Soir, eleganteste Armee der Welt hatte, seine Goldmilliarden (mit dauernd devaluierendem Franc), seine Gamelins, seine Giraudoux, selbst seine De Gaulles. Man ahnte, dass die un-
einnehmbare Maginotlinie (auch die des Geistes) teilweise nur halb existierte, doch glaubte ganz an sie. Die stolzen Polen würden wiederum beweisen, was Traditionen sind. Russland, der Riesenbär mit den Lehmpfoten, würde Deutschland fallen lassen und in den Rücken fallen. Die Entente cordiale, Frankreich und England, würde ihre Differenzen vergessen. Gestützt auf ihre unermesslichen Empires, in denen die Sonne selten unterging, würde sie mit Hilfe des stinkreichen Uncle Sam ewigen Frieden in einem wirtschaftlich neugeordneten freien Europa diktieren. Am leichten Siege der Demokratien über Hitler bestand kein Zweifel. Das halbverhungerte Deutschland, arm an Gold, Geist, Göring und Göbbels, stand militärisch und moralisch vorm Zusammenbruch. Was man danach mit fünfzig Millionen Nazis in Mitteleuropa anfangen sollte, war ein anderes Problem. Defaitistische Slogans verdrängten die Logik. Léon Blum war an allem schuld, die Kommunisten und die Engländer, das perfide Albion. «Wir Franzosen wollen nichts als friedlich leben, in Frankreich geht alles gut. Wir hassen den Krieg.» Kein Franzose war gewillt, für seine Freiheit oder gar für etwas so Fernliegendes wie die Freiheit der Welt auch nur einen Finger zu rühren, geschweige denn zu kämpfen. «Man weiss kaum, wo Polen liegt, und soll für Danzig fallen?» Die Luft auf allen Wellen war voller bobards: der Papst, Mussolini und Roosevelt würden im letzten Augenblick intervenieren, Ciano hätte persönlich dreissig Millionen Pound Sterling bekommen, um Italien neutral zu halten. Zensur

setzte ein. Man durfte nicht mehr fremdsprachig telefonieren. Ich versuchte französisch auszusehn, trug ein Béret, um nicht als Spion verhaftet zu werden, dabei konnte mir jeder ansehen, dass ich aus Berlin bin. Übervorsichtige Boulevardiers – vielleicht würde ein Luftangriff der Kriegserklärung vorangehen – promenierten mit chic über die Schulter gehängter Gasmasken; Emigranten hatten keine bekommen. Die ersten Calembourgs über Gasmasken wurden lanciert. Chevalier und Josephine Baker suchten bereits – vergeblich – nach grossen Kriegsschlagern (Frankreich hat in diesem Krieg keine geliefert). Der Krieg der Nerven begann: krampfhafter Optimismus versuchte krankhafte Angst zu verscheuchen.

Kopflöse Hausfrauen machten gehetzt letzte Einkäufe. Autobusse übervoll, Taxis unfindbar, Verkehr unmöglich, Läden, Restaurants geschlossen: clôture annuelle. Im August ist Paris immer leer, diesmal sah es so aus, als würde es immer leer bleiben. Man sah mit Familien überfüllte Autos, auf deren Dach phantastisch befestigte Matrasen wippten, oft mit Anhängewagen, Paris verlassen. Man riss Zeitungsverkäufern die wegen Papierknappheit (jetzt schon??) auf ein Blatt reduzierten Zeitungen aus den Händen, um zu lesen, was man bereits am Radio gehört hatte. Wie zur Schlachtbank zogen Mobilisierte zu den Bahnhöfen, ohne Blumen, ohne Lieder, ohne Enthusiasmus. Wie ich hofften sie, dass alles nur Komödie sei. Die Zeitungen faselten von heldenmütiger Entschlossenheit. Paris verdunkelte sich. Die Nächte der Ville lumière verloren ihren Glanz; sie haben ihn nie wiedergefunden. Desto fiebriger war das Halbdunkel. Man vermied, allein zu bleiben, diskutierte auf den Kaffeehausterrassen bis zum Morgen grauen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, ging todmüde nach Haus und versuchte bereits um sieben Uhr morgens, die erste Friedenstaube am Radio einzufangen. Ich hätte immer noch nach Amerika fliehen und viele Widerwärtigkeiten vermeiden können, doch ich hatte mei-

nem Schicksal zu folgen: *Sequere deum*. Heut kann ich stolz darauf hinweisen, den Untergang der alten Welt höchstpersönlich mitgemacht zu haben: hässlich, dumm und lebensgefährlich. Dass ich, mit den Meinen, mit einem blauen Auge davongekommen bin, ist reiner Zufall.

Auf der Schule hatten uns bezahlte Patrioten eingetrichtert, der Tod fürs Vaterland sei eine süsse Ehre. Zuhause päppelten uns die Eltern mit ethischen Präventionen: der «Tod für die Idee» und ähnliche Phrasen erfüllten uns mit Bewunderung. Man wurde zwar kein Held, doch stellte höchst heldenhafte Anforderungen an die andern. Im Kriegerverlieren war ich kein Novize; wäre gern mit gespielter Todesverachtung für Paris et mon droit theatralisch à la Delacroix auf Barrikaden gesprungen. Mit einer armseligen Handvoll intellektueller Emigranten aus dem Café du Dôme hätte ich unter Gelächter der amüsierten Parigots ein pathetisches Ende gefunden: pauv'typ! Wärs nach mir gegangen, läge heut die Herrlichkeit von Paris in Trümmern, und ich wär nichtmal am Leben, die Trümmer zu photographieren. Stattdessen strahlen die Strassen in alter Pracht, stinken nach Gestaporomantik, Chauvinismus und deutscher Soldatenpisse: Pétain, Pinard, Patrie: Hitlers Lunapark. Meine grosse Nase hat ihren Geruchssinn behalten, die Franzosen, ohne es zu merken, haben ihren feinen Riecher verloren, und jeder collaborateur ist hinterher ein héros de la résistance gewesen. Qui perd gagne. Von New York zurückgekommen, um für Harper's Bazaar Herbstmoden zu photographieren, stürzte ich mich Hals über Kopf in die Arbeit, dass keine Zeit für die Wirklichkeit blieb. Ich habe nie Zeit für Wirklichkeiten gehabt, war immer in Illusionen verwickelt. Meine Frau hatte ich, wider ihren Willen, mit den drei Kindern nach der Haute Savoie, an den Fuss des Mont Blanc auf Ferien verschickt, wohin ich nach getaner Arbeit Anfang September folgen wollte. Ich hatte Ferien nötig, wollte den Mont Blanc besteigen und Marcassin au lait essen; weitere Gründe, den

Krieg noch etwas rauszuschieben. Nötigenfalls war man da nah an der Schweizergrenze. Es wurde nämlich viel, vielzuviel von bereitstehenden Konzentrationslagern für feindliche Ausländer gemunkelt. Sowas kam doch für mich kaum in Frage: ich war ein international bekannter Photograph, war bekannt Antihitler, hatte schon vor einem Jahr meine Naturalisation beantragt, arbeitete für die amerikanische Hearst Press und erklärte mich romantisch bereit, mein Leben für Frankreich gegen die Barbarei einzusetzen. Jeder Franzose, dem ich dies vorsang, starrte mich entgeistert an. Ein unverzeihlicher Fauxpas. Sicherheitshalber hatte ich seit einiger Zeit Loyalitätszeugnisse von Prominenzen eingeholt, ebenso beschämend wie unentbehrlich. Noch gestern war ich mit meiner Chefredaktrice Carmel Snow, der Modekönigin aller Welten, beim Allerweltspräsidenten der Haute Couture, Lucien Lelong, gewesen, der mich unter Akkoladen gebeten hatte, jederzeit sein Haus als das meine zu betrachten. Kurz nach Kriegsausbruch zog er leider um und konnte sich im neuen Haus meines Namens nicht mehr entsinnen.

Mittwochmorgen, am 29. August, ging ich ins Hotel Westminster, Rue de la Paix, um mich von Carmel zu verabschieden, bevor sie mit der «Queen Elizabeth» nach New York zurückfuhr. Wir mussten noch entscheiden, ob die letzte Korsettsensation Mainbochers in Amerika als Diabolo, Wespentaille oder Hourglass lanciert werden sollte. Während der letzten Wochen, Tage, Nächte hatten wir leidenschaftlich zusammengearbeitet, was zu gegenseitiger Bewunderung ausartete, umsomehr seit Edna Chase, ihr würdiges Gegenstück bei Vogue, vergeblich versucht hatte, mich für das Dreifache des Bazaarkontraktes zu ihrem Blatt zurückzulocken. Carmel, um die fünfzig mit hellila Haar und versoffener Stupsnase, war, nach Claire Boothe Luce, eins der grässlichsten Karriereweiber, an denen Amerika so reich ist. Mein nie geschriebenes Ballett: Die Vier Grazien, getanzt von den hundertjährigen

Hexen Carmel Snow, Edna Chase, Helena Rubinstein und ihrer Todfeindin Elizabeth Arden, die der Jugend der Welt Schönheit und Eleganz diktierten. Wer mit einer dieser Scheusslichkeiten amerikanischer Weiberwirtschaft zu tun gehabt hat, ohne homosexuell zu werden, hat die Feuerprobe bestanden. Ich habe mit allen Vieren arbeiten müssen, und mit vielen ihrer noch scheusslicheren Imitatorinnen, und bin kein Frauenhasser geworden.

Carmel: todsicherer Fashioninstinkt, basiert auf restloser Kulturlosigkeit. Die gerissenste Modejournalistin aller Zeiten. Anregend ekelhaft. Geizig bis zum Äussersten, wenn man etwas von ihr wollte; erstaunlich grosszügig, wenn sie etwas von jemandem wollte. Kaltblütig hätte sie – wie ihre Sekretärin mir stolz versicherte – für eine gute Seite im Bazaar ihre alte Mutter ermordet.

Wie jede Chefredaktrice jeder Hollywoodproduction thronte sie in sorgfältig arrangierter Abreiseunordnung zwischen kapitalen Orchideenbuketts, eisgekübeltem Sekt und Telephonen. Diener schleppten dauernd dieselben Koffer rein und raus. Carmel diktierte gleichzeitig drei Sekretärinnen Briefe und Telegramme, präzise, witzig, unverschämt virtuos und geistlos. Sie tat, als hätte sie mein Kommen nicht bemerkt. Plötzlich streckte sie mir alle drei Hände zum Kuss hin, um mir strahlend anzuvertrauen, dass nach ihren allerletzten Geheimberichten jede Kriegsgefahr geschwunden sei. Wiedermai: *Peace in ourtime*. Sie hätte gerade mit Bullitt, dem Gesandten der Vereinigten Staaten telephonierte: er würde morgen mittag, punkt zwölf, mit seiner Tochter Ann für mich im Bazaar Studio für Farbaufnahmen posieren, wozu, wenn wirklich Krieg drohte, keine Zeit wäre. Gleichzeitig diktierte sie ein Cable an Harper's Bazaar in New York: «*Reserviert october-cover für doppelbullitpix blumenfeld fullcolour carmel*», und erzählte mir lachend, man habe im Hotel den Gästen bereits die Kopfkissen weggenommen für Lazarette und an deren Stelle Entschuldigungszettel aufs Bett gelegt. Zu-

gleich einen Brief an Bullitt, «Dear Ambassador», in dem sie die verabredete Sitzung dankend bestätigte, und sicherheitshalber einen zweiten Brief an Bullitts Sekretär, in dem sie auf den propagandistischen Wert der Publikation für Bullitt, die Vereinigten Staaten und Ann Bullitt, Debütantin in heiratsfähigem Alter, hinwies. Unvermittelt sprang sie auf, sah schön aus, wie nur die hässlichsten Amerikanerinnen es können, starrte mir tief in die Augen, wie ewige Liebe, und sagte unendlich falsch und freundlich, während sie schon den nächsten Abschiedsbesucher abwickelte: «Bloomey, t'was divine. Never I'll forget it, never. It was divine.», und hatte bereits vergessen.

Am nächsten Morgen war ich punkt halbzweölf im Studio. Ein Riesenglobus vor grünem Hintergrund wartete, wie ich es angeordnet hatte. An Stelle Bullitts und seiner reizenden Tochter liess ich meine zwei Gehilfen unter den Lampen posieren. Während zu einer Modesitzung in Paris alles mindestens zwei Stunden zu spät kommt, sind Ambassadeur auf die Minute pünktlich. Mit solchen Modellen ist dafür nichts anzufangen.

Jeden Donnerstag um zwölf Sirenengeheul über Paris. Heut sah man von der Übung ab, um die Bevölkerung nicht unnötig zu erschrecken. Da schlugs zwölf! Ich wurde ans Telephon gerufen. Die Amerikanische Botschaft. Bullitts Privatsekretär teilte mir mit, der Ambassadeur bedauere, nicht kommen zu können, da Miss Bullitt heut nach Amerika zurückfahre. Miss Bullitt würde sich jedoch mit grossem Vergnügen in Philadelphia für den Bazaar photographieren lassen, wo sie bei Verwandten wohnen würde, deren Adresse er mir gab. Die Falle war zugeschnappt. Zu spät, Maus: Krieg!

Vom Telephon zurückkommend verkündete ich den beiden am Globus versteinerten Strohmännern, dass die Bullittsitzung auf unbestimmte Zeit verschoben sei. Beide, der eine ein Russe, der andere Tscheche grinsten schadenfroh, dass ich gerade einen Hammerschlag auf den Schädel be-

kommen hatte. Krieg! Am Spätnachmittag hätte ich meine letzte Sitzung vor den Ferien: junges Mädchen in schwerem Brokatkleid auf Rosenkitschschaukel (Heim, Jeunes filles). Meine nächste Pariser Photo machte ich erst acht Jahre später.

Noch war Friede. Eine Stunde danach traf ich eine bezaubernde Pariser Grande Dame, Monique de Séreville in der *Tour d'argent* zum déjeuner d'adieu. Wir beide schwärmten für Paris wie für eine Geliebte, sassen als einzige Gäste, geniert von einem Tross unbeschäftigter Kellner, melancholisch an der Rampe des schönsten Dachgartens der Stadt und tranken zum canard pressé schweren Chateaufeuf du Pape. Monique fragte, ob ich mir vorstellen könne, dass die Hunnen sich an dieser Schönheit vergreifen würden. Obwohl ich überzeugt war, dass Paris einige Stunden vor der Kriegserklärung, also vielleicht in einigen Sekunden, nur noch ein brennender, vergaster Trümmerhaufen sein würde, demonstrierte ich die Unmöglichkeit hiervon: mittels einer der vielen vollautomatischen Alarmapparaturen der Maginotlinie würden, im selben Augenblick, in dem beispielsweise zehntausend deutsche Flieger gegen Paris aufstiegen, zwanzigtausend schwere französische Bomber nach Berlin dirigiert werden. Alle deutschen Zahlen seien weit übertrieben, während die Franzosen viel stärker wären, als man annähme. (Tatsache war, dass sich in der ganzen Maginotlinie nicht ein einziger Revolver befand; Frankreich hatte diese in Deutschland bestellt und wartete vergebens auf Lieferung). Monique bewunderte meine luminöse Intelligenz, dazu assen wir les petits fraises du bois à la crème, schlürften zum Mokka Armagnac aus Riesengläsern. Grau und rosa glühte die geliebte Stadt zu unsern Füßen, und die edlen Türme von Notre Dame, das spitze Pfeilchen der Sainte Chapelle, der verlassene Fels von St. Jacques und all die berühmten Glockentürme von St. Eustache, St. Gervais, St. Germain l'Auxerrois tanzten uns eine Gigue. Einstimmig beschlos-

sen wir, den Kriegsausbruch ein weiteres Jahr aufzuschieben. Es schien an derZeit, eine Anekdote zu erzählen, mit der Bébé Bérard nach München 1938 haushierte. Damals, als es wie heute um den Frieden der Welt ging, hatte sich die Tochter des General Gamelin sterblich in die schönen Beine der Arletty verliebt und verfolgte sie mit unerwiderten Liebesbriefen. Am Morgen nach München verstieg sie sich verzweifelt zu einem telegraphischen Ultimatum: «Rendez-vous heute Abend oder Selbstmord!»

Arletty antwortete nicht, sie ging am selben Abend zu einer mondänen Soirée, wo von nichts gesprochen wurde als vom Krieg. Gegen Mitternacht öffnen sich die Türen: seine Exzellenz der Generalissimus Gamelin kommt von der Sitzung des Obersten Kriegsrats. Feierliche Stille. Von seinen Lippen hängt das Los der Welt ab. Er schweigt. Die Spannung steigt aufs Höchste. Mutig geht Arletty auf ihn zu: «General haben wir nun Frieden oder Krieg?» Nach theatralischer Pause (in Frankreich heisst das: ein Engel schwebt durchs Zimmer) antwortet Gamelin, ohne sie eines Blickes zu würdigen: «Fräulein, die Affären meiner Tochter interessieren mich nicht!» Als nach weiteren Armagnacs der Arc de Triomphe versuchte, den Montmartre zu besteigen, um mit Sacré Coeur zu flirten, brachte ich Monique zurück zu Vogue, 63 Champs Elysées. Wir haben uns nie wieder gesehen. Bei der Chasebank, Avenue George V, hob ich Geld ab für einige Monate. Fand meine Rosengirlande für eine letzte, lustlose Sitzung im Studio, ich wusste, dass dies Bild nie erscheinen würde. Endlich erreichte ich telephonisch meine Frau. Sie hatte als Ausländerin am nächsten Tag mit den Kindern Les Tines, das im Grenzgebiet lag, zu verlassen. Wir verabredeten uns in der Auberge des Granges in Voutenay-sur-Cure, im Morvan, 200 km von Paris, in der Umgegend von Vézelay. Telephonisch wagte ich nicht, den Hintergedanken auszusprechen, von da aus via Bordeaux über die Pyrenäen nach Spanien und USA zu verschwinden.

Abends kopiöses Abschiedsessen von Michel de Brunhoff Chez Ledoyer. Mit diesem Epikuräer zu schlemmen, gehörte zu den grossen Genüssen meines Pariser Lebens. Bis ich im Juni zum Bazaar überlief, war er mein Vogue Editor gewesen. Ein begabter Chefredakteur. Grosszügig usurpierte er jede Idee. Nichts war ihm heilig, doch er versicherte dauernd, Können zu respektieren. Jede Nummer seines Magazins fand er immer die beste, bis die nächste kam. Ein eitler, verwöhnter Erfolgsanbeter, besonders seines eigenen. Le combinard de la combine de Paris. Jeder kannte ihn, er kannte jeden. Einflussreich durch seine Beziehungen, beherrscht von einer gewaltigen Hasenangst vor Condé Nast, dem Besitzer des Blattes in New York. Michel war so tief beeindruckt von seinem eigenen Charme, dass er versuchte, jeden mit dem er in Berührung kam, von seiner unverbrüchlichen Freundschaft zu überzeugen, auch mich, obschon ich sicher war, dass er mich im gegebenen Moment fallen lassen würde wie einen Stein, um mich sobald es vorteilhaft schien, wieder aufzunehmen. Er vereinigte in sich eine ganze Reihe meiner und Balzacs Komplexe: Vautrin, Césaire Birotteau, Rastignac, de Marsay, Finot, le brave Juge Popinot, le Cousin Pons, le Baron de Hulot, le Colonel Chabert, Nucingen, Lucien Rubempré, Guillaume Werbebrust, le Père Goriot: un Parisien par excellence. Heutabend beunruhigte mich seine pathetische Melancholie. Gleich bei der Begrüssung drückte er mir lange warm die Hand wie zum Abschied und sah mir, ein etwas beleidigter sterbender Schwan, in die Augen: «Diesen Krieg haben wir bereits verloren, ich sehe schwarz, sehr schwarz, mon vieux!» (Otto Moses, 13, von Moses und Schlochauer hat 1914 mit Schwarzsehen Millionen gemacht.) Michel, immer noch pikiert, dass ich zum Bazaar übergelaufen war, erzählte, wie im vorigen Krieg ein deutscher Freund seines Vaters, ein Drucker, der fünfzehn Jahre loyal in Frankreich gelebt hatte, in ein Konzentrationslager gekommen sei, aus dem man ihn erst zwei Jahre

nach Kriegsende mit grössten Schwierigkeiten habe losreisen können. Sobald etwas schief ginge, und im Krieg geht immer alles schief, würden alle, vor allem alle Behörden, den Kopf verlieren. Dann kämen die Chauvinisten ans Ruder. Kein einziger Franzose würde in diesem Krieg kämpfen, man sei zu alt für Kindereien. Prophetisch hob er den Finger: «On aura une drôle de guerre!» Michel, der Elsässer war, hatte mich aus Vaguepolitischen Gründen zum Holländer gestempelt und riet mir, sofort nach Holland zu fahren. Ich widersprach (sobald man das tat, hörte er weg), hatte siebzehn erniedrigende Jahre in Holland vegetiert, wollte niemehr zurück und ahnte ausserdem, dass dieser Krieg, im Gegensatz zum vorigen, in den Niederlanden gekämpft werden würde. Ausserdem war mein gehassster brauner Pass abgelaufen. Wieder tat Michel erstaunt und ich musste ihm noch einmal die Operette vorsingen, wie ich 1929 am Strand von Zandvoortbad verhaftet worden war, weil ich meinen Badeanzug von der linken Schulter herabgelassen hatte, was als Sittlichkeitsverbrechen mit fünfzehn Gulden bestraft wurde. Daraufhin wurde dem vorbestraften Blumenfeld die langangebahnte holländische Staatsbürgerschaft verweigert. Michel, der über diese Geschichte oft Tränen gelacht hatte, war heut nicht zu erheitern. Erst beim Calvados versicherte er mir treuherzig, mir könne nichts passieren, solange ich mich auf ihn verliesse. Seine leeren Beteuerungen und der Calvados deprimierten mich. Ich bat, mir für meine Sammlung ein Charakterzeugnis über meine demokratische frankophile Gesinnung auszustellen. Er bedauerte triumphierend, dies nicht auf Vogue Geschäftspapier zu können, da ich zum Bazaar desertiert sei. Sein Schwager Lucien Vogel würde es auf Jardin des Modes Papier tun, sie hätten das bereits besprochen. Dann legte er seinen Arm unwiderstehlich freundschaftlich um meine Schulter und wollte wissen, wie meine heutige Bullitt- und Tochttersitzung abgelaufen sei (zwischen den beiden konkurrierenden amerikanischen Mode-

blättern bestand ein ausgebreiteter Spionagedienst). Als ich ihm von der Absage berichtete, strahlte er vor Glück, dass dieser journalistische Coup dem Bazaar entglitten war. Leibschmerzen vorschützend erhob er sich, um diesen Sieg nach New York zu drahten. Befriedigt kam er nach einer langen Viertelstunde an unsern Tisch zurück. Dann erst wurde ihm klar, dass dies Krieg bedeutete. Wortlos stierte er mich an, liess eine Träne entkullern: «Das Weitererscheinen von french *Vogue* steht in Frage. Was dann? Gottseidank bin ich schon fünfundvierzig und mein Sohn ist erst vierzehn!» Nochnie hatte Michel mir von seiner Familie gesprochen. Franzosen haben Angst vor Komplikationen durch Hausfreunde. Der Sohn wurde am Tage der Befreiung von Paris von einer verirrten Kugel getötet.

Zu guterletzt wollte Michel, um uns beide zu trösten, mich zu einem Bordell neben der St. Sulpice verleiten. Verzweiflung bringt Kunden ins Freudenhaus. Leider war mir nach diesem anstrengenden Tag nicht danach zu Mute. So brachte er mich in seinem ausgeleierten Peugeot zurück zu meinem Hauptquartier, Café du Dôme, Montparnasse. Nach einer letzten Fine auf der Terrasse wünschte er mir friedliche Ferien! und fuhr allein ins Bordello.

Exodus

Lange nach Mitternacht schleppte ich mich die hundert Schritte vom Dôme zur Einsamkeit meines Ateliers, 9 rue Delambre. Nie war es aufgeräumt, jetzt war es verdreckt. Seit einem Jahr hatte ich meistens woanders gearbeitet. Meine Frau war während meiner Amerikareise mit den Kindern in die Bretagne gefahren und hatte es als Rumpelkammer benutzt. Ein Durcheinander von Kleidern, Haushaltungsgegenständen, Büchern, Kinderspielzeug und Photos bedeckte den Boden. Verstaubte Lampen standen und hingen rum. Durchs grosse Atelierfenster konnte ich auf den Hof des Polizeibüros im Nebenhaus hinabsehen. Vorsichtshalber schloss ich es. Riesenvergrösserungen hingen an den Wänden: die zwei Meter hohe Photo eines mit nasser Seide gedeckten Torsos hatte sich von der Mauer losgerissen und schwebte dreidimensional im Raum.

Der Christ von Beauvais versuchte den von Claus Suter aus Dijon an Traurigkeit zu übertreffen. Ein Detail der gothischen Tapisserie «Le Bal des Sauvages» (Notre Dame de Nantilly, Saumur), der überlebensgrosse Akt der achtzigjährigen Carmen (sie war Rodins Modell für den Kuss), die Kathedralen von Laon und Rouen (en raccourci allongé), ein Kalbskopf auf drapiertem Venustorso «Diktator», das grosse Antlitz der schlafenden Manina starrte mit geschlossenen Augen Unglück in die Leere. Jedes Bild eine Novelle. Wie ernst nehme ich die Schönheit. Alle meine Portraits haben meinen Augenblick.

Jeder Künstler lebt von seinem einen einzigen Thema mit Variationen. Ob man mit der Hand aufs Papier schreibt, oder mit dem Fuss in den Sand, die Handschrift bleibt die gleiche. Darum lässt sich Mozart nach einem Takt identifi-

zieren, Shakespeare nach einer Zeile, Greco nach einem Pinselstrich.

Das Telephon stand auf der Treppe, Telephonnummern an die Wand gekritzelt; die Treppe führte hinauf zum Schlafzimmer, unaufgeräumt, wie ich es am Morgen verlassen hatte. Neben dem Bett der tragbare Radioapparat, letzte Sensation, die ich aus Amerika mitgebracht hatte. Ich spielte mit den Knöpfen. Unvermittelt brüllte eine verhängnisvolle Stimme: «deutsche Truppen polnische Grenzen überschritten Siegheil!», gefolgt von Militärmusik...

War dies ein Hörspiel, eine Drohung, ein fait accompli? Ich konnte nicht feststellen, woher die Sendung kam, niemand hielt sich an Wellenlängen, auch war ich noch nicht vertraut mit dem Apparat. Wenn nun Deutschland wirklich in Polen eingefallen wäre.... Ich wollte mir was vormachen, der Abschied vom Frieden fiel mir zu schwer. Draussen tagte es, mir wurde übel. Es trieb mich zurück zum «Dôme», wie ein richtiger Dom: offen über Nacht. Übernächtigte Strassenmädchen umlungerten die Theke, die Louis spielten machine à sous. Niemand schien etwas vom Weltgeschehen wissen zu wollen. Vielleicht hatte ich nur geträumt. Ich ging zurück ins Studio, packte alle Negative (Glasplatten) sorgfältig in zwei Kisten, fiel aufs Bett. Als ich nach ein paar Stunden aufwachte, verkündete das Radio, Deutschland sei in Polen eingefallen. Jetzt müsste Frankreich eingreifen, wenn es Wort hielte. Wenn! Niemand hielt Wort hier! Ich wollte mich informieren, wann Züge führen, das Telephon ging nicht. Ich Pflichtochse fuhr wirklich noch zum Bazaarstudio, um die Probeabzüge des Watteau Mädchens zu begutachten.

Mittags wurde allgemeine Mobilmachung angekündigt. Marie-Louise Bousquet, Society Editor wirrköpfige, soziale Kuh, ständig mit ihren bedeutenden Beziehungen um sich werfend, hatte noch gestern vom Innenminister Sarraut gehört, die Mobilisation sei der Trumpf im französischen Spiel. Man solle sich nicht beunruhigen lassen, danach

käme die Weltfriedenskonferenz. Als ich einmal meinem Sohn, der vor einem blaffenden Hund wegrannte, das Sprichwort zitierte, bellende Hunde beissen nicht, sagte er: «Ich kenne das Sprichwort schon, aber kennt es der Hund?»

Das Tempo auf der Strasse hatte sich beschleunigt wie im alten Film. Passanten verschlangen Plakate, schon während diese angeklebt wurden. Zu Fuss musste ich zurück nach Montparnasse. Im Studio packte ich zwei Fiberkoffer übervoll. Das Telephon läutete. Ich konnte angerufen werden, ohne selbst anrufen zu können. Geniale Massnahme. Guesclin riet mir, sofort nach Spanien abzuhausen, er könne mir das Visum besorgen. Ich sagte, dass ich erst meine Familie in Voutenay treffen müsse. Danach versuchte ich, mich im Polizeikommissariat nebenan vorschriftsmässig abzumelden. Hatte über eine Stunde zwischen aufgeregten Ausländern zu warten bis ich an die Reihe kam und mir ein kopfloser Bürokrat erstaunlich drohend zuschrie, ich hätte keinerlei Formalitäten zu erfüllen, falls meine Papiere in Ordnung seien. Danach wollte ich Monique eine Rose schicken. Das Blumenfräulein tat erstaunt; im Krieg gibts keine Rosen. Nicht alles war gegen mich: vorm Blumenladen auf dem Boulevard Montparnasse traf ich ein Aktmodell, vom Himmel gesandt, Jo Regaldi. Sie schob mit ihrem Freund eine Handkarre voll Bilder. Ich bot ihr mein Grammophon mit allen Platten an, wenn sie meine Negative während des Krieges aufbewahren wolle. Sie nahm die zwei Kisten, die ich sieben Jahre später in tadellosem Zustand zurückbekommen habe. Keine Frau hat in ihrem Leben mehr für mein Ego getan. Merci Jo!

Vergebliches Suchen nach einem Taxi, mich mit Gepäck zur Bahn zu bringen. Mir blieb nichts, als mich mit meinen Koffern zu Fuss zum Gare de Lyon zu schleppen. Schwerer Abschied vom Atelier, in dem ich, bevor ich Modephotograph wurde, so manche Göttin verewigt hatte. Mit ei-

nem letzten heissen Trinkgeld verabschiedete ich mich vom Concierge und machte mich mit meiner Habe auf den langen langen Weg. Als ich in den übervollen Strassen nicht mehr vorwärts kam, stieg ich hinab in die Metrostation Port Royal und geriet auf glühendem Perron ins Gedränge einer aufgeregten, unfreundlichen Masse. Eingekeilt in dieser Unterwelt musste ich stundenlang auf einen Zug warten. Warten ist die wahre Medusenfratze des Krieges. Endlich kroch ein überfüllter Zug heran, eine Tür hielt genau vor mir, Menschen wurden raus-, ich selbst reingestossen, unter Gezänk fuhr der Zug weiter. Nach mehreren Haltestellen landete ich beim öffnen der Tür auf einem nicht zu vollen Bahnsteig, von wo ich wieder hinauf an die Erdoberfläche kletterte. Es war Nacht. Die Strassenlaterne waren gelöscht, die Stadt abgeblendet. Unbarmherziger Vollmond schien auf den Exodus. Tausende festgefahrene Autos, vollgestopft mit Flüchtlingen, versperrten die Bahnhofbrücke bis zum Geländer, es gab keinen Bürgersteig mehr. Totenstille Gespensterflucht aus Paris bei Mondschein. Massenstillstand. Grausiges Symbol dieses Krieges, der noch nicht einmal begonnen hatte (erst um Mitternacht war Zerostunde der allgemeinen Mobilmachung). In solcher Nacht wie dieser fanden im ersten Weltkrieg Luftangriffe statt. Ein einziger Volltreffer auf diese Brücke würde Zehntausende töten. Gegen elf Uhr nachts langte ich vorm Bahnhof an. Eine Kette kriegerisch behelmter Miliz, die Garde mobile, SS der Franzosen, schien die Einfahrt zu bewachen, ohne irgendwie einzugreifen. Unmöglich, mich mit meinem Gepäck tiefer in den Bahnhof zu quetschen. Ich stand. Der eingefleischte Widerwille jedes Franzosen gegen Organisation hatte mich seit langem entzückt. Gegenüber dem deutschen Organisationswahnwitz, der sich anmasste, die Welt mit diktatorischen Vorschriften regieren zu können, bewies Frankreich den künstlerischen Charme des Laisser aller. Wer kümmert sich hier, wo sowieso jede Order von einer

Gegenorder begleitet ist, um Direktiven! Jede Behörde wusste, dass jeder Franzose im entscheidenden Moment intuitiv weiss, was er zu tun hat. Erst wenn er improvisieren kann, entwickelt der Franzose seine einzigartige kulturelle Grösse. Dass in den kritischen Tagen zwischen Frieden und Krieg diese Gabe der Improvisation aussetzte, war der unwiderlegbare Beweis ihrer Friedfertigkeit. Frankreich versagte vom ersten bis zum letzten Mann. Wären die Deutschen im September 1939 statt in Polen in Frankreich einmarschiert, hätten sie es ohne Schuss einstecken können.

Aus irgendeiner Ankündigung erfuhr ich, dass am nächsten Morgen um sieben ein Zug nach Avallon fahren würde. Ein Taxi, das vor meiner Nase Abreisende entlud, brachte mich auf Umwegen zurück zum Dôme. Todmüde zerbröckelte ich ein paar Croissants, trank une demie Vichy. In meinem Studio wagte ich aus Angst vor der Polizei nicht, das Licht anzuknippen. Auch stellte ich die Klingel ab, wie früher bei spannenden Sitzungen. Konnte kein letztes Bad im Mondscheine nehmen, da kein warmes Wasser lief. Nach zwei Stunden verängstigten Schlafes sprang ich erschrocken um halb fünf auf, klebte meinen deutschen Pass, mit dem ich nicht reisen wollte, unter die Badewanne, warf einen letzten Blick zurück und fand mühelos auf der kühlen Strasse ein Taxi, das mich durch ein unbegreiflich leeres Paris schnell zum Bahnhof brachte. Wo war die undurchdringliche Menge der letzten Nacht? Wahrscheinlich hatte sich an diesem ersten Mobilmachungstag bereits alles organisiert, vielleicht war die wahnsinnige Unordnung von gestern wirklich nur ein unvermeidlicher Vorläufer des französischen Ordnungsge nies gewesen. So gern wollte ich das glauben, dass ich es glaubte. Der Zug fuhr pünktlich ab. Ich sass im Coupé mit Offizieren, Müttern und Kindern. Traute mich nicht, meinen Radio für Kriegsberichte anzusetzen. Alles schwatzte, ich schlief wegen meines Akzents. Kam nach vier Stunden

fahrplanmässig an. Voutenay-sur-Cure ist ein bedeutungsloser Flecken im Morvan. In dieser Gegend soll die Wiege der gallischen Kultur gestanden haben. Balzac hat in seinen «Paysans», einem schwachen Roman, den er für seinen besten hielt, dies Land und seine Leute beschrieben: eine Handvoll boshafter Bauern, die in schmutzigen, halbverfallenen Häusern romantisch-idyllisch vegetieren. Bächlein plätscherten zwischen kleinen Felsen und bewaldeten Hügeln durch einladende Wiesen, dass mir ganz friedlich zu Mute wurde. Geborgen, fern der Gefahr, umsomehr als sich im Umkreis von über fünfzig Kilometern nichts von irgendwelchem militärischen Interesse befand. Auch im vorigen Krieg hatte man hier in tiefstem Frieden gelebt. Wo die Route Nationale No. 6 (Paris-Avallon-Dijon) ins Dorf kommt, steht unpräventiös die zweistöckige Auberge des Granges. Vor seiner Tür empfing mich Monsieur Vanner, ein vertrottelter Wirt mit deutschem Akzent, und versicherte mir vielsagend, dass ich bei ihm gut aufgehoben sei. Meine Frau sei mit den Kindern im Wald, ich solle mich bis zum Mittagessen in meinem Zimmer ausruhen. Ohne das Hämmern in meinem Schädel «Was nun? Was tun? Was nun? Was tun?» hätte ich mich in Ferien gefühlt. Ich war schon im Gefängnis.

Die Mittagsglocke läutete mich wach. Die Kinder, prachtvoll aussehend, stürzten ins Zimmer und küssten ihren Vater mit ängstlichen Gesichtern, meine Frau umarmte mich unter Tränen so vorwurfsvoll, dass ich meine Kriegsschuld begriff. Im Speisesaal begrüßte mich die aufgeschwemmte Madame Vanner mit noch deutscherem Akzent als Monsieur. Die wenigen Gäste an den Tischen manifestierten mir gegenüber eine patriotische Feindseligkeit, die durch provinzierische Borniertheit grotesk wirkte. Das Essen, nicht schlecht, entsprach keinesfalls dem übertrieben hohen Pensionspreis. Meine Frau sagte, es sei in den vorhergegangenen Tagen, bis der Koch eingezogen wurde, vorzüglich gewesen. Der Omnibusdienst, Verbindung mit

der Welt und den Lebensmitteln, war eingestellt worden. Wir berieten den ganzen Tag hin und her, wie man den Kopf aus der Schlinge ziehen könne. Noch durften wir uns frei bewegen, noch waren die Grenzen nicht geschlossen, noch war Frankreich in Frieden. Wir hatten die Pflicht, zu versuchen, uns zu retten. Am folgenden Morgen fragten wir am Bahnhof, wie man zur spanischen Grenze gelangen könne. Es gab keinen regelmässigen Zugverkehr mehr. Man hätte auf gut Glück Richtung Toulouse-Bordeaux zu fahren. Die Reise würde mehrere Tage dauern. Mit den Kindern und dem Gepäck wenig ermutigend. Emigrieren will gelernt sein.

Mittags hatte England Deutschland den Krieg erklärt. Frankreich rätselhafterweise noch immer nicht. Monsieur Vanner schwor, dass es keinen Krieg geben würde. Seine Frau, ohne zu wissen, worüber gesprochen wurde, stimmte ihm bei. Spät nachmittags verkündete das Radio in beschämend entschuldigendem Ton, Frankreich betrachte sich, getreu seinen eingegangenen Verpflichtungen, im Kriegszustand mit Deutschland.

Wir fuhren mit einem letzten Autobus nach Avallon, dem nächsten Städtchen, und wollten einen allerletzten Versuch wagen, ein Taxi zur spanischen Grenze zu mieten. Auf dem Weg zur Haltestelle lasen wir einen Anschlag, alle Ressortissants allemands hätten sich innerhalb von fünf Tagen mitsamt Gepäck, Schlafdecke, Lebensmitteln und Essbesteck an einer Sammelstelle in Auxerre zu stellen. Das hiess Internierung, Konzentrationslager, Erfüllung meiner Jugendängste. Ich betrachtete mich keinesfalls als Ressortissant und beschloss, diesem Befehl keine Folge zu leisten, umso mehr als mein Vertrauen in französische Konzentrationslager klein war. Um meine Loyalität unzweideutig für mein Dossier festzulegen, schrieb ich einen patriotischen Einschreibebrief an meinen Polizeikommissar in der Rue Delambre, dass ich mich Frankreich bedingungslos zur Verfügung stelle. Da ich sowieso bereit war,

für die Freiheit der Welt zu kämpfen, schien es logisch, unter die Fahnen zu eilen. Vor allem benötigte ich meine Papiere, und die waren in Paris unter der Badewanne im Atelier. Da der Pass abgelaufen war, konnte meine Carte d'identité nicht erneuert werden. Ohne Papiere konnte man nicht reisen. Strassen und Eisenbahnen waren strengstens überwacht, darin lebte sich der Kampfgeist der Franzosen aus.

Während wir im Autobus Voutenay verliessen, sahen wir zwei Gendarmen verheissungsvoll ins Dorf radeln. In Avallon fand sich ein Autobesitzer, der uns für einen nicht zu hohen Preis nach Bordeaux fahren wollte, wennauch erst in zwei Tagen; wir hätten uns bis morgen zu entscheiden. Bei unserer Rückkunft in Voutenay empfingen uns unsere drei Kinder verheult: Gendarmen hätten im Hotel nach mir gefragt. Ich hatte mich natürlich viel zu ungeniert überall nach Zügen und Bahnverbindungen erkundigt, war aufgefallen, hatte mich verdächtig gemacht, konnte jeden Augenblick verhaftet werden. Noch am selben Abend entdeckte ich aus unserem Schlafzimmerfenster hinter Pappelstämmen der Route Nationale im Nebel schleichende Nachtschatten, die mich zu überwachen hatten. (Später kam raus, dass nicht ich, sondern die Wirte verdächtig waren. Beide Vanners wurden am Kriegsende vom Maquis als Spione erschossen.) Nach Rücksprache mit meinem Wirt wagte ich mich am nächsten Tag mit meinem heiklen Problem zum Bürgermeister von Voutenay-sur-Cure. Um von vorneherein jedem Spionageverdacht die Spitze abzubrechen, kam ich mit Frau und Kindern. Spione arbeiten selten en famille. Der Bürgermeister, ein alter Bauer, sass unter einem breitkrepigen Strohhut (Van Gogh) am Herd und las, wie ich es mir von französischen Bauern träumte, Balzac. Als ich ihm meine Balzacverehrung gestand, bot er uns mit französischer Höflichkeit Stühle an. Interessiert hörte er mir zu, wie ich Deutschland schon vor zwanzig Jahren verlassen hatte,

dass meine Frau und die Kinder in Holland geboren sind, und dass wir als Juden Hitler hassen. Als ich aus Liebe für Frankreich Soldat werden wollte, schüttelte er abweisend den Kopf: Patriotismus überlässt man den Jüngeren, die keine Familie zu ernähren haben, Kinder können nicht von sentimental Phrasen leben, sie müssen essen. Er begreife jedoch die Nützlichkeit einer beau geste. Wie ein Verschwörer drückte er mir sympathisch die Hand: «Papiere kann ich Ihnen nicht ausfertigen, die Ortskommandantur überwacht uns, Sie müssen nach Paris, da kann man alles bekommen. Viele Autos tanken neben der Mairie, wenn ich ein zuverlässiges nach Paris finde, lasse ich Sie rufen. Bonne chance!»

Mein schönstes Modell

Als wir tags darauf gemütlich im dichtbelaubten Hotelgärtchen angebrannte Andouilles aux Chambertin runterzuwürgen versuchten, kam zur Freude der Kinder Pascal, der Dorfidiot (Frankreich ist gesegnet mit solchen), atemlos an unsern Tisch gehumpelt und gab mir zu verstehen, ich solle schnellstens zur Mairie kommen. Nachthemd, Zahnbürste und Kamm waren bereits in meiner Aktenmappe, so rannte ich, umgeben von den Meinen, zum Marktplatz, wo ein offener Peugeot am Tanken war. Die zwei Insassen stanken wie entlaufene Sträflinge. Um meine Dankbarkeit ausser Zweifel zu stellen, bezahlte ich das Benzin, was unter Protest als selbstverständlich hingegenommen wurde. Herzlichst bedankte ich mich beim Bürgermeister, der tat, als wisse er nicht wofür. Meinem Weib und den Kindern versprach ich, bald wiederzukommen. Wehen Herzens wusste ich, wie so oft in meinem Leben, dass ich sie nie wiedersehen würde. Mutig sprang ich in die langsam abfahrende Karre: Richtung Paris. Der Chauffeur drehte sich um und hielt mir eine Flasche Kirsch unter die Nase: «Ich Maxime, er Philippe, und Du??» Beide lachten in Argot über meinen Namen Erwin. Maxime fragte: «Toi Jupin?» (Jude), ich nickte, was er tant mieux fand. Maxime wollte meine Papiere sehn. Als ich fragte warum, sagte er: «Damit wir was zu zeigen haben, falls wir angehalten werden.» Ich fragte vorsichtig, ob der Maire ihnen nicht gesagt hätte, dass ich gerade meiner Papiere wegen nach Paris fahre, um mich als Freiwilliger zu stellen. Maxime fragte, aus welchem Gefängnis ich käme und wie gross ich sei. Auf die Gefängnisfrage hatte ich nicht den Mut zu antworten, doch gab ich zu: «Ein Meter siebzig.» Maxime und Phi-

lippe kamen frisch aus dem Prison (cambriolage). Jeder Gefangene, der unter einem Jahr auszusitzen hatte und freiwillig zur Armee gehen wollte, wurde freigelassen. Beide hatten vor den Toren des Gefängnisses von Perpignan dies Auto gefunden, um im nächtlichen Paris, wo grosse Geschäfte warteten, ein neues Leben zu beginnen. In mir hatten sie gefunden, was sie brauchten: einen zuverlässigen Mitarbeiter, nicht zu breit, nicht zu gross, nicht zu schwer, der sich leicht durchs Fenster in eine Wohnung heben liess, um ihnen die Haustür zu öffnen. Dazu hätte er ein unverdächtiges Heim zu besitzen, wo man die Beute in aller Ruhe sortieren und lagern könnte. Sie interessierten sich hauptsächlich für Gold, Schmucksachen und Kunstgegenstände, deren Wert im Krieg steigen würde. Maxime lachte: «Du sprichst französisch wie eine spanische Kuh, wenn wir angehalten werden, verkriechst Du Dich besser unter die Decke, wir haben Dich gesund nach Paris zu bringen.» Wir tranken fröhlich Kirsch und schworen, uns nie wieder zu trennen. Tauchte was Verdächtiges auf, legte ich mich unter die Pferddecke auf den Boden des Autos. Hinterher gossen wir einen andern Kirsch hinter die Binde, was die Fahrt immer lustiger machte. In Auxerre wurden wir zum erstenmal angehalten. Bevor die Wache etwas fragen konnte, kam Maxime zuvor: «Nous crevons de faim, wo gibts hier etwas Gutes zu fressen?» Die Posten, begierig, ihre kulinarischen Kenntnisse an den Mann zu bringen, empfahlen den Cerf Volant, genehmigten einen Kirsch und vergassen die Papiere. Maxime schwärmte von der Place Pigalle, der Bastille, St-Quen, Rue de Lappe, Tour Eiffel, er kannte sein Paris. Pépé der Lichtscheue kannte nur Perpignan.

Ohne weitere Zwischenfälle landeten wir bei Einbruch der Dunkelheit an der Porte d'Orléans. Im ausgestorbenen Paris erstarrte plötzlich mein Mut. Ich lud meine zwei Verbrecher zu einem Pernod ins Café du Rond-Point d'Orléans, das ich aus besseren Tagen kannte. Nach der dritten

freudlosen Runde – jeder misstraute jedem – gab ich Maxime zum Unterpfand meine fast leere Briefftasche – mein Geld trage ich immer in der linken Hintertasche – und stieg hinab zum Lavabo, von wo ich das Haus über Hintertreppen zu verlassen wusste. Endlich allein, todmüde, tieftraurig angeheitert schlich ich, ein von unsichtbaren Bluthunden gehetzter Flüchtling, durch die lichtlose Nacht der Rue d'Alésia. Mir fehlte der Mut, mich bis zu meinem Atelier, nur eine Viertelstunde entfernt, zwischen den Patrouillen durchzuschlängeln. Zwei Minuten von hier, in einem elegant-perversen Gässchen, der Villa Seurat, wohnte eine gute Fee aus Holland, Mevrouw May K.K., bei der ich die Nacht zu verbringen hoffte. Gegen zehn klingelte ich an ihrer Tür. Niemand öffnete.

Verräterisch duftete ihr berühmter Risotto, Hausspezialität, durch die Ritzen. Zuviel Knoblauch und Zwiebeln (sie war Vegetarierin, schwerhörig, Edelkommunistin) mit Huhn (nur für die Gäste; sah niemand hin, ass auch sie Fleisch). Ich bullerte unentwegt an Tür und Fenster, bis sie öffnete, hoch- elegant im Smoking mit Monokel (sie war Travestit und konnte sich herrlich erregen, wenn ich sie mit dem deutschen Kronprinzen verglich). Sie behauptete, mich zum Abendessen erwartet zu haben (sie war Spiritistin). Wir hatten uns Vorjahren in Holland gefunden, beim Versuch, die Lasker-Schüler aus Hitlers Klauen zu retten, und sind seitdem intime Freunde geblieben. Eine wahre Freundin, zu jedem Opfer bereit, besonders wenn es sich um junge unverheiratete Mädchen handelte, die ein Baby erwarteten. Ihr Glück erreichte den Gipfel, wenn sie, als Vater verkleidet, im Hospital ungeduldig wartend die Freudenbotschaft empfing: «Monsieur, c'est un fils!»

Wir assen ausgezeichnet, tranken Pinard bei Kerzenschein und erzählten uns unsere Erlebnisse. May glaubte an Stalins Genie und prophezeite den Zusammenbruch der Demokratien. Sie riet mir ab, bei ihr zu übernachten, bei Genossen hätten nämlich nächtliche Einfälle stattgefunden.

Das deuxième büro arbeitete gegen die cinquième colonne. Ich war zu müde zu neuen Entschlüssen und schlief herrlich auf ihrem Sofa.

Nach einem guten holländischen Morgenkaffee gings ans Telephon. Keiner der einflussreichen Freunde, die mir vor ein paar Tagen unverbrüchliche Treue geschworen hatten, war so früh – es war zehn – erreichbar; der Ton der Sekretärinnen schien abgekühlt. So wollte ich von meinem Studio aus aufs Neue versuchen. Seit frühester Jugend hatte ich Strassenangst. Gestern Abend war Paris zu grausig gewesen. May riet mir, Razzias zu vermeiden und ein Taxi zu nehmen, aber Taxis waren unfindbarer denn je. Im hellen Herbstmorgensonnenlicht sah Paris beinah normal aus. Weniger Menschen, mehr Militär, weniger Verkehr, mehr Polizei. Ich beobachtete, wie zwei Männer einen Passanten anhielten, um Papiere fragten und abführten. Die Treppen zum Studio hinaufstürmend, fiel ich gleich dem Concierge in die Hände, der mir zuraunte, die Polizei hätte mehrere Male nach mir gefragt. Ich vertraute ihm an – Vertrauen gegen Vertrauen –, dass ich nur en vitesse meine Papiere holen wollte, um damit unter die Fahnen zu eilen, wobei ich ihm für seine Auslagen hundert Francs in die Hand drückte, die umso tieferen Eindruck machten, als er bisher mit meinen Pourboires von zehn Francs immer recht zufrieden gewesen war. Verständnissvoll sagte er: «Comme vous le désirez, Monsieur, je n'ai rien vu!» Ich bat ihn, auch morgen nichts zu sehn und mir zwei Tage für letzte Anordnungen zu lassen, bevor er mich denunziere. Denn denunziert musste werden! Selbst in grösstem Elend waren wir Emigranten zu regelmässigen Trinkgeldabgaben an Concierges und Kellner gezwungen, die einen schikanierten, kujonierten und denunzierten. Fouchés Spitzelsystem herrscht noch heut in Frankreich. Jede Meldung, falsch oder unwahr, wird vom Commissaire de Police mit fünf Francs belohnt. Des agents doubles (Frédéric Drach, Morphinist und Chefredakteur von VU, in Collaboration

mit Monsieur Lemoine, dem agent provocateur de la préfecture de police mit grausigem Grauen Star) vermittelten von der Terrasse des Café du Dôme, ihrem Hauptquartier, Menschenlieferungen von Paris nach Berlin. Gold brennt nicht.

Im dunklen Korridor stiess ich vor jeder Ateliertür an einen Sandeimer: gegen Luftangriffe. Zum erstenmal sah mein Studio aufgeräumt aus: man hatte Haussuchung gehalten. Meine Sammlung pornographischer Photos von 1900 war weg. Das Telephon abgeschnitten. Wozu war ich eigentlich nach Paris gekommen? Die Papiere waren doch nur eine faule Ausrede. Die nackte Wahrheit: Paris war meine Mätresse, und sie war mit einem andern durchgebrannt. Bei der Morgentoilette fiel mir das lakonische Telegramm ein: «Mindaros ist pleite, die alten Kästen sind futsch, wir hungern und dürsten. Was tun?» Schrilles Klingeln. Meine erste Reaktion: nackt aus dem Fenster zu springen. Etwa in den Polizeihof? Schrilles Klingeln! Ich musste öffnen, warf hastig den herumliegenden Regenmantel meiner Tochter über die Schulter, verachtete mich noch mit einem Blick im Spiegel, schob lautlos, wie ich es oft geübt hatte, das Sicherheitskettchen vom Schloss und öffnete. Da stand das Schicksal: unter einem Maurice Chevalier Strohhut hager gewachstes Schnurrbärtchen mit verhaltenem Lächeln, Grausamkeit verratend. Am Arm hing die Dokumentenmappe, in der sich Haftbefehl und Handschellen befanden. Ich schwamm in eiskaltem Angstschweiss. Mein Leben stand stille. Weder eine letzte Erektion, noch die Kraft, Bonjourmonsieur zu sagen. Verlegen räusperte sich der Scherge, als erwarte er von mir eine Gefälligkeit: «Monsieur le célèbre photographe d'art Blumenfeld Erwin, 9 rue Delambre?» So sprach kein gewöhnlicher Flic. Ich war geschmeichelt über das célèbre. Sollte man etwa, um mich zu verhaften, einen Ministerialrat geschickt haben? Wie nur ein deutscher Emigrant es zu sagen weiss, antwortete ich: «Oui Monsieur.» Erfragte: «Ressortissant

allemand?», was ich negierte. Eintretend schätzte er mit Scharfblick das Mobiliar ab, sah nach Türen und Fenstern. Verlegen wies ich auf meinen Regenmantel, wollte mich ins Badezimmer zurückziehn, um von da, nachdem ich mir die Pulsadern mit dem Rasiermesser geöffnet hätte, aus dem Fenster zu springen. Besser noch, ihn mit dem Eisenstuhl aus dem Luxembourg zu erschlagen und dann zu fliehn. Wohin? Er schien meine Gedanken zu erraten, nahm mich beim Arm, drückte mich in einen Stuhl, sah mir fest ins Auge und sagte entschlossen, doch mit einiger Erregung, er habe mit mir in einer lebenswichtigen Angelegenheit zu sprechen. Mit einem Taktgefühl, würdig der grossen französischen Tradition, bot er mir eine Caporal grise, billigste französische Zigarette, an. Um ihm in nichts nachzustehn, erhob ich mich und bat feierlich: «Ich bitte Sie noch um drei Minuten Zeit, bis ich meinem Weib und meinen Kindern einen letzten Gruss geschrieben habe, dann stehe ich widerstandslos zu ihrer Verfügung!» Beunruhigt sah er mich an: «Könnten Sie Ihrer Frau nicht später schreiben? Je suis pressé!» Dieser Mann hatte Raskolnikow gründlich studiert, ich sah's am verschmitzten Glanz seiner Äuglein. Katz und Maus wollte er mit mir spielen, tat als dächte er angestrengt nach und sagte: «Wenn Sie wirklich nichts Dringenderes zu tun haben, als Ihrer Frau zu schreiben, werden Sie mir, bitte, gestatten, mich auf einen Augenblick in Ihr Badezimmer zurückzuziehen; Sie müssen mir aber versprechen, nicht wegzurennen, ich bleibe nicht gern allein in fremden Studios.» Ich gab ma parole d'honneur, beinah wär's zu einer Akkolade gekommen. Er verschwand mit seiner Aktenmappe, harmlos tuend, ins Badezimmer. Um mir den Anschein verlockender Freiheit vorzuspiegeln, verschloss er raffiniert die Tür von innen. Glücklicherweise durchschaute ich den Trick: er wollte mich entfliehen lassen, damit seine Wachen im Treppenhaus mich auf der Flucht erschössen. Etwas zu durchsichtig. Mir fehlten die Worte, meiner Frau zu

schreiben, die Tinte im Füllfederhalter war eingetrocknet wie mein Rückenmark. Da kam mir die dem Photographen naheliegende Idee, diesen Mann zu photographieren. Eitelkeit ist grenzenlos: ich werde sein Portrait machen, er wird mir eine Gnadenfrist von vierundzwanzig Stunden gewähren. In einem Tag kann viel geschehen. Selbst Friede könnte ausbrechen. Ich richtete ein paar Lampen auf die Badezimmertür; die Elektrizität war seltsamerweise noch nicht abgeschnitten. Mechanisch schraubte ich meine Linhof auf ein Stativ, stellte ein, mit der Absicht, ihn im Türrahmen stehend zu verewigen. Da knarrte der Schlüssel und es ereignete sich etwas, das mein Fassungsvermögen nicht bewältigen konnte. Mir fehlt die literarische Geschicklichkeit, diese Sensation angemessen zu beschreiben. Die Tür öffnete sich. Im Licht meiner fünftausend Kerzen posierte, ein lebendes Bild, im Türrahmen mein Detektiv im Badeanzug mit enganliegender Gummikappe in jämmerlicher Hässlichkeit: Nijinski im Spectre de la Rose, nach dem Sprung. Mit dummer Selbstverständlichkeit gebrauchte er die Phrase des Tages: «drôle de guerre!» Ich war der Komik dieses Krieges so wenig gewachsen, dass ich eher beleidigt war, von einem Clown verhaftet zu werden. Entgeistert fiel ich auf die Knie, was nicht zu meinen Gewohnheiten gehört, schämte mich sofort meiner Schwäche und tat, als hätte ich etwas am Stativ zu regeln. Es war deutlich: dieser Mann hatte den Verstand verloren; was jedoch nicht erklärte, wo er den Badeanzug und die Strandsandalen gefunden hatte. Er stand unbeweglich, ich ging hinter meine Kamera und befahl: «Bitte recht freundlich!» Abwehrend zierte er sich: «Noch bin ich nicht in Stimmung. Sie müssen, wenn Sie ein Meisterwerk kreieren wollen, erst die Situation kennen! Strand, Sonne, Deauville sur mer!» Er flectzte sich auf einen Liegestuhl, eins der wenigen Möbelstücke des Studios, spielte Strandleben und fing an, zu spinnen: «Ich bin ein Notar aus Sens. Meine Name spielt keine Rolle. Seit dreiundzwanzig Jah-

ren bin ich mehr oder weniger glücklich verheiratet. Seit vorgestern bin ich hier mit meinem Schwager, auf dem Weg nach Deauville, auf den ersten Ferien meiner Ehe. Jeder Mann muss sich einmal losreißen. Gleich am ersten Abend habe ich hier die Frau meines Lebens gefunden: Cricri liebt mich abgöttisch. Ich liebe Cricri bis zum Wahnsinn. Eine Blondine mit Feuerseele. Sie arbeitet in der Sphinx. Meine Gattin ist brünett, une Auvergnate. Bis vorgestern Nacht wusste ich nichts von blonden Leidenschaften, oh làlà! Da Cricri beruflich in Paris zurückgehalten ist, will ich meine Ferien hier mit ihr verbringen. Liebe verlangt Opfer. Wir sind bereit zum Äussersten. Meinen Schwager lass ich heutabend allein nach Deauville fahren und will ihm eine Serie Postkarten mitgeben: ich am Strand im nassen Badeanzug sehnsuchtsvollen Blickes meiner Gattin gedenkend. Dies Alibi mit Poststempel und meinem Namenszug wird jeden Verdacht im Keim ersticken. Meine Dulcinea hat Sie als grössten Kunst- und Trickphotographen empfohlen, als Linsenzauberer erster Klasse, dem nichts unmöglich ist. Sie warnte mich vor ihren übertriebenen Preisen. In einem Ausnahmefall wie diesem finde ich, hat selbst ein Künstler Existenzberechtigung. Heutabend um sechs muss alles fertig sein. Vor Ihnen liegt ein père de famille nombreuse, haben Sie Mitleid, und vergessen Sie nicht: wir befinden uns im zweiten Weltkrieg!» Die Wut packte mich: das Schicksal bediente sich dieses Hampelmannes, um sich über mich lustig zu machen. Mein Humor war mir abhanden gekommen, mein Bankkonto war blockiert, ich sah mich gezwungen, für diesen grässlichsten aller Spiesser Strandphotograph zu spielen. Geistesabwesend sagte ich: «Fünftausend, die Hälfte vor auszahlbar.» Er bot viertausendzweihundert, wir einigten uns auf viertausendsechshundertfünfundfünfzig fünfzig. Im Schweisse seines Angesichts machte er eine Anzahlung von zweitausenddreihundertfünfundzwanzig Francs. Die Arbeit begann. Die Vorsehung hatte den nötigen Sand vor

die Türen gestellt; die einzige Verwendung, die er in diesem Krieg gefunden hat. Das Strandproblem war damit gelöst. Mein Notar half, alle Tonnen aus dem Haus ins Studio zu entleeren. Bald stand der Liegestuhl am Nordseestrand. Ich wollte meinen Helden in die mit kaltem Wasser gefüllte Badewanne steigen lassen. Als chronischer Asthmatiker war er gegen kalte Seebäder. Während ich alles in Stellung brachte, rannte er zum Spiegel, puderte sich mit braunem Puder, nahm sein Gebiss aus der Schnauze, um es zu putzen, gurgelte gewaltig, polkte geschäftig zwischen den Zehen, schnitt Hühneraugen, rasierte sich unter den Armen, ziepte Haare aus den Ohren, parfümierte sich unappetitlich, und sah am Ende ganz genau so aus wie zuvor. Ich wollte über den Krieg sprechen, er lehnte ab, hatte Ferien.

Eine gut vorbereitete Sitzung, bei der Künstler und Modell harmonisch Zusammenarbeiten, geht glatt von statten. Nach zehn Minuten und zwölf Aufnahmen hatte ich, was ich wollte. Da mein Opfer erst in einer halben Stunde seine Donna zum Déjeuner abholen durfte, liess ich ihn zum Zeitvertreib (ohne Film) noch zwecklose Posen annehmen, was sein Ego aufblies: er fühlte sich Mittelpunkt der Kunstwelt. Nach getaner Arbeit bekleidete sich mein Notar sorgfältig, dankte witzig für die schönen Stunden am Strand, schüttelte den Sand von den Füßen und versprach, die bestellte Ware um fünf abzuholen. In der Dunkelkammer leuchtete es mir ein, dass die Entwicklung dieser Farce den Abschluss meiner Pariser Karriere (1936-1939) darstellte. Herkules' letzte Arbeit.

Ab fünf Uhr warteten zwölf waschechte Ansichtskarten in einem blaugrünen Kuvert auf den Kunden, der erst nach sieben am Ende seiner, meiner und aller Kräfte erschien, um auf dem Strandstuhl zusammenzubrechen. «Une Fine s'il-vous-plâit!» Ich hatte keinen Barbetrieb, konnte ihm nichts anbieten und wusste, dass er, um den Preis runterzudrücken, nunmehr stänkern würde. Ich hatte mir selbst

ehrenwörtlich versprochen, unerbittlich zu bleiben, und mir zu diesem Zweck eine dreizehnte Karte bereitgelegt. Stolz übergab ich ihm meine Arbeit. Mit schlecht verhaltenen Begeisterung besichtigte er die Meisterwerke Stück für Stück mehrere Male durch ein Brennglas. Plötzlich sagte er: «Non! Non! Non!» und liess, genau wie ich es erwartet hatte, alle Bilder in den Sand fallen. Ich bückte mich pfeilschnell und hatte, bevor er es verhindern konnte, vor seinen Augen eins seiner Portraits zerrissen und die Schnitzel verächtlich in die Luft geworfen. Kein Kunde ist der Tatsache gewachsen, so vor seinen eigenen Augen zerrissen zu werden. Als ich mich an die nächste Karte machte, winselte er um Waffenstillstand. Ich hatte auf der ganzen Linie gesiegt und fragte, was sein «Non» bedeute. «Ma dame n'aimerait pas voir mon rictus!» Ohne den Sinn des Wortes zu kennen, verteidigte ich meine Kunst: «Ein Mann Ihres Alters sollte froh sein, wenn er noch den Anflug eines solchen aufzuweisen hat!» Er lächelte geziert und forderte aus frecher Schikane Retouchen, die ich aus artistischen Motiven (ich kann nicht retouchieren) verweigerte. Nach landesüblichen Seelenkämpfen zahlte er unter Protest die restierenden zweitausend Francs und verliess das Studio, verarmt und verewigt.

Bergab

Am nächsten Vormittag funktionierte keine meiner Beziehungen. Viele Freunde waren weg, die in Paris gebliebenen liessen sich nicht sprechen. Unverrichteter Sache fuhr ich mit dem verdienten Geld und meinem alten Schandpass unbehelligt, ich weiss nicht mehr wie, zurück nach Voutenay sur Cure. Als einer der nächsten Tage Monsieur Vanner, der Wirt, in Auxerre zu tun hatte, fuhr ich mit ihm in seinem uralten Auto. Wenn's bergauf ging, musste ich schieben. Die Musterungsstelle für Freiwillige war in der Kathedrale, die Militärlazarett geworden war. Tausende leere Betten. Kein Arzt. In einem Bett schlief ein einziger Kranker. Müde legte ich mich ins Nebenbett. Als ich nach mehreren Stunden erwachte, fragte der andere Patient, was mir fehle. Er war der Arzt und lachte mich verwundert aus: ich war sein erster Freiwilliger. Er riet mir ab. Ich sei zu alt. Ich erklärte ihm meine prekäre Lage. Gutherzig bescheinigte er mir ohne Untersuchung, dass ich mich als Freiwilliger gemeldet hatte. Mehr wollte ich ja gar nicht. Nun begannen die friedlichsten Ferientage meines Lebens. Dass ein Weltkrieg ausbrechen musste, mir meinen Seelenfrieden zu verschaffen! Tagtäglich durchstreiften wir bei herrlichstem Herbstwetter ein idyllisches Tal, unser Tal der Schmerzen: Ronçeval. Wir pflückten Beeren (Brom und Blau), suchten Escargots, angelten Forellen, haschten Eidechsen, vernichteten Schlangen, waren glücklich. Bis eines Abends der Chefgendarm von Vézelay, Monsieur Guignard, kam, nach mir zu fragen. Ein bauernschlauer Landpolizist (nach dem Krieg kam er wegen Kollaboration mit den Boches ins Gefängnis). Wir unterhielten uns und beim Dubonnet kam raus, dass er dahinterkommen solle,

ob ich etwas Beschlagsnahmenswertes besäße: Häuser oder Diamanten. Nach weiteren Gläschen wurden wir Freunde. Guignard war beeindruckt von der Bescheinigung, dass ich mich freiwillig gestellt hatte. Er riet mir flüsternd, baldmöglichst die Auberge zu verlassen, die Vanners seien Spione. Wir sollten unter seiner Obhut nach Vézelay ziehen, er würde die Formalitäten regeln. Es gäbe da ein berühmtes Hotel mit zwei Sternen im Guide Michelin. Dass wir unser Hotel wechseln durften, war eine Erlösung. Die Vanners beuteten uns als Kriegsgefangene erbarmungslos aus. Wir als allerletzte Gäste brauchten keine Bedienung mehr (c'est la guerre), kümmerliche Kriegsportionen und alles zu vollem Hochsaisonspreis (c'est la guerre).

Bei unserer Ankunft in Vézelay versetzte uns der mittelalterliche Duft von Holzfeuern in Trance. Welche Lust, in diesem Märchennest leben zu dürfen. Résidence forcée im Paradies. Grossartiges Hotel de la Poste et du Lion d'Or. Nie habe ich schmackhaftere Escargots gegessen. Wir genossen. Erst den dampfenden Herbst in der Schönheit Burgunds mit mystischen Nebeln über Weinbergen, dann den schneeweissen stillen Winter, danach das Knospenwunder des Frühlings. Jeden Morgen, jeden Abend liefen wir mit demselben Entzücken an der alten Stadtmauer entlang um das Städtchen, von dem aus Gottfried von Bouillon kreuzgezogen ist; von allen Seiten bestaunten wir die geliebte Basilique de la Madeleine. Einmal wöchentlich hatte ich mich in der Gendarmerie zu melden, was anschliessend an mein morgentliches Zeitungsholen harmlos war. Romain Rolland und Le Corbusier hatten's auch zu tun.

Die Hoteliers, Monsieur et Madame Danguy, berechnete Bauern, die sich raufgearbeitet hatten, sorgten angemessen für die wenigen Gäste. Wir wurden diskret in eine dunkle Esszimmerecke plaziert. Am Mitteltisch präsierte eine schreckenerregende Riesin, Madame la Générale Villemain in schwarzem Witwencrêpe. Wir nannten sie «la

grosse derrière» (Dickarsch), als Begleiterscheinung hielt sich neben ihr eine lesbisch dürre Puritanerin aus Philadelphia Pennsylvania, ebenfalls steinalt. Sobald die «grosse derrière» uns sah, spuckte sie in unserer Richtung, meistens nach den Kindern und nach meiner Frau, schmeichelhafterweise seltener nach mir. Sie war royalistische Patriotin der Republik; Pétain was her pet. Miss Sibeling dagegen ignorierte uns strikt neutral. Diese herrlichen Friedenstage dauerten ein halbes Jahr, bis sich die Franzosen Anfang Mai von den Hunnen ohne den allergeringsten Widerstand überrennen liessen. Da erwachte die Bosheit der Bauern mit Mistgabeln in den Fäusten zu neuem Leben. Der Generalin blieb die Spucke weg und sie griff zum Nachtgeschirr. Wir durften nicht mehr spazieren gehen und bekamen schlechte Zimmer. Der sieben Jahre alte Yorick wurde nach der Schule von zwei Gendarmen als Spion verhaftet. Der *Auxerrois*, ein Lokalblättchen, brachte die Notiz: «*Deutscher Fallschirmjäger Blumenfeld in Vézelay versteckt.*» Als die Deutschen Paris bedenklich nahe kamen, beschloss mein machtloser Gendarm, ich hätte mich freiwillig in das nächstliegende Konzentrationslager von Montbard-Marmagne zu begeben. Da keinerlei Verbindungen bestanden, hätte ich vierundsechzig Kilometer zu Fuss machen oder ein Auto auf eigene Kosten zu mieten. Zwei Polizisten würden mich bringen. Man erlaubte meiner Frau, mitzufahren.

An einem wunderschönen Maienmorgen rollten wir bergab vom Himmel in die Hölle. Blutenden Herzens mit groteskem Beigeschmack, der wohl nie ausbleibt, wenn man zur Guillotine transportiert wird. In meiner Brieftasche trug ich ein wertvolles Empfehlungsschreiben von Général Georges, einem hohen Tier im Generalstab, das mir mein Freund André Girard verschafft hatte. Ich reiste mit zwei vollgepackten Handkoffern Photos, Linhof Kamera, Bücher und Schreibmaschine. Leider liess ich einen Band mit Kurzgeschichten und Gedichten, die ich in den

letzten zwanzig Jahren geschrieben hatte, in Vézelay. Meine Frau hat ihn, als sie selbst fliehen musste, in einer Mauernische eines verlassenen Hauses versteckt, wo wir ihn fünfzehn Jahre später nicht zurückgefunden haben. Vor dem Hotel de la Poste*** in A vallon packte mich um die Mittagszeit Lust zu einem Galgenmahl. Ich gab meinen Wächtern hundert Francs: sie sollten ein Glas auf mein Wohl trinken und mich in zwei Stunden abholen. Wir assen fürstlich: Ecrevisses aux aromates, Fondue de volaille à la crème, Crêpes flambées. Wir tranken Hospice-de-Baume 1928 und hinterher einen Marc de Bourgogne, doch uns war es zu weh für kulinarische Genüsse. Ein Henkersmahl schmeckt schlecht.

Nach dem Essen hatte ich mit meiner Frau über eine Stunde vorm Restaurant auf und ab zu gehn, bis meine total beschwipsten Schergen angetorkelt kamen. Sie hatten inzwischen beschlossen, mich, um einen guten Eindruck zu machen, gefesselt als Spion ins Lager einzuliefern, und wollten mir Handschellen anlegen. Glücklicherweise waren alle drei gerade noch nüchtern genug, ihre Fahrunfähigkeit einzusehen, sodass sie mich ans Steuer liessen. Bald schnarchten die drei, während ich mich zum KZ kutschierete. Ungehindert hätte ich aussteigen und weglaufen können. Wohin? Mörder haben Schwierigkeiten, Kadaver zu beseitigen. Viel komplizierter ist es, sich selbst verschwinden zu lassen. Durch die kleine Bahnstation Montbard ging's noch ein paar Kilometer weiter zu dem Flecken Marmagne. Vor der Mairie hing ein Plakat: *Réception des étrangers*. Auf deutsch: Internierungslager. Das Gebäude sah aus wie Van Goghs Mairie d'Auvers sur Oise le 14 Juillet, ohne Fähnchen. Mir schien es stilllos, mit schnarchenden Wächtern vorzufahren. So fuhr ich bis zur nächsten Ecke, nahm mein Gepäck und ging, mutig von meiner Frau begleitet, zum Höllentor, das von bewaffneten Bettlern bewacht wurde. Durchs Gitter sahen wir vielversprechend einen als General verkleideten Riesen mit ordenbe-

deckter Brust lustschnaubend durch einen von Kerlen zusammengefegten Haufen abgeschnittener Männerhaare waten. An die fünfzig kahlgeschorene Unglücksraben bibberten in soldatesker Haltung. Zivilisten in Militärformation sind lächerlich, besonders wenn sie statt Uniformen uniform geschorene Köpfe tragen (Arsch mit Ohren). Links vorne wurden zwei letzten Opfern die Haare millimetert. Solche Schmach dürfte mir dank dem Empfehlungsschreiben des Generalstabchefs erspart bleiben; dachte ich. Am Gittertor umhalste ich meine arme Witwe zum allerallerletzten Mal mit meinem «Sei ein Mann», bat sie, gut für die Kinder zu sorgen und sich schnell wieder glücklich zu verheiraten, riss mich los und tat, als ginge ich mit schwerem Handgepäck leichten Fusses hinab zum Orkus. Geradewegs auf den Generalhöllenmarschall zu, der, ohne sich im Haarwaten stören zu lassen, meinen Brief fallen liess. Auf einen Wink von ihm wurde ich in einen Stuhl gedrückt, wo ein Luxemburger mit Tondeuse sich anschickte, meinen Schädel zu scheren. Ich beobachtete, wie meine Frau, hinterm Gitter stehend, meine Exekution mitansah und von meinen Wächtern weggeholt wurde. Wir waren beide hinter demselben Gitter, jedoch auf verschiedener Seite. In Frankreich gab es damals die zwei Kategorien «les internés et les internables», die Internierten und die zu Internierenden. Ich war genau halbrasiert, als mein Friseur den Befehl erhielt, einzuhalten. Der Ajudant hatte mein Empfehlungsschreiben dem Kommandanten als wichtig unterbreitet. Ich muss komisch ausgesehen haben; die andern Kahlschädel grinsten. Ich hatte eine Schlacht gewonnen, wennauch die Hälfte meiner Haare verloren. Im Gewaltigen kochte es. Er fragte mit deutschem Akzent, ob einer der Leute fliessend französisch-deutsch übersetzen könne. Ein Lumpenhund namens Stein trat vor, sagte «Je!», und wurde Lagerdolmetscher. Der Führer stellte sich breitbeinig vor mich und brüllte: «Der Photograph, das bist Du?»

Als ich «Ja, Herr Kommandant» antwortete, befahl er mir, mich neben ihn zu stellen, schrie «Ruhe!» und erliess folgenden Tagesbefehl: «Tagesbefehl! Hiermit ernenne ich Blumenfeld, Erwin, zum Lagerarzt des Lagers Montbard-Marmagne.

Unter meinem Befehl übernimmt er volle Verantwortung für das hygienische Wohl und das medizinische Wehe des Lagers und seiner Insassen. Er hat von allen Lagerinsassen militärisch gegrüsst und mit «Monsieur le Docteur» angesprochen zu werden!» Wütendes Grinsen der Kolonne über mein Avancement. Der Führer fuhr fort: «Macht Euch keine Illusionen, Ihr dreckigen Spione seid hier, um Euch für Frankreich totzuarbeiten. Ich will den Boches zeigen, was KZ heisst. Wer sich krank meldet, bekommt automatisch vierundzwanzig Stunden Einzelhaft im Saustall, ohne Wasser, ohne Brot. Wenn er dann noch nicht gesund wird, lass ich ihn von Professor Blumenfeld kurieren. Die Haare hab ich Euch nicht nur schneiden lassen, um Euer wahres Gesicht an den Pranger zu stellen, sondern, damit Ihr Euch keine Läuse in den Kopf setzt, auszurücken. Denn die Sträflingsuniformen sind noch nicht da. Die sind vom Gefängnis in Dijon angefordert und dürften jeden Tag eintreffen. Sollte noch jemand was zu fragen haben, hat er's Maul zu halten. Morgenfrüh dürft Ihr Euch bis drei ausschlfen, um vier, vor Sonnenaufgang geht's an die Feldarbeit! wegtreten!»

Alle machten eine stramme militärische Kehrtwendung. Jeder war schon irgendwann mal Soldat gewesen. Zu guter Letzt kam ein Zittergreis mit wehender Mähne am Krückstock in den Hof gehumpelt. Sein mit zu tiefer Verbeugung dem Kommandanten überreichtes Empfehlungsschreiben wurde ungelesen zertrampelt. Es war von André Gide, der seinen Freund und Übersetzer, den Dichter Ferdinand Hardekopf den Behörden warm empfahl. Ich befreundete mich mit diesem rührenden Morphinisten, einem der wenigen Menschen in der konzentrationären Wüste. Durch ihn fand sich später meine Familie zurück.

Monsieur le Capitaine Carié war, wie gesagt, garkein General, sondern ein elsässischer Karl, ein Wackes, der nach zwanzig Jahren Fremdenlegion aus der Sahara mit Tropenkoller und Gehirntumor nach Frankreich pensioniert worden war. Vor drei Wochen hatte man ihn kriegsmobilisiert und ihm dies für zweihundertfünfzig Allemands et Autres-chiens geplante Durchgangslager unterstellt. Carié erfasste sogleich unbegrenzte Geschäftsmöglichkeiten eines Sklavenhandels und sorgte dafür, dass keine Seele das Lager verliess. Bald hatte er tausendfünfhundert Knechte, die er an die Bauernhöfe der Umgegend zu jedem gewünschten Preis als Arbeitskräfte verdingte. Nie konnte er genug Leute liefern. Da er als Wachmannschaft nur sechs greise Landsturmänner zur Verfügung hatte, bewaffnete er jeden zehnten seiner Gefangenen mit einer uralten ungeladenen Flinte und überliess getrost die Sklaven ihrer eigenen Obhut. Kein Deutscher würde sich auch nur im Traum getrauen, zu desertieren. Schande genug: ein paar Drückeberger sind bei der Arbeit verreckt. Ohne militärische Ehren wurden sie verscharrt. Ich hatte Totenscheine in Schönschrift und in triplo auszufertigen. Das war meine Arbeit.

Bereits in den ersten Minuten erreichte meine medizinische Laufbahn ihren meteorischen Höhepunkt, was mich einigermaßen darüber tröstete, dass mich das Schicksal nicht Chefarzt in einem Frauenlager gemacht hatte. Kaum war nämlich der Fall Hardekopf abgewickelt, wurde schmerzbrüllend ein blutüberströmter Arbeiter aus der Munitionsfabrik Montbard von zwei Gendarmen hereingeschleppt. Er sei dem Hochofen zu nahegetreten. Mit Recht hatte das Hospital dem ausländischen Arbeiter die Aufnahme verweigert. Der hoffnungslose Fall wurde mir übergeben, ich hatte mich als Arzt zu beweisen. Dabei wusste ich nicht einmal, wo das Revier war. So nahm ich seinen Puls, ohne mir anmerken zu lassen, dass ich ihn nicht finden konnte. Winselnd wies er auf seine Augen.

Erschrocken leuchtete es mir ein: ein Photograph ist noch kein Augenarzt. Aus reiner Verlegenheit fragte ich den Mann nach seinem Namen: Prestataire Späth. Prestataire war kein Vorname, sondern bedeutete: Arbeitssoldat. Das waren wir alle, ohne es zu wissen. Ich befahl, eine Tragbahre zu holen und liess die andern wegtreten. Der Hof leerte sich, es dunkelte. Leise wimmerte Späth vor sich hin. Ich geriet in eine mir ungekannte Verzückung und es schrie aus mir: «Wahrlich ich sage Dir: ehe der Hahn dreimal kräht, wirst Du mit eigenen Augen das Himmelreich schauen!» Er flüsterte zurück: «Ich kenn einen besseren vom Wunderrabbi, Du Quatschkopp, wenn Du mir nach Dijon ins Hospital hilfst, mach ich Dich berühmt als Heiler!» Mein Ruf als Chefarzt war gerettet. Der blutüberströmte Simulant wurde aufgebahrt zum Revier getragen, Schweinestall mit Strohdach. Ich folgte mit meinem Gepäck. In der Krankenstube lag auf einer Kiste neben einer Jodflasche ein zerbrochenes Thermometer. Nirgendwo Wasser. Das war alles. Vorm Eingang stand, frisch angekommen aus Paris, eine Riesenkratte mit der Aufschrift «Evacuation médicale». Sie enthielt fünftausend Packungen Neosalvarsan. In jedem Päckchen lag neben der Glasampulle mit dem milchigen Medikament eine zweite Ampulle mit Aqua destillata. Wassertropfenweise vom Himmel gesandt. Nach Rücksprache mit meinem Patienten reinigte ich ihn vom Blut, mit Ausnahme des Gesichts. So führte ich dies Bild des Grausens am nächsten Morgen durch die Strassen von Montbard zum Bahnhof. Man sah, dass der Blinde sehen konnte, und bewunderte mich. Ich setzte ihn in den Zug nach Dijon. Auf dem Rückweg brachte mir eine alte Frau ein Körbchen mit Walderdbeeren, wollte mir die Hand küssen und nötigte mich in ihr Haus. Da lag ein fallsüchtiges Mädchen beim Radio, das gerade verkündete, die Deutschen ständen vor Paris. Mir verging die Lust zum Heilen und ich brüllte die Kranke an: «Steh auf, die Boches stehn vor der Tür!» Das kranke

Töchterchen gehorchte, stand vom Liegestuhl auf und schlug auf die Erde. Grossmütterlein schrie entgeistert: «Vive Hitler!»

Inzwischen schufteten die internierten Sklaven. Tageseinteilung: drei Uhr morgens, Wecken mit wagnerianischem Trombonengeschmetter. Der Trompeter von Säckingen, Herr Fenster, ein Neger, war Ressortissant allemand, obwohl er noch nie in Deutschland gewesen war. Er kam aus Dar-es-Salam, Deutschsüdwestafrika, wo er von einem jüdischen Missionar jüdeln gelernt hatte. Bis zum Kriegsausbruch war er ein gesuchter Trommler, Pauker und Bläser in Pariser Nightclubs gewesen. Hier in Montbard wurde er verhätschelter Liebling aller. Mit seiner Frau, einer feschfrenchen Parisienne, und seinem schwarzweissrotgestreiften Töchterlein beherrschte er als Ehrengast die Villa des Lagerkommandanten und dessen Gattin, Madame Carié, einer Provinzlerin mit Vergangenheit. Sie hatte es sich in den Kopf gesetzt, den blöden Eisenbahnknotenpunkt Montbard-Marmagne zum Gesellschaftsknotenpunkt der Côte d'Or zu machen. Die Nachtveranstaltungen Chez Carié waren ihr weit wichtiger als Frankreichs Défaite, die sowieso unaufhaltbar war. Damals fingen die Leute an, sich lachend zuzurufen: «On nous a bien eu!» (Schön sind wir reingesaust!) Tageseinteilung: nach dem Wecken: Waschen. Womit? Es war strengstens verboten, sich an der einzigen Wasserleitung des Lagers zu waschen. Jauche fassen: Kaffee. Appell, Arbeitseinteilung, zu Vieren abzählen unter endlosen Tiraden Cariés.

Vier Uhr morgens: Abmarsch im Geschwindschritt, Dauerlauf mindestens fünfzehn Kilometer zur Arbeitsstelle, wo bis in die Nacht geschafft wurde. Ernährung: Viehfrass: Abfall, Topinambour, Rutabaga (Kohlrüben), Dreck. Unter ununterbrochenem Absingen der Marseillaise (niemand kannte den Text) in Eilmärschen zurück zum Lager.

Zapfenstreich meisterlich geblasen von Fenster, wonach

alle in Schweineställe geriegelt wurden. Grausigste Nächte: wildverängstigte Schreiträume in allen Dialekten (Luxemburgisch am schlimmsten) verstörten den Schlaf. Drei Uhr morgens: Tubaton des Weltgerichts: Wecken zu grässlichem Tag. Dumpfes Kanonengedonner rollt unerbittlich näher: Hitler. Viele, die auf ihn als Befreier hofften, fingen an, unverschämt zu werden. Kommunisten sehnten sich zurück nach der Zucht und Ordnung in deutschen Konzentrationslagern. In den ersten Tagen kamen aus Dijon Lastwagen mit Säcken voll abgerissenen Uniformen der Grande Armée von 1870 bis 1914. Man kostümierte uns. Ich fasste rote Hosen zu einer goldbetressten Offiziersjacke. Das ganze Lager war eine phantastische Agglomeration von geflickten Lumpenclowns. Hitler stürmte näher, voraus kroch ihm eine endlose Schlange von Fuhrwerken, vollgepfropft mit Flüchtlingen und ihrer Habe, die zu Cariés massloser Wut die Route Nationale von Troyes, Langres, Nancy versperrten. Er beschloss, Ordnung in die Flucht zu bringen, liess sich vorm Dorfeingang einen Holzthron errichten, von dem aus er in Generalsuniform Befehle in einen Trichter schmetterte. Arbeitssoldaten in Militärskostümen von 1870 hatten, mit ihrem deutschen Akzent, jeden Wagen anzuhalten und nach Ausweispapieren zu fragen. Nichtbefriedigendenfalls wurde der Wagenführer verhaftet und gefesselt ins Lagergefängnis gebracht. Bald war die Stadt zu klein für alle Gefangenen; es gab Schlägereien, es wurde geschossen, der Verkehr kam zu vollkommenem Stillstand. Als es dazu noch in Strömen zu regnen anfang, verliess Carié seinen Thron, um mittagzuesen und befahl, die Gefangenen in Freiheit zu setzen. Unerklärlicherweise gab's am selben Abend reichlich zu essen. Am nächsten Morgen wurde zwei Stunden später geweckt. Nach dem Kaffee gab's keinen Arbeitsdienst, Carié erschien zum Appell als Feldwebel, mit nur ganz wenigen Orden behaftet, und verteilte Zigaretten. Man munkelte von Frieden. Alldies erklärte sich durch die Ankunft einer

Gruppe von jungen Offizieren mit vollgestopften Aktenmappen, «die Schreibstube des deuxième bureau». Die Intelligenzoffiziere waren erstaunlich gut informiert. Sie verhörten jeden von uns, mein Verhörer kannte nicht nur meine Vogueseiten, er wusste, dass ich neuerdings für Harper's Bazar arbeitete, gerade aus USA zurück war und fragte, ob ich dächte, Amerika würde, wie 1918, Frankreich aus der Scheisse ziehn (demerder la patrie). Wir wurden in schwarze und weisse Schafe sortiert; die sicheren Kantonisten wurden jetzt offiziell Arbeitssoldaten der französischen Armee, die Unsicheren und die ohne Dossiers wurden Internierte. Sobald die Kommission weg war, zog Carié seine Generalsuniform wieder an und alle wurden wie zuvor auf Arbeit geschickt. Laufschrift marschmarsch!

Drei Tage später, nach der Einnahme von Paris, verlor Carié den letzten Rest seines Kopfes, verbrannte alle Papiere, damit sie den Boches nicht in die Hände fielen, schenkte den schwarzen Schafen die Freiheit und verfrachtete die Arbeitssoldaten stehend in geschlossenen Viehwaggons westwärts. Auf die Wagentür kreidete er «cinquième colonne» und kletterte in Generalsuniform, begleitet vom Negertrompeter Fenster, zum Lokomotivführer, Rückzug zu blasen. Die achtzig Kilometer nach Dijon nahmen einen langen Tag in Anspruch. Die lange Nacht durch standen wir auf einem Nebengeleis im überfüllten Bahnhof von Dijon bei dauerndem Fliegeralarm, ohne Bomben. Frankreich lag in den letzten Zügen und wir standen im letzten Zug. Nach zwei weiteren Tagen hielten wir in Le Puy, verhungert und verdurstet. Extrablätter verkündeten den Waffenstillstand. Maréchal Pétain hatte die Niederlage übernommen:

Travail, famille, Patrie!

Carié war verschwunden. Unter Leitung des Negers Fenster setzte sich unser Zug wieder in Bewegung, kroch hin

und her, um nach zwei Tagen in Loriol sur Rhône, dreissig Kilometer südlich von Valence, zu halten.

Loriot

Beim Aussteigen umzingelte uns ein Détachement von Spahis (schwarze Kolonialsoldaten). Beladen mit unsern Bündeln wurden wir, nach fünf Tagen in Viehwagen verdreckt und verkommen, durchs staubige Städtchen gehetzt, un-deux, un-deux, Laufschrift marschmarsch. Blumentöpfe, Dreck und Schimpfworte hagelten auf die «sales mètèques», die schuld waren an Frankreichs Niederlage. Un-deux, un-deux ein paar Kilometer der Rhône entlang zu unserm neuen Lager, den ehemaligen Aspirindepots der Usines de Rhône. Durch uneinnehmbare Stacheldrahtverhaue landeten wir in einer grossen Fabrikhalle, in der gedeckte Tische auf Gäste warteten. Unsere ausgehungerten Augen verschlangen verlockende Fata Morganas: hellgrüne Trauben, rotbäckige Pflirsiche, Karaffen mit Pinard. Sofortiger Appell mit militärischem Gebrüll verhinderte uns, uns satt zu sehn. Attention! Garde à vous! Monsieur le Commandant! Die grosse Schiebetür wurde aufgeschoben und hereingaloppierte hoch zu Pony die komischste Kavalkade von Tartarins in wehenden Wüstencape als Turkos verkleidet: der Direktor des Gymnasiums von Valence mit seinem Lehrerkollegium. Zu Offenbach, um wahr zu sein. Eine Stunde lang dozierte dieser bärtige Philister à la Bossuet (oraisons funèbres) über Pflichten und Rechte gefangener Hochverräter unter der siegreichen Regierung des Général Pétain (der ein paar Jahre später selbst wegen Hochverrats verurteilt werden sollte). Wir hatten Mühe, nicht stehend in Schlaf zu fallen. Er verordnete Schweigen als Kur für Spione. Untereinander dürften wir Allernotwendigstes sprechen. Kein Wort mit unsern Wächtern. Zeitungen und Radio verboten, damit wir keine

falschen Nachrichten verbreiten könnten. Bei Todesstrafe hätten wir uns von den in der Baracke B gefangen gehaltenen Wiener Hochverrätern fernzuhalten. Keinerlei Arbeit, ausser Stuben- und Küchendienst (unter Leitung eines Hotelchefs). Als Angehörigen der Fünften Kolonne stände uns Offiziersbeköstigung zu: Spalierobst zu allen fünf Mahlzeiten. Als geistige Nahrung: die klassische Bibliothek des Gymnasiums von Valence. Während dieser humanste aller Humanisten uns im Ton Brillat-Savarins schmackhafte Gerichte vorspielte (poule-au-pot, rôti de boeuf, fritûre de Rhône, spécialité de la région), dröhnte als Jüngstes Gericht Kanonengedonner aus naher Ferne: Sieg des Wahnsinns: *Hitler!* Unser bemächtigte sich eine krampfhaftige Hochspannung. Der Kommandant schien unberührt. Als er mit dem Schrei *Vive le Maréchal!* endete, zweifelten wir, ob wir, trotz des Schweigegebots miteinzustimmen hätten und beherrschten uns. Nur der Schmidt aus Leipzig, den wir für einen sattelfesten Demokraten gehalten hatten (ich hatte noch nicht gelernt, dass es sowas nicht gibt), brüllte zu aller Schreck: «*Heil Hitler!*» Das Schweigen wuchs zu Todesstille. Wir rechneten mit Schmidts sofortiger Füsilierung. Sicherem Schritts ging der Kommandant mit gezogenem Krummsäbel auf ihn zu, und schlug ihm mit demselben feierlich auf die Schulter: «Du, der Du als einziger dieser Lumpen den Mut gezeigt hast, ehrlich für Deine Überzeugung aufzukommen, bekommst sofort eine Doppelportion Pflirsiche, Trauben, Wein und Kuchen. Deine Kameraden haben bis morgen zu warten! *Vive la famille!* Alle ändern ab in die Quartiere!» Auf einer rings um die Halle führenden Rampe bezogen wir zu Zweit tadellos saubere Zimmer mit überzogenen Betten, elektrischem Licht und fliessendem Wasser, wie im Hotel. Von oben beobachteten wir knurrenden Magens den Obst fressenden Schmidt aus Leipzig. Dabei paralyisierte uns die Gewissheit, Gefangene eines Idioten zu sein, der sich eine Ehre daraus machen wird, uns wohlgemästet

den Nazis zu servieren. Die Schiesserei näherte sich. Dem Trommelfeuer nach wurde etwa 30 km nördlich um Valence gekämpft. Wir flüsternten nächtlichen Kriegsrat. Bei Beschlussunfähigkeit jedes Einzelnen ergab sich nur die Hoffnungslosigkeit unserer Situation. Die bis an die Zähne bewaffneten Posten, Senegalesen mit denen man kein Wort sprechen durfte und konnte, waren verdoppelt. Wie sollte man aus diesem Käfig ausbrechen, auf wen konnte man sich verlassen, wohin fliehen? Niemand wollte in die 200 km nahe Schweiz. Dass ich vor einem Jahr in New York gewesen war, verlieh mir eine Sonderstellung als Sachverständiger in amerikanischen Angelegenheiten. Jeder wollte nach Amerika, niemand hatte das schwererhältliche Visum. Zunächst musste die reissende Rhône überschwommen werden. Danach hatte man sich 500 Kilometer durchs Massif Central durchzuschlagen bis zu den Pyrenäen, dann durchs faschistische Spanien via Portugal zum grossen Teich. Das war zuviel. Nachdem wir alle Möglichkeiten als Unmöglichkeiten verworfen hatten, beauftragten wir beim Morgengrauen in einem Anfall verzweifelter Galgenhumors den Neger Fenster, beim Kommandanten vorstellig zu werden, dass wir, wenn auch unsere Dossiers abhanden gekommen wären, keine Spione, keine fünfte Kolonne, sondern Arbeitssoldaten der französischen Armee wären, Feinde der Nazis, von dem einen Wunsch beseelt, mit Frankreich zu siegen oder unterzugehen. Niemand versprach sich etwas von dieser Intervention. Ich selbst hielt in meiner Hosentasche eine Gilettklinge als letzte Zuflucht bereit, um mir beim Auftauchen des ersten Hunnen vorm Lagertor die Pulsadern durchzuschneiden.

Beim Frühstück: Pfirsiche, Trauben, Café, Croissants setzte ein Wolkenbruch aus heitrem Himmel in wenigen Minuten alles unter Wasser. Der Neger Fenster mit Trompete schwamm, Blues blasend, in seinem Element. Um zehn Uhr dreissig: Bouillon mit Ei. Um zwölf: coquelet au

pistil, maître d'hôtel. Beim soufflé aux framboises schmetterte Fenster ins Horn: die Schiebetür wurde aufgeschoben, um wiedermal die als bengalische Reiter kostümierten Philister auf ihren niedlichen Pferdchen hereintraben zu lassen. Dokumentschwenkend gebot der Kommandant ungeachtet der bereits herrschenden Todesstille *silence!* «Prestataires! Bewegten Herzens begrüße ich Euch als Kameraden der siegreichen grossen Armee! Eure Dossiers scheinen sich gefunden zu haben und sind unterwegs! Soeben hat Frankreich den Gegner in einer Schlacht, die als ‚bataille de Valence‘ in den Annalen der Weltgeschichte fortleben wird, entscheidend geschlagen. Die Boches fliehen in Richtung Chambéry! (Sich zu seinem Adjutanten neigend: ‚Unvergessliche Tournedos Beaugency, gefolgt von den Pêches Cardinal im Hotel Aux Grands Ducs de Savoie!‘) Auf Anordnung des Deuxième Bureau, das Grosses mit Euch vorzuhaben scheint, werdet Ihr in die Pyrenäen verfrachtet, um dort eine neue Maginotlinie zu halten. Abmarsch mit vollem Gepäck in zwanzig Minuten. Der Zug fährt in einer Stunde. Sicherheitshalber werdet Ihr hintenrum auf Umwegen in Eilmärschen zum Bahnhof gebracht. Marschrationsration per Mann: zwei Pfirsiche, eine Flasche Pinard und zehn Aspirin Tabletten. Ihr fahrt grösseren Zeiten entgegen. Vive la patrie!» Alle, inklusive der Schmidt aus Leipzig, stimmten ein. Wir waren gerettet. Zehn Minuten danach, beim Appell auf dem Hof, hagelte der tollste Wolkenbruch meines Lebens auf uns nieder. Kein Haar blieb trocken. Bis an die Knie im Wasser wattend, wurden wir durchs verschlammte Sumpfland der Rhone zum Bahnhof von Loriol gejagt. Die Spahis und ihre Hunde kannten kein Erbarmen. Mein Mantelsack, der mir zu schwer wurde, blieb im Morast. Am Ende aller Kräfte, über Wasser gehalten von der Gewissheit, gerettet zu sein, erreichten wir den Bahnhof. Da warteten bereits die Wiener Hochverräter vorm Zug. Man musterte sich gegenseitig mit Misstrauen, wagte nicht, miteinander zu

sprechen. Sie sahen kaum schlimmer aus als wir, denn das war nicht möglich. Ein Extrazug wartete auf uns: zwei Personenwagen und ein Güterwagen hinter einer Lokomotive unter Dampf. Nach mehrmaligem Gezähle wurden wir eingeteilt und mussten, völlig durchnässt, einsteigen. Erst nun entdeckten wir das Unglaubliche: wir fuhren Erster! Rote Samtpolster mit weissgeklöppelten Rücken- deckchen und gestickten Initialen P.L.M. (Paris-Lyon- Marseille; Pour la Mort). Zwar wurde jedes Coupé, das eigentlich nur sechs Plätze hatte, mit zwölf Mann belegt: es war besser als Viehwagen! Sobald wir drinnen waren, wurden die Coupétüren von aussen sorgfältig verriegelt und plombiert. Die Fenster liessen sich nicht öffnen. Wir waren gefangen, doch übergelukkig, so luxuriös der Freiheit entgegen zu fahren. Die Meisten fuhren zum ersten- mal im Leben erster Klasse. Einer kam beseligt vom Klo: da hing ein richtiges Handtuch. Schnell verwandelte sich das erstklassige Gefängnis in einen stinkenden Schweine- stall. Nachts standen wir in Avignon. Am nächsten Mor- gen in Nîmes. Mittags in Montpellier. Abends in Sète.

Nachts in Narbonne. Immer langsamer. Am nächsten Morgen Carcassonne. Auf jeder Station flogen Steine gegen die Fenster, die leider zu dick waren, um zu brechen. Der Zug hielt nicht mehr in Stationen, die alle überfüllt waren, sondern vorher oder nachher auf toten Geleisen. Kilometerlange beängstigende Stagnation. Alle Eisenbahn- züge Frankreichs hatten sich nach Toulouse geflüchtet. Um die Stadt lagerten Flüchlingsfamilien zu tausenden. Nachdem wir einen fieberheissen Tag ohne Wasser, Luft und Fressen in Toulouse gestanden hatten, ging's endlich weiter, Richtung Perpignan. Nur um auf freiem Feld wieder zu halten. Gardes mobiles rissen die Türen auf. Luft! Aussen entdeckten wir, dass unsere Waggons wieder mit Aufschriften beschmiert waren: «cinquième colonne!»

Neger Fenster, nunmehr unser Führer, entschuldigte sich, er hätte nur für die Hälfte von uns Quartiere finden kön-

nen, die andere Hälfte müsse für sich selbst sorgen. Um niemanden zu begünstigen, liess er uns dem Alphabet nach antreten. Die deren Name mit A anfang, links, die mit B rechts, undsoweiter. Blumenfeld als B gehörte zu den Glücksvögeln, die den Quartieren am Fuss der Pyrenäen zugeteilt wurden. Ferien im Hochgebirge würden mir gut tun. Wir nahmen Abschied von den niedergeschlagenen Kameraden, die sich selbst überlassen blieben und fanden, dass wir wiedermal Schwein gehabt hatten. Als der Lokalzug sich hinter zwei Lokomotiven puffend in Bewegung setzte, postierten sich komischerweise vor jede Coupétür aufs Trittbrett zwei Gardes mobiles mit gezogenem Revolver. Wurde ein Verbrecher gesucht, oder war es eine Truppenübung? Lachend winkten wir den Wachen. Als wir das Fenster öffnen wollten, um Näheres zu erfahren, schrie einer nicht sehr freundlich: «Wer sich bewegt, wird erschossen!» Auf der nächsten Station, mit dem unvergesslichen Namen Saverdun, wurden die Gänge ausserhalb des Coupés völlig von den Gardes mit Stahlhelm besetzt, die mit Maschinengewehren Zielübungen auf uns machten. Wer litt hier an Verfolgungswahn? Keiner wagte ein Wort. Keuchend schleppte uns das Züglein hinauf ins Ungewisse, um mit einem plötzlichen Ruck zu stoppen: Le Vernet d'Ariège.

Le Verriet d'Ariège

Noch nie hatte ich den Namen gehört: *Le Verriet*. «Alles aussteigen!» Während des ganzen Krieges habe ich keine solche Ansammlung junger französischer Soldaten gesehen. Mann für Mann wurden wir mit Kolbenschlägen und Gepäck aus dem Zug gestossen, als ob es irgendeinem hätte einfallen können, sich zu widersetzen. Neben dem Bahnsteig grüsste uns hinter einem Fussballplatz unter kläglich hängender Trikolore die vergitterte Ehrenpforte: *Centre d'accueil des étrangers Le Vernet d'Ariège*. Wir mussten uns bei hellichem Tag auf offener Strasse entkleiden und nackt hinter unseren Sachen antreten. Bewohner von Vernet kamen vorbei, ohne uns zu beachten. Während jeder bis zur Prostata nach versteckten Schätzen: Geld, Waffen und Rauschgiften, abgetastet wurde, humpelte eine Lumpenhorde abgezehrter Menschenaffen im Geschwindigkeit zurück ins Lager: hohläugige Skelette aus Brueghels Triumph des Todes. Wir starrten ungläubig. Sie, die wussten, dass hier niemand lebend rauskommt, grinsten: «Warte nur, balde!» Ich hielt mich für das Opfer einer Massenhalluzination: weder Frankreich noch ich könnten je so tief sinken. Dem Neger Fenster wurde seine Trompete weggenommen. Einer, der sich als Legionär, für Frankreich kämpfend, das Croix verdient hatte, musste es abgeben. Nach stundenlanger Zählfolter wurden wir gegen Abend der Baracke 30 groupement A (Schwerverbrecher und Spanienkämpfer) zugeteilt. B war für Politische, C für Verdächtige. Mein Schwerverbrechen war, dass Blumenfeld mit B beginnt. Hinter verworrenem Stacheldrahtgestrüpp mit Hochspannung und Schützengraben standen tröst- und fensterlose Hütten, übervölkert von

verwesenden Kadavern in kotfarbigem Lehmdreck mit spitzen Steinen. Alles stank nach Diarrhoe. Im Hintergrund die Pyrenäen. Le Vernet war schon 1914-1918 ein Kriegsgefangenenlager gewesen.

Unter der neuen Devise *Travail, famille, patrie* liess hier französischer Bürokratismus Männer, die bereit waren, für *Liberté Egalité Fraternité* zu kämpfen, von sadistischen Bauernlummeln (Gardes mobiles, pupilles de la nation) zu Tode quälen, ohne dass auch nur ein einziger gallischer Hahn danach gekräht hätte. Aus Angst vorm Kommunismus hatte die besitzgeile, wechseljährige Marianne mit Hitler geliebäugelt, in der Hoffnung, vor Torschluss noch einmal von einem virilen Hunnen nach Strich und Faden geschändet zu werden. Nun war es ihre Lust, mit gespreizten Schenkeln zügelnd auf der Seite des Siegers zu liegen. Hinterher verstand die Bürgerhure, ihre Schande totzuschweigen. Wer spricht heute schon von denen, die in Le Vernet totgeschlagen und totgehungert worden sind? Ausser Koestlers vergriffenem *Scum of the earth* (La lie de la terre) kenne ich kein Buch, in dem es erwähnt wird. Gibt es überhaupt irgendeine Veröffentlichung über französische Konzentrationslager, eine Liste der Emigranten und Juden, die das falschspielerische Frankreich gegen eine kleine Vergütung (Laval liess sich schmieren) den Nazis zur Konzentrationslagerung zugeschanzt hat? Sieger werden nicht zur Verantwortung gezogen. England, Russland und Amerika haben Hitler besiegt. Frankreich hat sich beim Lorbeerpflücken beteiligt. Ein paar armen Mädchen, die mit deutschen Soldaten geschlafen hatten, wurden die Haare abgeschnitten. Die grosse Hure Marianne, die Schindluder mit Menschenrechten getrieben hatte, blieb unbehelligt.

Beim Einmarsch in die Unterwelt bildete ich mir ein, dass ich mich nie an diese Infernalitäten würde gewöhnen können. Die Hölle ist ein Staatswesen wie jedes andere, mit

Reichen und Armen, Herren und Sklaven, Erniedrigten und Beleidigten. Hier, wo französischer Unordnungssinn 14'000 Entrechtete wie Sardinien auf fünfzig Hektar zusammenquetschte, trat das Negative drastisch zutage: jeder und alles spritzte Gift. Erst in der Hölle kommt menschliche Gemeinheit zur vollen Geltung. Lafontaine soll gesagt haben, als jemand mitleidvoll von den Qualen der Verdammten in der Hölle sprach: «Ich meine, dass sie sich hier einleben, und zum Schluss, fühlen sie sich so wohl wie ein Fisch im Wasser.» Nach einer Weile musste ich auch zugeben, dass der Mensch, ob er will oder nicht, sich an alles gewöhnt.

Jedem war es gelungen, Geld durch die Leibesvisitation zu schmuggeln. Wer hier tausend Francs hatte, war Kapitalist, konnte Zigaretten paffen. Die Bettler mussten sich Stummel im Dreck suchen und noch um Feuer betteln. Knauserei mit Streichhölzern ist seit alters her ein Symbol französischer Kleinlichkeit. Auch gab's hier, wie in Paris, einen Marché des mégots, den Stummelmarkt.

Ohne Fressen war das Liebesleben reduziert. Selbst dem Allerärmsten dämmerte es nach wenigen Tagen, dass er vorm Krieg Millionär gewesen war; erst einfacher, dann vielfacher, mit Autos, livrierten Dienern im Schloss, seidener Bettunterwäsche und Gouvernanten für die mehrsprachige Tochter. Je elender man wurde, desto reicher war man gewesen. Goldene Badewannen schwebten nachts zwischen hängenden Gänsebrüstchen und Spargelspitzen dampfend durch unsere pestverstunkene Baracke. Ein liegengewagenähnliches Massengrab für zweihundert lebende Leichname, fünfundzwanzig Meter lang, viereinhalb Meter breit und zweieinhalb Meter hoch, unter einem Wellblechdach, auf das der Regen Steinhart prasselte. Die Türen an beiden Enden wurden nachts von aussen verriegelt, sodass man die Latrine draussen wohl riechen, aber nicht benutzen konnte. Von Tür zu Tür ein schmaler Gang zwischen zweistöckigen Brettverschlägen aus ungehobelten

Planken, auf denen man, eingekeilt zwischen zwei feindseligen Kameraden in voller Kleidung zu schlafen versuchte. Die Füsse zum Gang hin, ohne Stroh, ohne Decke, hart und kalt, wie im Sarg, ohne die angenehme Alleinsamkeit des ewigen Friedens. Ich lag im oberen Stockwerk mit dem Kopf an einer Luke, durch die eisiger Nachtwind blies. Es gab keinen Ofen. Tags war's glühend heiss. In der ersten Nacht schrie es draussen mörderlich. Ich konnte von oben zuschauen, wie ein in einem Bunker angebundener Mann von drei besoffenen Gardes mit Genickschlägen in ewigen Schlaf gewiegt wurde. *Vive la grande nation!*

Bei unserer Ankunft lag das Lager bereits in den letzten Zügen. In Erwartung Hitlers wurden alle internierten Nazis besser behandelt. Zu fressen gab's nichts: hellbraunes Zichorienwasser zum Kaffee, dreissig Gramm Brot für den ganzen Tag, und als Hauptmahlzeit «cassoulet de Toulouse», Madenbrühe in lauwarmem Abwaschwasser. Man wurde krank. Wer sich krank meldete, bekam drei Tage Einzelhaft, ohne Wasser, Brot und Licht. Also blieb man gesund. Ich nahm jeden Tag ein Pfund ab. Von unserer Gruppe starben vier in einem Monat an Brechdurchfall. Die Miliz in Frankreich wurde aus Parias rekrutiert, die wie Hunde abgerichtet wurden, Zivilisten anzufallen. Sie wurden zur Unterdrückung von Arbeiterrevolten gebraucht. In Le Vernet tobten sie sich an uns aus. Am ersten Morgen bekam ich Tinettendienst, hätte mich für fünf Francs loskaufen können, doch mir fehlte die Entschlossenheit, dem Schlimmsten zu entsagen. Auch wusste ich nicht, was mir bevorstand. Zu zweit hatte man einen mannshohen, zentnerschweren, bis zum Rand gefüllten Scheisskübel mehrere Kilometer weit zu schleppen, um ihn in die Ariège zu entleeren. Gardes mit Lederpeitschen und Hunden hielten eine Kolonne von hunderten Kübeln in Bewegung. Bei jedem Schritt schwappte mir die stinkende Diarrhoe aus dem Fass ins Gesicht; wie einst in Berlin Alexanderplatz 1918. Die Geschichte wiederholt sich. Der Be-

kenntnischrist Schwarz, mit in Dachau zertrümmerter Nase, fand hier schlimmer. Deutsche Grausamkeit vollzog sich wenigstens pünktlich und ordentlich. Die Gasöfen steckten damals noch in den Kinderschuhen. Hier gab's kaum Waschmöglichkeiten, keine Hygiene. Niemand kümmerte sich um unser Aussehen. Jeder lief rum, wie es ihm passte. Manche alte Lagerhengste traten zum Appell barfuss an, nur mit einem Handtuch geschürzt, mit ihrer Zerlumptheit kokettierend. Ein Laotse, dessen Verbrechen es war, keine Sprache zu sprechen, für die sich in Paris ein Dolmetscher fand, sass seit Monaten stumm im Kimono auf derselben Stelle im Dreck, regungslos nach den Schneegipfeln der Pyrenäen starrend.

Wir waren postlos von der Aussenwelt abgeschnitten. Von einer Aussenwelt, die – mit Ausnahme unserer Familien, die ebensowenig von uns wussten wie wir von ihnen – andere Sorgen hatte, als sich um das Los von ein paar tausend lumpigen Emigranten zu kümmern. Not lehrt beten. Ich hatte genug Balzac gelesen, um mir romantische Illusionen über Rettung durch einen Priester zu machen. Am ersten Sonntag begab ich mich in die Kirche, eine mit einem Kreuz versehene Baracke, zur Messe. Schlangestehn, um an den Beichtvater ranzukommen. Im Beichtstuhl beichtete ich sogleich, dass ich Jude bin, worüber er herzlich lachen musste. Danach flüsterte ich, dass unsere Gruppe im Verbrecherviertel aus Arbeitssoldaten bestände, worauf er antwortete: «Das macht nichts, Gott wird euch verzeihen!» Mein Plan war, ihn mit religiösen und humanitären Gründen dazu zu bringen, ein Gesuch, an die zuständigen Behörden aus dem Lager zu schmuggeln. Er sagte, dass er viel für die Armen seiner Diözese tun könnte, wenn er nur die nötigen Mittel hätte und stank nach Wein. Am nächsten Sonntag übergab ich ihm den Brief an den Präfekten in Pamiers sowie zehn Francs. Da es sich um ein offizielles Gesuch handelte, bat er um weitere zehn Francs, für die er mich segnete. Ich entdeckte, dass der Beichtstuhl ein Post-

schalter war: jeder gab dem Diener Gottes Briefe und Geld und wurde gesegnet.

Es war verboten, über die spanischen Reiter von Gruppe A nach Gruppe B zu schreien. Innerhalb unserer eigenen Gruppe durften wir sprechen mit wem wir wollten und konnten uns endlich mit den Wienern Hochverrätern unterhalten. Einer von ihnen war tatsächlich aus Wien: der Fechner, ein intellektueller Weinreisender in wehendem Cape mit Barrett, jesuitischer Angeber und Ansteiler, getaufter Jude, besessen vom Ehrgeiz, Stubenältester zu werden: ein Wiener. Die andern waren nach Belgien emigrierte rheinische Juden, die sich alle als Grossindustrielle vorstellten. Beim Einmarsch Hitlers waren sie nach Paris geflohen und von da als fünfte Kolonne nach Vernet verfrachtet worden. Zwischen diesen Industriebaronen und uns Arbeitssoldaten entbrannte ein Konkurrenzkampf um geistige Prominenz. Am quatorze juillet würde sich zeigen, welche Baracke den Sieg davontrüge. Das Lager vergass Hunger, Hölle und Nazis, es gab nur noch Festvorbereitungen. Eines abends schlich sich ein gelbsüchtiger Mandarin mittleren Alters von hinten an mich heran, um sich verbeugend vorzustellen: «Guido Stern aus Pforzheim, Klosettfabrikant! Ich bin bekannt als hochanständiger Kerl mit sozialem Gewissen, nichwahr?, hab in der Inflation meine Arbeiter nicht mit wertlosem Papiergeld bezahlt, sondern mit Klosetts, ein halbes Klosett per Woche, nichwahr? Ich habe meine Sekretärin geheiratet, obwohl sie keine Jüdin ist, eine Metzgerstochter, treu und stark wie ein Mann, nichwahr? Ausserdem bin ich der grösste badensische Briefmarkensammler, kinderlos. Adèlche, meine Frau, darf nicht baden, ich hab ihr die grüne Virginia in einem Gummisäckchen untern Busen geklebt, da kommt niemand so leicht ran und niemand wird sie finden, bis wir im Land der Freiheit sind, nichwahr? Da wären wir bei meinem Gesuch angelangt: alle hier sind überzeugt, dass ich der grösste Amerikakenner bin, weil ich habe fal-

len lassen, dass ich zwei Brüder drüben hab, Millionäre, die sich nicht um mich kümmern, weil ich mich nie um sie gekümmert hab, als es ihnen dreckig ging, wie das so in Familien geht, nichwahr? Jedenfalls hat man mir, der noch nie in den Vereinigten Staaten gewesen ist, den ehrenden Auftrag erteilt, am 14. Juli eine Festrede über die *Neue Welt* zu halten. Selbst der Lagerkommandant hat sein Erscheinen angekündigt. Wer könnte da nein sagen? Es herrscht ein glühendes Interesse für dieses Thema, jeder von hier will nach New York, vom Kommandanten bis zu den Internierten. Selbst die Wachen wollen mit. Darum hat dieser Vortrag Hand und Fuss zu haben, er hat authentisch zu sein, mit Autorität, nichwahr? Es entspricht nicht meinem Charakter, diesen Leuten etwas vorzumachen. Da Sie nun gerade von drüben zurückgekommen sind, wollte ich Sie bitten, mir bei meiner Dissertation behilflich zu sein: eine Hand wäscht die andere: Sie liefern die nackten Tatsachen, für den Geist werde ich sorgen, nichwahr? Nach Kriegsablauf würde ich mich eventuell mit einigen Klosetts erkenntlich zeigen, oder sammeln Sie etwa auch Marken?» Ich war nicht gerissen genug, mich den Überredungskünsten dieses schlitzäugigen Klosettfabrikanten zu entwinden und versprach, den Aufsatz zu liefern. Wie oft habe ich mich im Leben von scheinfreundlichen Klosettfabrikanten einseifen lassen! Dass dieser Amerikavortrag ins Wasser gefallen ist, war nicht meine Schuld. Der zänkische Eunuch mit seinen skurrilen Ansprüchen zerriss verächtlich meine Schülerarbeit und befahl, innerhalb vierundzwanzig Stunden einen besseren Aufsatz zu liefern, der drei Richtlinien amerikanischer Demokratie zu enthalten habe: «1. *Dienst am Gemeinwesen*: Jeder Immigrant (greenhorn) hat sofort nach seiner Ankunft in Bluejeans mit einer zu diesem Zweck konstruierten Kratzbürste eine Woche lang New Yorks Times Square von Kaugummiresten zu reinigen, wofür er 20 Cent Stundenlohn erhält. *Demokratie!* nichwahr? 2. *Gewöhnung an die Sitten und*

Gebräuche des neuen Vaterlandes: Dem, der sich nach dem ersten Mai statt mit dem offiziellen Strohhut mit einem Filzhut auf der Strasse zu zeigen wagt, wird letzterer von Uncle Sam eigenhändig vom Dez geschlagen und zertrampelt. *Demokratie!* nichwahr? 3. *Erziehung zu hygienischer Verantwortlichkeit:* Wer auf den Bürgersteig spuckt, wird auf der Stelle verhaftet und ohne weiteren Prozess auf drei Tage nach Sing Sing geschickt. *Demokratie!* nichwahr? «*Heil Hitler!*» reagierte ich.

Guido fand, jeder anständige Mensch müsse zugeben, dass auch Hitler seine guten Seiten habe. Mir wurde klar: Hätte Adolf die Geduld gehabt, mit seinem Rassenwahnsinn wenigstens bis nach dem Krieg zu warten, dann hätte er ihn garnicht zu führen brauchen. Hätte Hitler, dies Idol sämtlicher Klosettfabrikanten der Welt, sich darauf konzentriert, die Geistlicharmen aller Länder unterm Hakenkreuz, mit Dummheit als Generalnenner zu vereinen, wär ihm die Welt ohne einen Schuss in den Schoss gefallen.

Wir waren zu Spaniern gelegt worden, die es sich schon seit einem Jahr in der Baracke dreissig häuslich gemacht hatten. Als Neuankömmlingen zeigten sie uns die kalte Schulter, als Deutsche hassten sie uns. Mit keinem von ihnen habe ich es je zu einer Unterhaltung bringen können. Jeder der bärtigen Hidalgos hatte einen bartlosen Jungen als Geliebte. Bei einem der ersten Morgenappelle (vier Appelle mit endlosem Stillstehn per Tag) fehlte ein junger Spanier. Er wurde nach dem Appell in unserer Baracke erhängt gefunden. Sofort entstand wildes Geriss um den Strick des Gehängten: hunderte kleine Enden wurden als Talisman verkauft. Dies Geschäft wurde von Fachleuten der Baracke einunddreissig aufgezogen:

Bei Kriegsausbruch waren alle ehemaligen Teufelsinsulaner, die sich nach ihrer Freilassung in Frankreichs «villes ouvertes» (Städte, die wegen Steuerschiebungen im siebzehnten Jahrhundert noch heutzutage zweitklassig behan-

delt werden) niederlassen durften, vorsichtshalber wieder aufgegriffen und nach Le Vernet verschickt worden. Hier machten sie, dank ihrer kriminalistischen Überlegenheit, die Baracke einunddreissig zum sagenhaften Mittelpunkt des Groupement A. Die Lagerverwaltung war diesen Schwerverbrechern nicht gewachsen, die Gardes waren bald umgekauft, niemand wagte, den bagnards Befehle zu erteilen: sie waren autonom. Ihr Führer, der «Prinz von Andorra», ein einäugiger Dandy ohne Furcht und Tadel, jeder Zoll ein Mörder, trug unter schiefem Panama in sonnengebräunter Narbenfresse ein schwarzes Monokel. Aus weit offenem Tennishemd, herausfordernd überm Nabel geknotet, strahlte blauweissrot auf seine Brust tätowiert eine Krone. Wortlos leitete er die Appelle seiner Räuberbande mit elegantem Klatschen der Reitpeitsche gegen seine hochhackigen spitzen Lackschuhe. Wie Edward VII von England trug er seine Hosen kein zweites Mal. Nichts konnte ihn aus der Ruhe bringen. Ich sah bei einem Appell seinen jungen Buhlnaben, genannt El Greco, aus dem Glied treten, sich mit einem Küchenmesser den Bauch aufschlitzen und zusammenbrechen, ohne dass der Prinz von Andorra Notiz davon genommen hätte. Unmittelbar danach liess er sich, wie gewohnt, beim Sonnenbad im Liegestuhl von seinen Unterleibeigenen manipediküren und massieren. Ich wollte ihn kennenlernen und schickte ihm eine Nummer von Harper's Bazaar mit Photos von mir. Noch am selben Tag gewährte er mir eine Audienz, in der ich, ohne von ihm eines Wortes gewürdigt zu werden, die Zeitschrift autographieren durfte. Danach teilte mir sein Flügeladjutant herablassend mit, ich sei als Mitglied des exklusiven Spielklubs zugelassen. Ich dachte an einen Scherz; ein Casino im KZ übertraf meine kühnsten Phantasien. Man machte mir klar, welche Ehre es war, in das mysteriöse Nachtleben des Lagers einbezogen zu werden. Dies war in der Tat der einzig wirkliche Erfolg, den mir meine Mitarbeit an Modeblättchen eingebracht hat. Nichts

war diesen Galeerensträflingen unmöglich: auf ihren Befehl war Baracke 32 leer geblieben. Da wurde nachts gejeut: Bakkarat, Chemin de Fer, Würfel. Die prinzlichen Kammerjäger hatten Nachschlüssel zu sämtlichen Baracken, aus denen sie die Spieler nachts abholten. Auch wussten sie einen durch Hochspannung aus dem Lager raus und zum Puff nach Tarbes zu bringen, Briefe rein- und rauszuschmuggeln (die Lagerkommandantur liess, um Zensurkosten zu sparen, die Korrespondenz aller Internierten täglich verbrennen), und Einkäufe zu machen, von Kokain zu Pâté de Foie Gras, alles zu festgesetzten Phantasiepreisen. Zwecks «Erfüllung gewisser Formalitäten» (wahrscheinlich, um mir finanziell auf den Zahn fühlen zu lassen) hatte mich der Prinz an den grossen Simon Simonowitch Seidenschleim, alias Weissager, verwiesen. Geschäftsführer des allmächtigen Pfandleihers und Schleichhändlers Haiman Heiman, der jede Woche der Lagerleitung sämtliche Kantinenvorräte zum doppelten Preis abnahm, um sie zu vierfachem Preis an die Lagerinsassen weiterzuverkaufen. Heiman hatte vier Jahre wegen Spionage (hinter sich oder vor sich?) und meldete sich im August 1940 als «wirtschaftlichwertvoller Jude» nach Deutschland zurück. Vor einer langen Schlange ängstlich wartender Bittsteller wurde ich sofort von einem Schammes in Seidenschleims Wechselstube vorgelassen. Der mittelalterliche Wucherer empfing mich, im Kaftan auf seinem Bett über Schuldbücher gebückt sitzend, fragte nach meinem Bankkonto in New York und räumte mir, im Bedarfsfall, einen offenen Kredit bis zu dreihundert Dollar zu einem Freundschaftszinsfuss von 1% per Woche ein. Ich fand 52% per anno reichlich hoch und wollte wissen, was geschähe, wenn einer vergässe, zurückzuzahlen. «Sowas gibt's bei mir nicht, ausserdem kannst Du zurückzahlen, also was renommierst Du!»

Das Casino war eine leergeräumte Baracke mit Spieltischen. Kerzen verdunkelten diese Unterwelt. Bettler aus

Dreigroschenopern verkauften Bier, aus der Flasche zu trinken: ein Franc per Schluck, vorauszahlbar. Wer einen unbezahlten Schluck wagen wollte, bekam einen uppercut gegen den Adamsapfel. Im übervollen Casino wurde kaum geflüstert. Man hörte das Spiel, nicht die Spieler. Auf erhöhtem Thron über dem Spieltisch thronte der Prinz unter schiefem Panama, mit schwarzem Monokel, offenem Seidenhemd. Unter seinen kurzen Seidenhosen leuchteten zwei auf seine Knie tätowierten Augen bedrohlich in die verqualmte Spielhöllenfinsternis. Ein Theatermann muss die Beleuchtung arrangiert haben. Leben und Tod der Anwesenden hing von den Kniebewegungen des Prinzen ab. Sbirren im Hintergrund wussten diesen Knien jeden Wunsch von den Augen abzulesen und unfehlbare Messer zu schleudern. Jeder Spieler hier war ein Meisterfalschspieler, doch keiner hätte seine Tricks gewagt. Nur der Prinz, der die Bank hielt, durfte gewinnen. Es wurde mit hölzernen Spielmarken von tausend Francs gespielt. Leider war ich nur ein einziges Mal Gast des Casinos. Der habgierige Lagerkommandant verlangte grössere Beteiligung am Gewinn und der Prinz schloss das Casino von einer Nacht zur andern. Unter seiner Führung verliessen sämtliche Teufelsinsulaner in geschlossener Formation mit vollem Gepäck das Lager, nachdem sie ihre Baracke in Brand gesteckt hatten. Niemand wagte es, sie zurückzuhalten. Sie tauchten unter, wurden Maquisards, plünderten die Lande und wurden Helden der Résistance, wie alle anderen Franzosen.

Wir Jammerlappen, denen der Wille, der Mut und der Prinz von Andorra fehlte, blieben gefangen im Lager, konnten uns jedoch eines besonders eindrucksvollen quatorze juillet rühmen, kulminierend in dem achttimmig in die Welt gejubelten Chanson des Arbeitssoldaten. Vielversprechend setzte es ein: «Wir die tapfren Arbeitssoldaten», resigniert klang es aus: «und weinend sinkt die Sonne in die blutige Garonne.» (Sie sank in die Garonne, da sich kein

Reim auf Ariège fand.)

In die verlassene Spielhöhle kamen zweihundert rabiate Rowdies aus einem belgischen Jugendgefängnis, die sich gegenseitig totschlugen (drei Tote in zwei Tagen). Ihnen gegenüber versagten die Gardes, die nur auf wehrlose Bürger abgerichtet waren. Wegen meiner holländischen Kenntnisse wollte man mich da zum Stubenältesten machen. Nur dass ich kein Flämisch verstand, rettete mir das Leben.

Nach dem 14. Juli wurde es täglich heisser, nächtlich kälter, es hagelte Enteneier, und Latrinenparolen, Hitler würde am nächsten Tag das Lager übernehmen. Hoffnung gab's keine mehr, nur noch Angst. Auschwitz stand vor der Tür. Am Nachmittag des zweiten August wurde ich in eine Hütte am Fussballplatz gebracht, wo, völlig unerwartet, meine Frau und die Kinder standen. Ein Dolmetscher, der in Vernet im selben Gasthof wohnte, in dem meine Frau abgestiegen war, hatte diesen unglaublich unerlaubten Familienbesuch möglich gemacht. Das Wunder des Sichwiederfindens hatte sich durch Hardekopf vollzogen: seine Freundin, die einst wunderschöne Schauspielerin Sitta Staub, der ich als Wedekinds nackte Franziska in Dattagen die Hand habe küssen dürfen, war im Frauenkonzentrationslager von Gurs, in den Pyrenäen. Er hatte ihr dahin meine Grüsse gesandt. Meine Tochter Lisette war in dasselbe Lager verschickt worden, schlief neben der alten Morphinistin und erfuhr so meine Adresse. Meine Frau, die im allerletzten Moment mit den Jungens aus Vezelay geflohen war und Frankreich abenteuerlich durchquert hatte, war abgemagert. Die Kinder bestaunten ängstlich meinen kahlen Schädel, doch sprachen begeistert von den Riesenhagelkörnern der letzten Nacht. Ich, ein Skelett, neuaufgeblasen von Hoffnungen, schlug meiner Frau vor, selbst ihr Glück beim Präfekten in Pamiers zu versuchen. Vier Uhr morgens nach diesem Wiedersehen wurde unsere Baracke aus dem Schlaf gebrüllt: «Sonderappell in fünf

Minuten!» Bibbernd vor Kälte und Aufregung warteten wir im Morgengrauen. Nach einiger Zeit erschien der Kommandant Pernod fils mit seinem Stab und fuhr uns an: «Ihr, die Ihr Euch einbildet, Arbeitssoldaten der grossen Armee zu sein, seid der humanen Behandlung dieses Lagers unwürdig. Revolutionäre Elemente unter Euch haben die Regierung mit Gesuchen belästigt. Dafür werdet Ihr in das Straflager von *Catus* versetzt. Da werdet Ihr bis zum Nabel eingegraben. Sprechverbot: beim ersten Wort wird Euch ein Auge ausgestochen. Um fünf Uhr dreissig werdet Ihr mit Gepäck unter strengster Bewachung verladen, nachdem jeder ein Schriftstück unterzeichnet hat, dass er hier gut behandelt worden ist und keine Ansprüche geltend zu machen hat. Mes félicitations, Messieurs! Wegtreten!» Sollte das etwa der Erfolg meiner Intervention sein? Keiner der Arbeitssoldaten sprach ein Wort mit mir. Ich fühlte in meiner Hosentasche nach meinem einzigen Freund, der Giletteklinge, und schwor mir, mich nicht lebend bis zum Nabel eingraben zu lassen. Als wir transportbereit dastanden – auf je vier Mann kam ein Garde, bewaffnet mit Karabiner, Revolver und Peitsche – wurden uns drei unbesorgt lachende Unbekannte angeschlossen, mit Haaren auf dem Kopf, also von der politischen Abteilung: ein Grosser, ein Kleiner und ein Älterer. Ich taufte sie «Die drei Apokalyptischen Reiter». Sie unterhielten sich jovial über Politik, negierten uns. Selbst dass wir vorm Einsteigen in den Zug zu zweit mit Handschellen aneinandergekettet wurden, schien ihre Laune nicht zu beeinflussen. Langsam puffte der Zug über Nebengeleise bergab, bis wir spätnachts im Schlachtbahnhof von Toulouse ausgeladen und ohne Nahrung in einen Schweinestall genagelt wurden. Gern hätte ich mich den Apokalyptischen Reitern genähert, die ungeniert weiterpolitisierten; doch der neunzehnjährige Altphilologe, ein Neurotiker aus Breslau, an den ich unglücklicherweise gekettet lag, schnarchte wie ein Stein. Vor Tagesanbruch – damit niemand uns sah – wur-

den wir in zwei Viehwagen gestopft und an einen Zug gehängt, der über Cahors durch die Gascogne dem Allerschlimmsten entgegenkroch.

CATUS

Vom Bahnhof führte eine Pappelallee ins Dorf Catus. Vorläufig hatten wir im Chausseegraben zu liegen, durften nicht mehr sprechen. Ich klammerte mich an meine Rasierklinge. Die Gardes, an Baumstämme gelehnt, hielten ihre Karabiner auf uns gerichtet. Nichts geschah. Gegen Mittag kam ein kleiner offener Sportwagen angesaust. Ein gutaussehender junger Mann in rosa Pullover fragte nonchalant nach dem Transportführer. Als niemand reagierte, schrie er wütend: «Ich bin Capitaine Schlosser, Lagerkommandant von Catus!» Erschrockenes Gebrüll: «Garde à vous!» Gekettet wie wir waren, sprangen wir auf. Dem jungen Mann wurde mit militärischem Hackengeklappe eine Mappe mit Papieren übergeben. Der neue Kommandant, erstaunt, uns gefesselt zu sehen, befahl den offenen Mundes dastehenden Bluthunden, uns sofort zu befreien und dann allerschnellstens aus Catus zu verschwinden. Wonach die Gardes sich in Gruppenformation kläglich zum Bahnhof zurückzogen. Als sie weg waren, forderte Schlosser, in seinem Auto stehend, uns auf, näher zu kommen. «Ich bitte um Entschuldigung», sagte er mit etwas fistelnder Stimme, «dass Ihr habt warten müssen, es gab kein Benzin in Catus. Ich kenn Eure Dossiers; Ihr seid irrtümlich in ein Konzentrationslager gekommen, dazu ins schlimmste. So etwas wie Vernet dürfte es in Frankreich nicht geben. Ich entschuldige mich. Ihr seht verhungert aus, ich werde für doppelte Rationen sorgen und dafür, dass Ihr Euren Sold nachbezahlt bekommt. Frankreich hat momentan alles verloren, Ihr werdet uns in Eurem eigenen Interesse helfen, Hitler zu verjagen. Darüber werden wir später sprechen. Eure Quartiere sind nicht grossartig, aber

amüsant. Wer Familie hat, kann sich in Catus Unterkunft suchen. Ruht Euch erstmal ein paar Tage aus. Ich werde Euch von einem Omnibus hier abholen lassen. Vive de Gaulle!» und weg war er. Zu gelähmt, den unglaublichen Umschwung zu erfassen, schleppten wir uns zurück in den Chausségraben, als wären wir immer noch gefesselt. Ich musste aus tiefem Schlaf gerüttelt werden, um mit der letzten Fuhre von einem ausrangierten Pariser Omnibus der Linie Q (le Q mène à la Plaisance) bei Abendrot zum Lager zu fahren. Nach dem alten Dorf ging's durch ein von Joachim Patinier entworfenes heroisches Tal mit Felsen (meine Traumlandschaft) zu einem Feudalschloss von märchenhafter Zerfallenheit. Ich zitterte vor Hunger, Sentimentalität und Schwäche über die Romantik unseres neuen Lagers, fiel auf ein leeres Bett und schlief. Schief, bis stechende Nesträume mich weckten, ohne dass mir zum Bewusstsein gekommen wäre, wo ich war. Ich wälzte meinen brennenden Körper auf der Seegrasmatratze bis zum Morgen, um zu entdecken, dass ich von schwarzen springenden Punkten bedeckt war: Flöhe. Ich rannte hinaus in den Morgennebel, rollte mich wie ein rüddiger Hund im nassen Gras und schlief weiter. Erwachte zwischen zerbröckelnden Grabsteinen Auge in Auge mit einem Totenschädel, im Friedhof des Schlosses liegend, und lachte über den grotesken Flohzirkus des Lebens.

Von unseren Vorgängern wohnte keiner im Schloss. Nicht nur wegen der Flöhe. Man erzählte, ein Nacktkulturhystriker des Lagers hätte seine Leidensgefährten zu überzeugen gewusst, dass die Welt nur durch vegetarischen Exhibitionismus zu retten sei. Die zahlreichen Höhlen in den Hügeln um das Schloss herum dienten den *Neobaldurianern* (so nannte sich die Gemeinde) als ideale Wohnstätten. Bei meinen ersten Schritten in die Umgegend traute ich meinen Augen nicht, als mich vor einer Felsenhöhle, keine fünf Minuten vom Schloss entfernt, eine säugende langhaarige Germanin, barfuss bis an den Hals, unter Armheben

mit «Heil Baldur!» grüsste, während neben ihr ein nur mit Stahlbrille bekleideter Hüne wutentbrannt Feuer aus einem Stein zu schlagen trachtete. Ein Streichholz, das ich ihm anbot, wies er verächtlich ab.

Am nächsten Morgen wurde ich zur Schreibstube gerufen, die uns sonst völlig in Ruhe liess. Capitaine Schlossèr war grossartig, vielleicht etwas zu grossartig. Er trug nie Uniform, spielte Tennis und beschäftigte sich damit, eine neue Armee in Afrika aufzubauen und zugleich den Maquis im unbesetzten Frankreich zu organisieren. Mich fand er zu alt für seine Zwecke. Er teilte mir mit, dass meine Familie nachmittags käme, riet mir, eine kleine Wohnung in Catus zu suchen, bot mir Geld an und schickte ein Telegramm an Carmel Snow, Harper's Bazaar, New York, auf das sie nie reagierte. Als ich meine Familie vom Zug abholen wollte, merkte ich, dass ich am Ende meiner Kräfte war. In den sechs Wochen Vernet hatte ich fünfundvierzig Pfund verloren. Glücklicherweise waren wir wieder zusammen, mieteten im Dorf zwei Zimmer mit Küche voller Spinnwebe und schlossen Frieden mit den Flöhen.

Die apokalyptischen Reiter

Gleich in den ersten Tagen hatte ich mich an die mysteriösen drei Reiter gemacht. Sie wussten alles, wussten zuviel, und waren zu gesprächig. Das sollte ihr Untergang werden. Bald erzählten sie auch mir unter allen Siegeln der Verschwiegenheit, dass sie für die contre-espionage des Deuxième Bureau gearbeitet hätten. Neuerdings, seit dies Vichy unterstände, spionierten sie für ein unabhängiges Parallelunternehmen, ich glaube, es hiess «La Surveillance du Territoire». Sie wollten mir weismachen, dass wir Arbeitssoldaten nur aus Vernet abgeschoben worden seien, um ihr Verschwinden aus dem Lager zu verschleiern. Das ganze sadistische Abschiedsmanöver mit der Rede des Kommandanten Pernod fils sei nichts als ein raffinierter Trick des französischen Spionagedienstes gewesen. Denn sie, die drei Apokalyptiker, ständen hochoben auf der Wunschliste der Gestapo. (Die dann auch am Tage unserer Abfahrt in Vernet erschienen war, um sie abzuholen. Ich stand übrigens auch auf dieser Liste, las in einem Buch von Thomas Kernan, dass am ersten Tag der Besetzung von Paris ein Gestapokommando bei Vogue erschienen war, um mich zu verhaften.) Jeder von ihnen war hinter einem Opfer her: Ewald Zweig, alias Ives Rameau, der Grosse, ein Sanguiniker und politischer Journalist mit herausforderndem Lachen, war auf der Jagd nach Monsieur Lemoine. Berthold Jacob, der Kleine, ein jüdisch neurasthenischer Militärjournalist, (berühmt vom *Fall Jacob*; die Nazis hatten ihn aus der Schweiz gekidnappt und nach grossen internationalen Protesten wieder zurückschicken müssen,) war auf der Fährte von Frédéric Drach. Der Dritte, der Ältliche mit gefärbtem Haar, Herr Kammersänger Oliver, war

weniger prominent, obwohl er sich für den bedeutendsten hielt. Er war auf der Suche nach einem Opernhaus, das ihn Carmens Don José singen lassen würde.

Drach und Lemoine. Ich kannte beide aus Paris: Elsässer, Spitzel, Gesindel. Lemoine, ein sprachloser Mönch ohne Gesicht mit grausigem grauen Star: Balzacs dernière incarnation de Vautrin. 1914 hatte er den Bürgermeister von Barcelona ermordet, nachdem er schon vorher wegen Falschmünzerei aus den Vereinigten Staaten deportiert worden war. Er lernte Drach im Spartakusaufstand in Berlin 1919 kennen, bei dem sie beide beide Seiten verraten und verkauft haben. So arbeitete sich Lemoine langsam zum Chef des französischen Spionagedienstes empor. Frédéric Drach dagegen wurde 1932 Chefredacteur der illustrierten Zeitung «*Vu*» (Vorläufer von *Life*), die dem Dandy Lucien Vogel gehörte. Als «*Vu*» eine sensationelle Pro-Sowjet Nummer brachte, denunzierte Drach seinen Chef, der von Russland dafür geschmiert worden war. Grosser Skandal, in dem Vogel gezwungen wurde, «*Vu*» an Laval zu verkaufen. Danach wurde Drach fallengelassen und kam auf den Hund. Ich sah ihn täglich aufgedunsener in Filzpantoffeln zu den Montparnassecafés latschen. Seine Frau, eine lesbische Heroine aus einem de Sade Roman hielt die Familie mit kleinen Heroingeschäftchen über Wasser. Plötzlich schwamm Drach wiederoben. Er arbeitete für Lemoine als Vertrauensmann der Fremdenpolizei. Dies Geschäft war umso erträglicher, als beide, Lemoine und Drach, sowohl vom französischen Spionagedienst als auch von der Gestapo bezahlt wurden, die somit die Emigranten in Paris überwachen konnte. Kein Emigrant bekam von der Préfecture de Police den «*permis de séjour*» ohne Drachs Begutachtung. So konnte jeder Gegner Hitlers schnellstens unschädlich gemacht werden. Gleichzeitig wurden dem französischen Generalstab durch Emigranten (via Drach) gefälschte Dokumente über deutsche Bewaffnung in die Hand gespielt. Selbst Maréchal Pétain

und Général Gamelin sollen der Lemoine-Drach Kamarilla zu Dank verpflichtet gewesen sein. Es hiess, dass Drach, als Madame de Gaulle in geheimer Mission Pétain in Vichy besuchte, im Einverständnis mit der Gestapo nach Afrika geschickt worden sei, um sie als Adjutant einzuholen und zu betreuen. Später wurde Drach, der übrigens dem Schurken Wittacker-Chambers von *Time & Hiss* aus dem Gesicht geschnitten war, in seinem Hotel in Marseille erwürgt.

Wir lauschten den amüsanten Räuberpistolen der drei Aufschneider mit begeistertem Skeptizismus und kamen zu dem Schluss, dass sie nicht ernst zu nehmen seien. Ihr Schicksal jedoch bewies, wie ahnungslos wir waren: Dem Kammersänger Oliver gefiel es zu gut in den nackten Höhlen von Catus. Er verliebte sich in eine Tusnelda, bezog mit ihr eine naturmenschliche Grotte und war eines Morgens mit der jungen Dame, die für die Gestapo arbeitete, von der Bildfläche verschwunden. Ewald Zweig wurde in Toulouse an einer Laterne hängend gefunden. Am weitesten kam Berthold Jacob. Die internationale Schriftstellervereinigung P.E.N. beschaffte ihm das Amerikavisum. Er fuhr mit seiner Frau (wir nannten sie «das Fibrömchen») nach Lissabon, um sich einzuschiffen. Auf dem Weg zum Hafen hatte das Auto eine Panne. Frau Jacob fuhr mit einem andern Wagen voraus zum Schiff, Berthold blieb beim Gepäck. Und ward nicht mehr gesehn.

Ein wunderbarer Herbst in Catus liess die Wunden von Vernet bald zu Anekdoten vernarben. Wer ein Konzentrationslager lebend überstanden hatte, glaubte sich gesund für immer. Doch schon kamen neue Sorgen: eine grausame Hungersnot begann, das Rationierungssystem versagte und wir hatten kein Geld für den schwarzen Markt. Schlimmer jedoch als Hunger war die zunehmende Unsicherheit. Es gab jetzt ein besetztes und ein unbesetztes Frankreich. Wir hatten auf eine gewisse Sicherheit im un-

besetzten Gebiet gerechnet, aber Pétaïns Mephisto Laval verkaufte von Vichy aus Menschen an die Gestapo. Ich hatte also meine ganze Energie auf die Visumjagd zu konzentrieren. Zunächst versuchte ich, die durch Frankreichs Zusammenbruch unterbrochenen Beziehungen zur Aussenwelt wieder aufzunehmen, besuchte meinen Freund Girard in Toulouse, wo ich erfuhr, dass man das Amerikavisum nur in Marseille, und nur mit allerhöchster Protektion bekommen konnte. Als ich aus Toulouse zurückkam, herrschte grosse Aufregung in Catus. Die gefürchtete deutsche Kommission auf Menschensuche wurde erwartet. Capitaine Schlossèr hatte bereits die als Bauern verkleideten Apokalyptischen Reiter mit seinem Wagen ins nächste Dorf, Puy-l'Evèque, gebracht. Uns empfahl er, in die Berge zu verduften, und liess ein Dutzend ungefährdeter Arbeitsoldaten als Lagerinsassen im Schlosshof Holz sägen. Die hinters Licht geführte Gestapo schlug Krach. Capitaine Schlossèr verschwand nach Afrika. Das Lager Catus wurde aufgehoben. Unsere Ferien waren zu Ende. Wir wurden nach Agen verschickt, zwischen Bordeaux und Toulouse. Die Höhlenbewohner betrachteten sich als demilitarisiert und blieben unbekleidet, wo sie waren.

Le Capitaine Lacroix, Commandant la 308^o Comp. de Travailleurs Etrangers à Agen, de Gaulle-Anbeter, wurde bald von einem Pétaïn-Anbeter, dem Capitaine Leroy abgelöst, der mit Geld und leeren Versprechungen Söldner anwarb, um in der deutschen Armee gegen Russland zu kämpfen, wofür er nach dem Krieg füsiliert wurde. Ausserdem war er Amateurphotograph, mir wohlgesinnt, und ernannte mich zum «photographe attitré» der Familie Leroy. Ich war jeden Dienstes enthoben, durfte mit meiner Familie in der Umgegend wohnen, («à Segond» hiess das Gehöft), Zivil tragen, bekam ein paar Schuhe, ein Laisser-passer und freie Reise durchs unbesetzte Gebiet. Dafür musste ich zunächst seine gelähmte Schwiegermama in

Nizza photographieren. Mehr konnte ich mir nicht wünschen, denn der Weg führte über Marseille.

Nizza war ein riesiges Emigrantenlager. Gerade war der schwarze Dollar wegen heftiger Razzias stark gefallen, während das Amerikavisum unerschwinglich geworden war. Mister Engelking, der grösste lebende Visenhändler, hatte sich deshalb gänzlich auf Venezuela-Visen geworfen, die er für tausend Dollar verkaufte, jedoch nur, wenn der Käufer gewillt war, eine eidesstattliche Versicherung zu unterzeichnen, dass er nie im Leben venezuelanischen Boden betreten würde. Nachdem ich die paralysierte Schwiegermutter im Rollstuhl zwischen zwei reissenden Bernhardinerhunden porträtiert hatte, fuhr ich nach Marseille.

P.S. es besteht die Möglichkeit, dass ich – nach einem Vierteljahrhundert – die beiden Capitaine Leroy und Lacroix verwechselt habe; sie waren damals schon schwer auseinander zu halten.

Wie man das amerikanische Visum bekommt

Früh um acht ging ich zum amerikanischen Konsulat, vor dem bereits eine kilometerlange Schlange visahungriger Emigranten stand, denen man ansah, dass sie bereits seit Tagen warteten. Bevor ich mich hinten anstellte, zählte ich, wieviele vor mir rankämen: zweitausendvierhundert. In der ersten Stunde wurden zehn abgefertigt; ich käme also nach zweihundertvierzig Stunden, und da das Konsulat täglich acht Stunden arbeitete, nach dreissig Tagen an die Reihe. Die Wartenden, viele auf Klappstühlen, liessen sich von Familienmitgliedern ablösen; ich aber war allein hier. Das Alleraussichtsloseste, was ich im Leben gesehen habe. Ich schlenderte die Canebière runter zum Vieux Port, fand in der Brasserie du *Loup de Mer* eine ganze Bande vom Café du Dôme, trank Pastis zu einer herzhaften Bouillabaisse und hörte Variationen über das eine Thema: *Visum*. Der Name eines Vizekonsuls fiel, der ein leidenschaftlicher Amateurphotograph sei: Oliver Hiss. Beim Zahlen spielte mir das Schicksal aus meiner Brieftasche eine amerikanische Pressekarte in die Hand, die mir *Life* in New York verschafft hatte, als ich die *V/orlds Fair* photographierte. Ich war selbst beeindruckt, wie offiziell sie aussah mit Passphoto, Stempeln und Signaturen. Damit war mein Krieg gewonnen. Spätnachmittags, nach Toresschluss ging ich mit gezückter Pressekarte ungehindert an den Wächtern vorbei ins amerikanische Konsulat. Niemand war da, den ich nach Konsul Hiss hätte fragen können, so ging ich von Tür zu Tür, bis ich in der zweiten Etage seinen Namen fand: Oliver Hiss, Vizekonsul. Ich klopfte, hörte Stimmen, doch niemand antwortete. Ich klopfte nochmals erfolglos und öffnete die Tür eines leeren

Büros mit einem paperassenbedeckten Diplomatentisch in vorbildlicher Unordnung. Dahinter hing an einem Ständer die amerikanische Flagge: Old faithful. Schwerdefinierbare Geräusche kamen durch eine halboffene Tür aus dem Nebenzimmer, Erinnerungen ans Hotel Celtic in Paris wachrufend. Zum erstenmal im Leben packte mich der Schauer einer religiösen Vision: Gottes Hand griff ein in mein Schicksal. Ich warf einen Blick durch die Tür. Jeder andere Visumsucher hätte sich nunmehr diskret zurückgezogen. Ich Voyeur starrte gebannt: Was mir zuerst ins Auge fiel, war eine Champagnerflasche (Mumm Cordon Rouge Extra Brut) zwischen zwei halbgefüllten Sektgläsern. Hinter diesem Stilleben kniete eine Dame, deren Kopf zwischen den Schenkeln eines auf einem Divan hockenden Mannes eingeklemmt schien. Dieser Mann sah genau aus, wie sich der kleine Moritz einen amerikanischen Konsul vorstellt: graue Flanellhose mit Harristweed Sportjacket. Auf der Erde lag die dazugehörige Dunhillpfeife, an der Wand hing sauer lächelnd Franklin D. Roosevelt. Von der Dame war nur der wuschelige dunkle Lockenkopf, von zwei Männerhänden gehalten, sichtbar. Dennoch – und hier wird es surrealistisch – erkannte ich sie, mit der ich mich in den Vorkriegswochen in Paris in genauderselben Lage befunden hatte. Wenn ich mich nicht täuschte, handelte es sich hier um meine charmante Freundin Sissy M. aus Wien, für die es nur diese eine Form des Lebensglücks gab. Als nun der Vizekonsul meiner gewahr wurde, versuchte er vergebens, sich dem Kopf der Dame zu entwinden und fragte mit amerikanischer Sachlichkeit: «What can I do for you, Sir?» Bei meiner Antwort: «I want a visum!» drehte auch die Dame endlich ihren Kopf, erkannte mich, sprang auf und küsste mich: «Selbstverständlich bekommt Erwin sein Visum! Noch vor keiner halben Stunde haben wir von Dir gesprochen, Oliver ist ein grosser Verehrer von Deinem Akt unter nasser Seide!» Der Vizekonsul erhob sich, um mir die Hand zu schütteln: «Glad

to meet You, Erwin, in dieser Bedrängnis – ich meine den Krieg. Können Sie nicht morgen wiederkommen zu einer günstigeren Zeit, so um Elf herum. Wir erledigen dann die Formalitäten. Hope you don't mind, wie still have to finish a job!» Meine Freundin warf mir augenzwinkernd eine Kussband zu und verliess ebenso diskret, wie befriedigt das Konsulat der Vereinigten Staaten von Amerika in Marseille.

Formularbeladen fuhr ich im Triumph zurück nach Agen. Nach kaltem Hungerwinter mit Pyrenäen im Hinter- und den Gestapo im Vordergrund – sie rückte, nach Juden schnüffelnd täglich näher, es gab bereits direkte Transporte von Agen nach Auschwitz – kam Ende März endlich das befreiende Wort aus Marseille, dass die Familie Blumenfeld sich am soundsovielten April zur Ausfertigung der Visen beim amerikanischen Konsulat zu melden hätte, versehen mit 15 \$ per Person sowie Gesundheitsattesten des Konsulatsdoktors Rodecanacci. Ohne mich eines Blickes zu würdigen stellte dieser Menschenfreund mir für 100 Frs. diese Gesundheitsbescheinigung für Amerika aus. Für die Krankheitsbescheinigung, ohne die ich von Frankreich keine Ausreiseerlaubnis bekäme, verlangte er 1'000 Frs. Dafür durfte ich zwischen Nierenkrebs und Gehirntuberkulose wählen. Als ich den hohen Preis dieser Krankheit beanstandete, sagte er: «Ich lüge nicht gern!» Vom Konsulat bekamen wir eine Bescheinigung, dass uns unser Visum ausgehändigt würde, wenn wir innerhalb von sechs Wochen unsere Schiffskarten vorweisen könnten. Die Schiffahrtsgesellschaften dagegen setzten einen nur auf die Warteliste, wenn man sein Amerikavisum in der Hand hatte. Alle Schiffe waren voll gebucht. Es hiess, Deutschland würde nach dem ersten Juni kein Schiff mehr rauslassen, da England sie auf offenem Meer kaperte und zu Truppentransportern gebrauchte. Der Handel mit Schiffahrtskarten lag gänzlich in den Händen der Unterwelt von Marseille.

Unmöglichkeiten türmten sich auf Unmöglichkeiten. Jetzt wurden auch hier Gestaporazzias gehalten, Menschenjagen in abgesperrten Strassen. Hotels wurden morgens um fünf durchsucht. Jeder lebte in Todesangst. Im «*Loup de Mer*» stiess ich auf den Bruder meiner Freundin Laure d'O. aus Paris. Ein schwerer Junge von achtzehn, der schwarzhandelte. Ich kannte ihn nur flüchtig. Er begeisterte sich für meine Schwierigkeiten, brachte mich zu einem Freund, Direktor der «Messageries Maritimes», der photographiert werden wollte und mir Passagen auf dem «*Mont-Viso*» nach Martinique zum 10. Mai für 10'000 Frs. versprach (ich besass noch 13'000). Da er nicht direkt mit mir verhandeln könne, würde der junge d'O. als Zwischenperson fungieren. Meinen Konsul überzeugte ich mit Hilfe besagter Freundin (eine geschickte Zunge erreicht mehr als tausend weise Worte), mir, entgegen dem Reglement unsere Visen auszuhändigen. Am 9. Mai, morgens um sechs, kam der junge d'O. zu uns in Hotel, um Pässe und Geld abzuholen. Er würde alles um elf Uhr vormittags zum *Loup de Mer* bringen, bat mich, pünktlich zu sein, da er hinterher eine wichtige Verabredung hätte. Mir war's nicht geheuer. Ich war pünktlich im *Loup* und wartete und wartete, wie ich noch nie und nie wieder gewartet habe. Mittag, Nachmittag, Abend. Er kam nicht. Pass hin, Geld hin, o Du lieber Augustin; ich war erledigt. Hatte weder den Mut aufzustehn, noch die Kraft, mich zu betrinken. Ich sprach mit niemandem, wartete und wartete. Bis abends um acht der junge d'O. hereingestürmt kam, ein Kuvert auf den Tisch schmiss und sagte, als hätte er Fürchterliches durchgemacht: «Frag nicht, warum ich spät bin, es war grauenvoll, hier ist, was Du erwartest: Billets und Pässe!» Ich wollte ihm dankbar meine letzten tausend Francs in die Hände drücken, er schlug sie ab: «Von einem Freund nehme ich kein Geld an, nur von Feinden, Bon Voyage!» und rannte weg.

Mont-Viso

Der klapprige Frachtdamper *Mont-Viso* hatte Kabinen für höchstens zwölf Passagiere. Vierhundertvierzig Emigranten wurden in zwei Laderäume dieses Totenschiffs verstaут. Ein schwimmendes Vernet. Bug: *Hommes*, Heck: *Dames*. Wir waren noch nichtmal raus aus dem Hafen von Marseille, Hitler entronnen, als eine heidnische Schlacht zwischen den Ostjuden (den dreckigen Pollacken) und den deutschen Juden (den dreckigen Assimilanten) entbrannte. Nur dem rigorosen Dazwischenschlagen unserer Besatzung, bestehend aus Urwaldgorillas, ist es zu danken, dass sich nicht alles gegenseitig über Bord geschmissen hat. Als wir bereits auf hohem Mittelmeer schwammen, starrte mich vom Titelblatt einer Zeitung, die jemand neben mir las, der junge d'O an, mit bandagiertem blutigem Kopf zwischen zwei Polizisten. Darunter in fetten Buchstaben: *Autobandit nach wilder Schiesserei auf Canebière verhaftet*. Er hatte erst meine Papiere von den Messageries Maritimes geholt, mit ihnen in der Tasche einen Juwelier ermordet, und war hinterher zum *Loup de Mer* gerannt, um mir alles abzuliefern, ohne einen Cent zu verlangen. Am nächsten Tag haben sie ihn geschnappt.

Am übernächsten Morgen wurde in Algier Schwefel entladen, der uns grünlichgelb überpuderte. Dann ging's viel zu schnell über Oran durch die Strasse von Gibraltar der afrikanischen Küste entlang nach Casablanca, wo keiner an Land durfte: Quarantäne! Hitlerorder aus Vichy.

Wochenlang liess man uns im siedenden Hafen auf glühendem Eisenschiff wie Spiegeleier braten, wobei sich, wie im Konzentrationslager, soziale Schichten kristallisierten. Bei täglich zunehmender Hitze wurden Menschen und Nah-

rung ungeniessbarer. Bei abnehmender Verpflegung nahm die Scheisserei zu. Menu: Soupe forestière, Ragoût impérial, Légumes printaniers: immer nur Dörrgemüse unter verschiedenen Namen. Das Wasser stank, waschen konnte man sich kaum. Der Kapitän würdigte keinen von uns eines Wortes. Als Frachtfahrer hasste er Passagiere. Kassy, eine Rosenkreuzfahrerin, die sich lebhaft einbildete, Enkelin des Fürsten Bismarck zu sein, schlief mit dem Kapitän, angeblich um dahinter zu kommen, warum wir im Hafen stagnierten. Er hat keine Silbe verloren (welche hatten an der Kajütentür gelauscht).

Am 22. Juni (Hitlers Einfall in Russland) dampfte der *Mont-Viso*, ohne uns ein Wort zu sagen, unter Eskorte von französischen Torpedobooten aus dem Hafen von Casablanca ins offene Meer, Richtung Amerika. Passagiere umarmten sich schluchzend: *Gerettet!* Ich hatte keine Lust, die Nacht im kochendheissen Laderaum zuzubringen, blieb an Deck, in der Hoffnung, endlich das südliche Kreuz zu entdecken, entdeckte aber nur gegen Mitternacht zu meinem Entsetzen, dass der Polarstern am Horizont einer; Kreis von 180° beschrieb: wir fuhren zurück. Verzweifelt rannte ich zum Kapitän, der mich mit einer Handbewegung wortlos von der Kommandobrücke wies. Am nächsten Morgen lag der *Mont-Viso* wieder an genau demselben Fleck in Casablancas Hafenhölle. Nach einigen Tagen ankerte die *Alcina*, ein grösseres Emigrantenschiff, das gerade sechs Wochen in Dakar geschmort hatte, neben uns. Erster Gedankenaustausch von Bord zu Bord Kaluscheks Gebrüll: «Habt Ihr Schweizer Käse??» Nach fast zwei Monaten im Hafen drohte bei uns die Pest auszubrechen. Um dem vorzubeugen kam eine Order, uns innerhalb von zwei Stunden in marokkanische Konzentrationslager abzuschieben: Erwachsene ins Atlasgebirge nach Kashba Tadla, Kranke und Leute mit kleinen Kinder nach Sidi-el-Ajachi, 100 km südlich von Casablanca. Bei sengendem Schirokekwüstensommer in einem Stechfliegen-

nest hinter Stacheldraht bewacht von Senegalesen (viel menschlicher als die Gardes mobiles in Vernet), stöhnten wir im Juli des Jahres 1941 in elenden Lehmhütten unserem Ende entgegen. Mein Jüngster hatte Kopfläuse und Fieber mit regelmässigem Plateau, man drohte mit der Typhusbaracke in Mazagan. Meine Tochter litt mit geschwellenen Lippen und Lidern ohne Worte an Skorbut, während ich mit meinem Taschenmesser an einem böseiternden Brustgeschwür meiner Frau rumstocherte.

Als man sich nach dem ersten Schock auch an die Stechfliegenplage gewöhnt hatte, wurde es beinah romantisch in Sidi. Eines Morgens wurde sogar eine Riesenschlange die ihren Kopf zu neugierig aus einer Tinette gestreckt hatte, erschossen und unter Kindergejubil durchs Lager getragen. Der Lagerkommandant, wiederum ein alter deutscher Fremdenlegionär, lud mich zum Pfefferminztee in sein Harem ein, liess die Damen des Serails vor mir knien und befahl einer elfjährigen Scheherezade, die älteste Haremsdame (28 Jahre alt) mit einem Staubwedel zu verprügeln, wozu wir Wasserpfeife rauchten.

Die Wachen konnten nicht lesen, doch honorierten ein Metrobillett aus Paris – das Loch gefiel ihnen – als Laisser-passer, präsentierten das Gewehr und öffneten zähnefletschend das Tor zur Märchenwelt. Wir entdeckten auf schwarzem Fels, hoch über kakaobraunem Fluss, das leuchtendweisse Traumstädtchen Azemmour aus Tausendund-einer Nacht mit Kalifen, Störchen, verschleierten Huris, Derwischen und Wunderrabbis. Wir liefen durch Kakushaine, wo Kamele, von ihren Jungen begleitet, idyllisch im Kreis Wassermühlen drehten, durch sanftgrüne Dünen zum lauwarmen Ozean. Während wir badeten, rannten Araberjungens mit unseren letzten Schuhen davon. Auf dem *Mont-Viso* hatten wir uns mit einem spanischen Grande und seiner schönen Frau Gesussa befreundet, die

auf dem Weg nach Mexiko waren. Er war ein grosser Kropfoperateur und Morphinist. Als es ihm im Lager zu bunt wurde, nahm er sich mittels einer Überdosis seines Lieblingssmittels teilweise das Leben und wurde im Koma ins Hospital von Mazagan überführt. Bereits zwei Tage danach wurde er dort Chefarzt und lud uns elegant zu einem homard flambé mit Champagner ein. Unsere Amerikaner würden nach drei Monaten automatisch ihre Gültigkeit verlieren. In letzter Minute, Ende Juli, kam eine tüchtige Kommission der HIAS (Hebrew Immigration Aid Society), jüdische Zivilisten, die ohne Wichtigtuerei unsere Papiere begutachteten und Telegramme kabelten. Völlig unerwartet dampften wir am 2. August 1941 als Zwischendeckpassagiere auf dem portugiesischen Luxusdampfer *S.S. Nyassa* abgemagert bis auf die Knochen aus Casablanca's Hafenglut hinaus in die Freiheit. Beim ersten Schiffsdinner verschlang mein Jüngster ein ganzes Pfund Zucker.

Stundenlang starrte ich von meinem Lieblingsplatz am Bug des Schiffes hinunter in die Woge, die wir ins Weltmeer fürchten. Neuen Sorgen entgegen. Um mir Mut einzuflössen, dachte ich zurück, wie ich vor zwei Jahren New York im Handumdrehn erobert hatte, um mir daraufhin einzubilden, Amerika zu kennen und zu lieben. Wird es mich als Konzentrationslagerphantom überhaupt empfangen? Mir kleinem Emigranten blieb ja wirklich nichts anderes übrig, als mich blindbegeistert, von keiner Sachkenntnis getrübt, Illusionen an den Hals zu schmeissen.

Die bisherigen Kulturbeiträge der Neuen Welt liegen auf meinem Gebiet, der Groteske. (E.A.Poe, Jazzmusik, Bourleske, Striptease, Slapstick und die Filmkomik von Charlie bis zu den Marx Brothers). Ich nahm mir vor, Kultur in mein neues Vaterland zu schmuggeln, zum Dank, dass es mich aufnahm.

Am siebenten Tag, hinterm Feuerschiff *Ambrose* verlangsamte sich die Fahrt. Möven kreischten, Passbeamte, Lot-

sen, Reporterkletterten an Bord. Ich erlebte zum zweitenmal, wie aufgeregte Passagiere sich ungeduldig mit Krimstechern an die Reling drängelten, um als erster den ersten Wolkenkratzer entdeckt zu haben.

Aus sich lichtenden Nebelschleiern des Golfstroms tauchte silbergrünlich fern ein Landstrich, ein Dünenstreifen aus dem Atlantik: die Neue Welt! Dächer auf enttäuschend niedlichen Spielzeughäuschen, eins neben dem andern in kindischen Altdamenfarben: rosa, lila, frieda, hellblau, beige, eins wie das andere. Dahinter sinnlose Riesenspielzeugeisenkonstruktionen aus einem Meccanobaukasten: New Yorks Lunapark, Coney Island. Langsam glitten wir zwischen geschäftig tutenden Hafengebötchen an einem alten Mäuseum (Fort Hamilton) vorbei in New Yorks Hafengege, die Narrows. Erst zu allerguterletzt, unter Aufsicht der grünspanigen Liberty, stiegen die gigantischen Wolkenkratzerkulissen Manhattans lilagrau lasiert (jede Stadt hat ihre eigene Farbe, New York geht ins Violette) in den unmenschlichen Augushimmel und entlockten Kulascheck das Kompliment: «Is dat alles??»

New York empfing uns mit offenen Armen und leeren Händen. Mein Chasebankkonto war blockiert (wurde nach wenigen Tagen anstandslos freigegeben). Freunde, die Geld versprochen hatten, um mir über den Anfang hinzuhelfen, versagten. Mit gepumptem Geld kaufte ich mir am nächsten Morgen einen Sommeranzug für 19.75 und ging zu Harper's Bazaar. Carmel Snow thronte, beide Füße unbeschuh auf dem mit Photos übersäten Schreibtisch, inmitten ihrer jasadenden Redaktrizen und ihres nichtssagenden Artdirektors Brodovitch in ihrem glühendheissen Privatkontorchen. Ohne aufzustehn, ohne aufzusehn, befahl sie hochofrenut, als hätte kein Weltkrieg uns vor zwei Jahren getrennt: «Blumenfeld! vom Himmel gesandt: zwei Seiten von Huené sind unmöglich und er ist wieder in Ferien. Wir müssen morgen

die September- nummer abschliessen. Gehn Sie schleunigst rauf ins Studio und machen fabelhafte Retakes. Ich sitze mitten in den Herbstkollektionen, eine der nächsten Wochen werden wir lunchen und Sie dürfen mir dann Ihre Kriegserlebnisse auftischen.

You look splendid. Jetzt aber machen Sie rasch ein paar echte Blumenfeldseiten, sensationelle masterpieces! We have to keep deadlines! So long!»

Das klang viel- versprechend niederschmetternd. Im bleikammerigen Bazaar-Studio, hoch unterm Dach, schwitzte ich bei 100° Fahrenheit und 1'000% Feuchtigkeit ohne Aircondition an acht Seiten, bis ich nach Mitternacht auf einen Stuhl in Schlaf fiel. Beim Erwachen am nächsten Morgen wurde mir ein Brief in die Hand gedrückt. «My dear Blum: Wir alle sind entzückt, dass Sie mit ihrer Familie sicher in U.S. A. angekommen sind, um wieder für Harper's Bazaar zu arbeiten. Da die gestrigen acht Photos in unserem eigenen Studio mit unserem eigenen Material aufgenommen wurden, müssen wir begreiflicherweise 100 Dollar per Seite für unsere Unkosten in Abzug bringen, sodass Sie diesmal nur 150 Dollar per Bild erhalten. Love Carmel». *Love* in der ersten Nacht für achthundert Dollar: *America for you.*

Blumenfeld Studio Inc.

*«Was man in der Jugend wünscht
hat man im Alter die Fülle.»*

Dichtung und Wahrheit

Gleichzeitig mit der Welt war ich in den fünfziger Jahren gelandet. Blumenfeld Studio Inc., 222 Central Park South, Midtown Manhattan. Auf der Nase die gehasste Brille, mit der ich wohl oder übel auszukommen hatte. Sich übererfüllende Jugendträume trachteten mich zu erdrücken. Gadgets (ein amerikanisches Wort für Apparaturen, die das Leben erleichtern sollten und es unmöglich machen): jüngste Linsengerichte haufenweise, Intrigen ringsherum, unwahrscheinlich angemalte Schönheiten, models, Puder, Schminken, Nylondessous, Nylonaugenwimpern, Kunstlicht, phony shadows, real falsies, falsche Lachzähne, künstliche Tränen, gekünsteltes Lächeln, gefärbte Haare, Plastic-Fingernägel, knisternde Unterröcke, waistcinches by the inches, unentwirrbares Zuviel von allem, alles ist allen immer zuviel. Inmitten dieser Störungen suche ich chaotischer Unordner das Zauberwort, Unsinn in Sinn zu verwandeln, während das Grammophon Don Giovannis Ende kratzt. Angsteinflössende Stroblampen (shocktreatment 1/10'000 Sekundenblitz), tausend Sonnen in den Schatten stellend, starren mich nie genug produzierenden Photographen an, teilnahmslos an meinem Kampf gegen die Tücken des Objektivs, der Form, der Zeit: deadline. Kein Mittagessen, aber immer bereit für's letzte Abendmahl, a last shot in the dark und dann ein Happy End. Drinnen Rekordhitze in Zerfahrenheit, draussen Rekordschneefall. Alles für den Rekord. Verfluchtes Telephon: the taxexaminator wants his take, Vogue wants a retake,

the mailman ringeth always twice, the exterminator fragt nach Ameisen, ununterbrochenes Geklingel. Klingelt's nicht, fühlt man sich in Vergessenheit geraten. Man hängt ab, man hängt. Rembrandt musste schon mit fünfzig vom Hungertuch leben. Ich bin achtundfünfzig und kein Rembrandt. Bin hier eingestuft als Berufsphotograph – beleidigend wie das deutsche «Kunstphotograph». Old fashions und sonst wenig Getränke. No smoking. Von Zeit zu Zeit eine Havanna (*Upmann*), gefolgt von katzenjammerndem Gehirnkrebs. No dope, no dough, no carnival: unamerican forever.

Wie eine Seuche senkte sich – telephonisch vorangemeldet – eine Alkoholwolke ins Studio. Derselben entstieg ein Haufe zigarettenrauchender Robots in grauem Flanell unter hellgrauem Stetson, lächerlich wie ein Cowboyhut, wohlgenährte provinziale Executives, ein Meter achtzig hoch: *The Corporate Image U.S.A.* (der individuelle Ausdruck von Phantasielosigkeit). An jedem dieser Ebenbilder hing vorn eine lilagrügestreifte Kravatte, vom selben Goldklipp mit eingraviertem Firmenschild: *Green & Violet, Kalamazoo (Mich.)* ans Oberhemd geklemmt, während aller Hosengürtel die gleiche faustdicke Silberschnalle schmückte, denn Geo Green (sprich djidji), Chairman of the Board und Präsident von Green & Violet, der grössten Kalenderfabrik der Welt, war stolz auf seine 250'000 Acres Farm «deep in the heart of Texas.» Die Uniformiertheit der Horde war freiwillig. Amerikaner sind Kostüm- und Parade-Exhibitionisten. Wer jedoch gewagt hätte, Individualismus an den Tag zu legen, wär als «Roter» rausgeflogen. (Die Amerikaner ahnen nicht einmal, wie gleichgeschaltet sie selbst sind.) Alle starrten geistesabwesend im Studio rum, bis einer, der die andern um Haupteslänge überragte, zum Wort griff, wie zu einem Tonband, jeden Buchstaben derartig überbetonend, dass die Eintönigkeit einschläferte: «Mister Bi! Oder darf ich Eugene sagen? Eugene! Ich bin Dwain Stuart, Senior Vice President and Su-

pervising Head Artdirector bei G & V (dji änd wi). Um mich kurz zu fassen: Andy Armstrong, der unumstrittene Leonardo der Kalenderkunst, der Raffael der Airbrush (Luftbürste!), der grösste lebende Illustrator (Illustration ist jene amerikanische Kunst, die mit Photos als Vorlage naturgetreuer sein will als die Natur), wohnt in ihrem Haus und hat zu GG von Ihnen gesprochen. Fühlen Sie etwas dafür, bis an Ihr Ende eine Million Dollar per Jahr zu machen??» Noch nie hatte ich den Namen dieses Wohltäters A.A. gehört. (Ich wohnte erst seit zehn Jahren in 1 W 67th Street; in New York kennt man keine Nachbarn.) Ein Angebot von einer Million Dollar per Jahr war mir ebenfalls neu. Ich versuchte, gleichgültig zu nicken. «Andy», fuhr er fort, «gehört uns mit Haut und Haar. Für ein kontraktlich lebenslang garantiertes Minimum von 100'000 Dollar per Kalender hat er an jedem Monatsersten einen Kalender abzuliefern. Er ist pünktlich und genial. Ebenso genial mit Icecream lutschenden Pin-up Girls im Dampfbad wie mit grasenden Kühen am Rande des Grand Canyon im Schnee. Ein Genie ist in allem ein Genie und Andy ist das kompletteste Genie bei Dji und Wi. Da er angedeutet hat, bei Ihnen Fähigkeiten zu vermuten, sind wir hier, um rauszufinden, ob Sie die unerlässliche Anpassungsfähigkeit besitzen. Um Ihnen ein Beispiel von Andys Elastizität zu geben: bei den grasenden Kühen hat sich GG mit Recht daran gestossen, dass bei mehreren Eutern mehrerer Kühe überflüssigerweise alle vier Zitzen ins Auge fallen. Ohne ein Wort des Widerspruchs hat ihn Andy innerhalb von vierundzwanzig Stunden zufriedengestellt, indem er einfach jeder Kuh mit seiner Airbrush eine Zitze weggespritzt hat. Für eine Million im Jahr macht man schon mal kleine Konzessionen: Konzessionen machen den Künstler! Nur GG macht keine auf dem Gebiet der Moral, denn wir sind Puritaner. Sie dürften wissen, dass der *Postmaster General* (der kommandierende General aller Briefträger) die Sittlichkeit der Vereinigten Staaten von

Amerika in strengen Händen hält. Postversand der Abbildung eines weiblichen Wesens mit mehr als einer sichtbaren Brustwarze ist ein strafbares Verbrechen. GG geht einen Schritt weiter: er lässt auf unseren Kalendern eine Brustwarze durchgehen, jedoch nur insofern sie von transparenten Geweben gemildert wird. Der Postmaster verbietet Schamhärchen unterm Arm. GG gestattet sie nichtmal auf dem Kopf, es sei denn, dass sie von einem Hut oder wenigstens von einem Band im Zaume gehalten werden. Ein weiterer Zug unserer moralischen Toleranz: bei entkleideten Damen lässt GG nackte Füße zu, vorausgesetzt dass nie mehr als vier Zehen ein und desselben Fusses in Erscheinung treten. Wozu braucht ein Weib, das mit vier Zehen verführen kann fünf? Bei diesbezüglichen Meinungsumfragen (wir haben 18'000 Stichproben gemacht) hat sich die öffentliche Meinung aller Staaten, leider mit Ausnahme von New York State, zu vier Zehen entschieden. Wir bei G & V, als Diener der öffentlichen Meinung sind berühmt dafür, in den fünfundfünfzig Kalenderjahren unseres Bestehens keinen einzigen Fuss mit mehr als vier Zehen veröffentlicht zu haben – our trademark! «Kunst hat ebenso sexy zu sein, wie moralisch zu scheinen» ist der Lieblingslogan von GG. Wir haben über eine Billion Kalenderkunden von Kalamazoo bis Calcutta zu befriedigen. Ob Sie geeignet sind, uns dabei zu helfen, Brie, können wir erst beurteilen, wenn wir zunächst alle zusammen (togetherness war das Modewort) einen kritischen Blick in Ihr Musterbuch geworfen haben.

Mir fehlt die soziale Gewandtheit, mich solchen Ungeziefers zu entledigen. Wie in den Religionsstunden der Schulzeit liess mich mein Humor mit einem Lachkrampf auf den Boden fallen. Kaum jedoch hatte die Herde hinter ihrem beleidigten Leithammel das Studio geräumt, als es mir leid tat, um die verlorenen Millionen; doch viel leider noch um die Barbarisierung der amerikanischen Menschheit. In der kurzen Spanne einer Generation hat sich die von Europa

hergebrachte kulturelle Erbmasse zu einer faden Limonade verwässert, die neuerdings von der alten Welt als Psychodelikatesse wieder aufgesogen wird.

Hurrah Amerika! Heute, nur fünfzehn Jahre nach obiger Begegnung mit den puritanischen Kalenderclowns kann man in New York an jedem Zeitungskiosk die selbst in Paris als unmoralisch verbotene «Histoire d'O» für \$1.25 kaufen, und die New York Times Book Review rezensiert unter ihrem Motto *All the news that's fit to print* mit geilem Ernst die Memoiren eines viktorianischen Meisterschweinigels, «*My Secret Life*». Im Greenwich «Village», im Herzen der Stadt, sind in zahlreichen «Underground» Kinos nackte Lesbierinnen beim Liebes- und halbnackte Beatniks auf dem Klo beim Banjospiel zu sehen, und zu allem drücken Polizei und Postmaster, die sich gestern noch übermässig aufregten, aufmerksam beide Augen zu. Solange die Haare der amerikanischen Jünglinge sich proportional zur Verkürzung der Frauenröcke verlängern, ist Amerika noch nicht verloren!

Adaile

Nach Weihnachtsferien in Florida sausten wir am 3. Januar 1951 mit ninety miles Geschwindigkeit zurück nach New York. Ich sass auf dem Todessitz neben meinem Sohn, der den offenen Wagen fuhr. Ein Hinterreifen knallte, zeitlupisch langsam sah ich den Wagen steuerlos ins Nirvana torkeln. Schmerzlos seliges Ende, hätte man mich nicht nach einer Stunde blutüberströmt aus der zerschmetterten Karre gezogen. Sohn unbeschädigt, Muttlein zwei Rippen gebrochen. Sie allein war, wie sie stolz betonte, gänzlich bei Besinnung geblieben, ohne jedoch sagen zu können, was sich ereignet hatte. Mit einer neunstichig genähten Kopfwunde – keine edleren Teile verletzt – trauamtanzte ich nachts mit einer schwarzen Nurse durchs Josephsspital von Charleston, Charleston, South Carolina, wie einst in der «Rotonde» in Paris. Am nächsten Morgen zurück nach New York, wo wilde Sitzungen mich erwarteten. Einen Monat danach glitt ich an einem Sonnabendmorgen, gehirnerschüttert auf den Wohnzimmerteppich. Schliefe vier Wochen lang unter Gewimmer, um danach als wacklige Leiche mein altes Leben wiederaufzunehmen. Am zweiundzwanzigsten Mai zurück im Studio zur ersten Sitzung: farbige Doppelseite, ohne Rand für *Beautiful Bryans: Walk in Red-Carpet resplendence wearing beautiful Bryans «frost and fire fantastics»...* *It's the new Lambert glow for legs! Always a shad ahead!* Die geistesgestörte Sally Plummer, Cheftexterin, hatte diesen Mist während des letzten halben Jahres fabriziert und las ihn, jedes Wort überbetonend, zum dreissigsten Mal in Trance vor, ohne zu merken, dass niemand hinhörte. Allen, sogar sich selbst den Rücken zukehrend, sass in einer Studioecke

der halbanalytisierte Ted Turner, Artdirektor und schwuler Stotterer, der lispelte, weil er das für British hielt. Mit schwarzer Kreide zeichnete er unsichtbar sonnenuhrartige Schmetterlinge auf schwarzes Papier, wobei seine (durch Jahr für Jahr auf Xmas cards berühmt gewordenen) buschigen Augenbrauen unwiderstehlich vibrierten. In der gegenüberliegenden Ecke zuckte in beleidigten Konvulsionen Guinness McGuinnec, der Accountexecutive.

Nach acht Highballs extra dry gezwiebelten Beefeater Gibson Martinis beim Kundenlunch war ihm der Zweck des Daseins entrutscht. Ein Accountexecutive hat keinen. Er nagte an einer zerknitterten Zeitung aus dem Papierkorb. Gottseidank war dieses Agentur-Volk miteinander «not on speaking terms». Ich, selbst noch etwas klapprig, bemühte mich, die Sitzung von der obersten Stufe einer nicht ganz standfesten Leiter aus der Vogelperspektive in Schwung zu bringen. Vor mir hing, nach unten gerichtet, an einem Stativ, das einer Zahnarztguillotine glich, die grosse Kamera. Neben mir glühte aus Giraffenhöhe eine 5'000 Wattlampe hinunter auf drei unwahrscheinlich extralange nylonbestrumpfte Beine. Die drei Oberkörper dieser Pracht lagen dicht ineinandergedrückt unter einem Hermelincap auf harter Matratze, das ungezeigte Bein unter dem jeweiligen Popochen. Folgens lay-out hatten sechs bestrumpfte Beine in « *The New Lambent Glow* » von rechts nach links die Doppelseite hinabzusteigen. Mein Ehrgeiz, etwas fürs Geld zu liefern, komplizierte jede meiner Sitzungen proportional zur Bezahlung.

Meine Assistentin Evelinde – es war ihr erster Tag – eine reizlose Zwergin mittlerer Grösse, rannte kopflos durcheinander. Das Studio war ein Tollhaus. Die ersten zwölf Aufnahmen für die rechte Seite vollzogen sich programm-gemäss. Bei der zweiten Aufnahme für die linke Seite: *Knall*: Hiroshima mon amour: glühende Glassplitter, Weiber-geschrei, Weltuntergang, Blut, Feuer, Brand, Kurzschluss, Nacht mit Irrlichtern. Bevor ich begriffen hatte, dass die

grosse Lampe explodiert war, waren die Apokalyptiker der Werbe-Agentur aus Angst vor eventuellen Schadenersatzansprüchen vom Kriegsschauplatz verschwunden. Unter mir im Dunkeln entleerte die rasende Evelinde Wassereimer auf Wassereimer über die sich im Studiodreck wälzenden blutigen Modelle, die wimmernd kalkulierten, für welchen Betrag sie mich verklagen könnten.

Ich hielt es nicht länger auf meiner Leiter aus, kletterte runter, um mit einer Flasche Coca Cola den stellenweise qualmenden 15'000 Dollar Hermelinmantel endgültig zu ruinieren. Das Licht ging wieder an, ich konnte recht zufrieden sein mit der harmonischen Entwicklung meiner ersten Sitzung post mortem. Während Evelinde einen im Nebenhaus wohnenden jungen Doc(tor) für erste Hilfe (die kaum nötig war) holte (in jedem Nebenhaus in NYC wohnen zahlreiche Doktoren), erzählte ich den ebenso uneigennützig wie interessiert lauschenden Göttinnen, dass ich für jede von ihnen bis 10'000 Dollar versichert war, und versprach, das Meine zu tun. Ausser ernsteren Löchern im Hermelincape hatte jedes Modell ein paar weniger ernste Kratzer hochoben an den Beinen, deren sich der junge Arzt liebevoll annahm. Zum Schluss füllte er Sozialversicherungsformulare aus, wobei er, um sich beliebt und wichtig zu machen, alles möglichst verschlimmerte. Als er gegangen war, blieben die für den ganzen Nachmittag gebuchten Damen gemütlich auf der Erde sitzen.

Doddy Goddy, platinablondes Cowgirl aus Arizona, wo die längsten Beine herkommen, winselte mit Babystimme um Gin. Schon mit vierzehn war sie Rodeoqueen im Wildwest gewesen. Jetzt war sie, je nach Bedarf, sechzehn, sechsundzwanzig oder sechsunddreissig, she was a dike (finger in the hole: lesbian)* und a fagmoll (Pupenliebchen), hatte alle Gleichgewichte über Bord geworfen, war einen Monat stinkreich, den nächsten bettelarm. Vor ein paar Jahren hatte sie die Millionenerbschaft eines Boyfriends in neun Monaten Wohlgefallen aufgelöst, hatte in

*Obszöner, amerikanischer Vulgärausdruck

Los Angeles eine Garage mit sechszwanzig weissen Jaguars und sechszwanzig livrierten Negerchauffeurs gefüllt. Als das Geld aus war, schlug sie sich in einem Junkjoint in Frisco als Kellnerin und Sweetheart eines Banjoplayers durch. Da wurde sie von einem Talentscout für die latin Quarters in New York entdeckt und strahlte als vollbusigstes Showgirl am Broadway, bis ein Photograph ihr eine Glanzkarriere als Highfashionmodel (60 \$ per Stunde) vorspiegelte, wenn sie es fertigbrächte, vierzig Pfund abzunehmen. Sofort fing sie an zu hungern, schluckte Pillen, verlor sechs Wochen lang zehn Pfund per Woche und ward ein suppenkasperähnliches Gerippe.

Vitaminspritzen brachten sie schnell zurück auf ihr ursprüngliches Gewicht. Pillen machten sie wieder spindeldürr. Bis sie mit ihrem Metabolismus ihren Verstand verlor und in einer Irrenanstalt landete, aus der sie, nachdem alle Ärzte, Krankenschwestern und Patienten mit ihr geschlafen hatten, als geheilt entlassen wurde. Nun tröstete sie sich mit Marihuana und der von ihr erfundenen Doppelanalyse: sie ging gleichzeitig zu zwei brainstretchers, die nichts voneinander wussten, und schlief mit beiden: lay analysis. Zu mir kam sie für neue Träume.

Adaile Allmay, Tochter des Cosa-Nostra-Don, Adolfo Four Finger Allemanno, war «a good trooper», ein zuverlässiger Kerl mit zwei gesunden Lungenflügeln. Sie hatte die Ruhe weg. Mit goldenem Feuerzeug entzündete sie eine Corona Corona und orderte, als sei sie in einer Bar, Rye on the rocks. Als Symbol ihres unbändigen Unabhängigkeitstrieb trug sie, eingewickelt in ein Spitzentüchlein, einen geladenen Revolver im Busen, machte aus ihrem Herzen ein Mördergrübchen. Zurzeit meiner New Yorker Anfänge, die auch ihre Anfänge waren, hatte sie nicht geruht, bis ich Probeaufnahmen von ihr machte.

Sie wollte fashionmodel werden, ist es nie geworden; sie hatte andere, grössere Erfolge. Zum Dank weihte sie mich in die hiesigen Sitten und Gebräuche ein und wir wurden

Freunde. Jahre danach wollte sie von mir alle Geheimnisse der Farbenphotographie in vierzehn Tagen lernen, glaubte mir nicht, dass es keine photographischen Geheimnisse gäbe und störte mich ein paar Wochen lang in der Dunkelkammer, wofür sie ewige Dankbarkeit versprach.

Am wenigsten wusste ich von der wippnäsigen Barbara Codik, dem einzigen Modell, das ich je auf der Strasse entdeckt habe. Ich bildete mir ein, in ihrer nackten Aggressivität die «Frau der Zukunft» gefunden zu haben und gebrauchte sie sofort für eine Vogue Titelseite. Auf der Erde sitzend starrte sie mich unerforschlich an, bestellte einen Wodka Martini und fiel mit dem Knirschen einer sterbenden Rechenmaschine in eine Ohnmacht, aus der sie erst bei Ankunft der Getränke erwachte.

Die pix waren glorious, die Agentur tickled pink (ausserordentlich zufrieden), Doddy rief nach drei Wochen befriedigt an, die Versicherung hätte sich mit ihr auf 2'500 Dollar geeinigt. Adaile verzichtete auf Schadenersatz, weil nichts passiert sei und weil sie es nicht nötig hatte. Von der Frau der Zukunft: beredtes Schweigen. Sie war am Tag nach der Katastrophe unerreichbar gewesen, hatte für Macy's als «bathing beauty» posiert, also konnte es ihr nicht zu schlecht gehn.

Nach einem halben Jahr brachte ein Gerichtsvollzieher die Klage Codik contra Blumenfeld auf 10'000 Dollar Schadenersatz. Zwanzigmal mehr als ich besass. Zusammen mit mir wurde der Hersteller der Lampe, General Electric, ein Billionenkonzern, verklagt. Anschliessend eine Zusatzklage: Barbaras Gatte verlangte hunderttausend Dollar Entschädigung dafür, dass er seine Frau sechs Wochen lang nicht unbehindert hatte benutzen können.

Ausser den gerissenen Anwälten der Firma Katsch, A. S. Catch & Kan, die sich an Barbaras Unglück fifty-fifty beteiligten, besass Barbara zwei wohlgeformte Beine. Würde man ihr Gelegenheit geben, diese den Geschworenen zu zeigen, wäre ich verloren. Das Angenehme an der demo-

kratischen Redtape-Justiz ist ihr Schneckentempo. Vielleicht sind Barbaras Beine, wenn der Prozess stattfindet, schon etwas im Wert zurückgegangen. Beinahe vier Jahre nach diesem Unfall schlug das Telephon an meine Pforte: mein Anwalt, ein Schlemihl. Ich hasse tüchtige Anwälte. Wir hätten übermorgen Nachmittag um vier in Sachen *Codik contra Blumenfeld* bei den Anwälten der Gegenpartei zu erscheinen. Ich frage, ob wir's nicht nochmal aufschieben könnten. Er lehnte ab, wir hätten es schon viermal aufgeschoben. Auf meine Anregung, ihn allein hingehen zu lassen, antwortete er: «Die wollen nicht mich ausfragen, sondern Sie!» So fuhr ich mit ihm zum uninteressierten Anwalt der G.E., der die Akten noch keines Blickes gewürdigt hatte und nur von der einen Sorge beseelt war, seinen Fünf-Uhr-zwölf-Zug am Grand Central nicht zu verpassen. Als er hörte, dass ich Photograph war, zeigte er mir stolz die Photo eines armlosen Rollstuhlknaben, dessen Stirn ein Händchen entwuchs. Ich gratulierte ihm zu dieser dadaistischen Montage (Popart war noch nicht erfunden). Bescheiden wehrte er ab, er sei nur ein Amateur, sein Sohn sei viel hübscher. Amerikaner sind Krüppelfetischisten. Bei meinem ersten Besuch in New York sah ich, schockiert, in der Ohlsen & Johnson Slapstick Show Hellza Poppin einen einbeinigen Stelzfüssler meisterhaft Stepptänzern. Später bewunderte ich an TV zweitausend gelähmte Clubdamen, die zu Ehren der paralysierten Jazz *Heebejeebee* Boswellsister Connie in blauweissroten Rollstühlen Paderewskis Menuett tanzten.

Belebender Empfang bei Katsch. Mit landesüblicher Unverschämtheit nannten mich die Anwälte ohne Weiteres beim Vornamen, den sie – *time is money* – auf Erf reduzierten. Sie dankten mir, meine wertvolle Zeit einer für mich ohnehin verlorenen Sache zu widmen, liessen mich nicht zu Wort kommen und meine Anwälte links liegen. Um mir zu beweisen, dass sie die Anwälte aller top-models

waren, warfen sie wild mit deren Vornamen um sich: Arpi, Avonne, Bibbes, Bobo, Bubbles, Ceemee, Ceepee, Clitoria, Charmione, Daphnia, Diddo, Doddy, Dodda, Dotti, Evonne, Ethic, Fren, Fick, Fussel, Gill (mit drei ls), Hernia, Huri, In-Kitinki, Jinx Janx, Junx, Kay, Kee, Lippy, Misty, Mips, Mops, Mistory, Nups, Nips, Nippel, Omfaly, Onnany, Pad, Pud, Pod, Penelopia, Peenis, Pippi, Quatsh, Rulps, Suemie, Tippy, Titty, Trippa, Undee, Vance, Vademecca, Waffy, Xenia, Xix, Yvonne und Zaza. Beim Kreuzverhör traten mir drei Anwälte ungeschickt auf die Füsse, ohne dass mir dadurch deutlicher geworden wäre, was ich auszusagen hätte. Katsch bedauerte, mich nicht auf eine Million verklagt zu haben. Mangels Entlastungszeugen sei Fahrlässigkeit erwiesen. Tonlos hörte ich mich sagen: «Aber ich habe Zeugen!» Alle Anwesenden sprangen auf: «Wer?» Ich schwieg. Wütende Anwälte schoben Akten in Dossiers und verliessen unverschämt beleidigt den Raum. Der G.E. Lawyer musste zum Zug. Es war höchste Eisenbahn. Im Fahrstuhl drang mein unheiliges Trio auf mich ein: «Wer ist unser Zeuge?» Ich schüttelte traurig den Kopf. Ohne Händedruck trennten wir uns. In Amerika weiss man sowieso nie, wann und wie man Hände zu schütteln hat.

Allein watete ich durch den schwarzen Dreckschnee der Madison Avenue zurück zum Studio. In der freien Natur zwischen 42nd und 57th Street, von wo aus amerikanische Geistlosigkeit die Welt überschwemmt (Werbe Hauptquartiere), kommen auch mir Einfälle. Die Carbonmonoxydauspuffgase der Autos bewirken hier, was Schwefeldämpfe der delphischen Sybille taten. Vor mir wiggelte eine Vollschanke mit wippendem Überbusen ihren Monroedokrinhintern, Erinnerungen an Adaile wachrufend... Heureka! Mein Zeuge! Adaile nach vier Jahren zu finden, war nicht leicht. Ihr Name stand nicht im Telephonbuch, keine Modellagentur erinnerte sich ihrer. Schliesslich fand sich auf einem modelrelease ihre Versicherungsnummer

und ich hatte sie bald am Telephon. (Seit zwei Jahren war sie Frau Dr. O'Higgins, East Sixtythird, gute Gegend.) Sie lief über vor Hilfsbereitschaft. Am nächsten Mittag holte sie mich zum Lunch ab. Von Kopf bis Fuss in weissem Nerz: einfach, teuer und geschmacklos: Hollywood. Eine Dame trägt nie Nerz! (nichteinmal zum Fussball). Kinder-mund: «Daddy, how do the minks get babies?» Answer: «The same way as the babes get minks!» Adailes Frisur (hair-do): getürmt, blauschwarz gelackt, gelockt.

Meiner Vogue Titelseite von Januar 1950 zu Ehren trug sie *doe-eyes** mit extralangen Nerzwimpern. Ihr make-up dürfte den ganzen Vormittag in Anspruch genommen haben. Meinen Handkuss beantwortete sie mit dem dazugehörigen stereotypen Lächeln der Amerikanerin. Sie konstatierte, dass ich mich ebensowenig verändert hätte wie mein Studio und hielt mir ihre eigenen Fortschritte vor Augen: ein vielkarätig-blaustrahlendes Diamantkreuz um den Hals, sowie kleinere Diamantkruzifixe an Platinakettchen an Fuss- und Handgelenk: *in hoc signo vincies*.

Vor dem Studio wartete mitten auf der Strasse ihr weisser Jaguar. Kein Cop hätte ihm einen Zettel angehängt. An der Windschutzscheibe klebte ein Kärtchen: *O.K. The Mayor*. Ich fragte, warum man sie so protegiere. «Die New Yorker Polizei ist die beste Polizei, die man mit Geld kaufen kann!» Als ich auf der Fahrt mein 400'000 \$ Problem anschnitt, zuckte sie die Pelzschulter: «Quatsch, wir lassen uns nicht erpressen, niemandem ist was passiert.»

Ich bat sie, für mich zu zeugen. Sie blieb unbeirrbar: «Wir lassen es gar nicht so weit kommen. Bis Donnerstag wird manches geschehn. Babs (Barbara) hat nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Gegenwart. Dieses Callgirl ist ein kleiner Fisch, den werden wir gleich haben!» «*Ché Paréé*» ist ein expense-account-joint: teuer, arrogant und von Spesen absetzbar. Bereits das hatcheckgirl empfängt einen von oben herab französisch radebrechend. VIPS (very important persons), Direktoren von Agentu-

*Von Blumenfeld erfundene Art, die Augen zu schminken

ren, tun sich da vor ihren Kunden wichtig und ersäufen ihre Dummheit in Drinks. Ich befürchtete wegen Zuspätkommens einen unwirschen Empfang. Stattdessen stürzte der sonst unnahbare Mössjöh Victoor, Oberster aller Ober, sobald er Adailens ansichtig wurde, auf die Knie, leckte ihr die Nerzhandschuhe, verwandelte sich in den Hund, der er immer war, kroch, Schaum vor den Lefzen, zwischen den Beinen der vielen ungeduldig auf einen Tisch wartenden Gäste hindurch, um ein paar Sekunden später schwanzwedelnd den Besitzer selbst, Monsieur Louis, zu apportieren. Dieser Grossmogul verneigte sich ehrfürchtig. Verlegen entzog ich ihm meine Hand, die er dankstammelnd zu küssen trachtete. Ich stand vor einem Rätsel. Völlig unberührt von diesem Redeschwall posierte Adaile siegessicher für nicht existierende Photographen, bis sie aller Augen auf sich gezogen hatte. Währenddessen hatte der Ober acht friedlich wiederkäuende Gäste vom ovalen pièce-de-milieu Mitteltisch in raucherfüllte Hintergründe abgeschoben. Im Handumdrehn erneuerten Sklaven das Gedeck mit allen Schikanen, inklusive parfümierter Kunstblumen. Mit unwilliger Zeigefingerbewegung protestierte Adaile gegen Scheinwerferbeleuchtung unseres Tisches, worauf wir sofort in tiefstes Halbdunkel gehüllt wurden. Bei Bloody Maries versuchte ich hinter die Gründe dieses Empfangs zu kommen. Adaile sagte: «Halt's Maul!», und bestellte: Molossol-Caviar mit French Fries, Champagner Dôme Périgord 1948 und südamerikanische Kirschen mit Schlagsahne. Sie war auf Diät. Weitere blutiges Marias durcheinandergetrunken mit Champagner und schwarzem Kaffee hoben ihre Laune und machten mich kampfunfähig. Als sie jedoch ihren Caviar mit Senf beschmierte, zuckte mein nervus vagus. Um mich zu animieren, entnahm sie ihrer Nerztasche ein goldenes Zwanzigdollarstück und manipulierte mit ihren abstossend langen Fingernägeln die Münze, der eine strichdünne Uhr entsprang. Sie drückte mir das Spielzeug in die Hand, ich

solle lernen, selbst die Uhr herauszuzaubern, dies sei wichtig! Ich zweifelte an ihrem Verstand. Adaile erhob sich. Nach amerikanischer Etikette hatte ich sofort möglichst geräuschvoll aufzuspringen, um die Welt wissen zu lassen, dass eine Lady Pipi macht. Bei ihrer Rückkehr wiederholt sich das Zeremoniell. Die Pilgrimsfathers haben statt Manieren Umständlichkeit aus der alten Welt mitgebracht. Die amerikanische Gesellschaft: eine reichgewordene Verbrecherbande, die Café Society spielt. Während Adailes Abwesenheit versuchte ich die Uhr aufzukriegen. Unmöglich ohne Fingernägel. Erst mit Hilfe des Obstmessers gelang es. Zur Belohnung drückte mir die zurückgekommene Freundin ihren frischbemalten Mund fettig auf die Backe. Sie hatte sich inzwischen telephonisch informiert, wer meinen Fall behandle. Meisterlich beherrschte sie die amerikanische Kunst, ohne Gesichtsausdruck zu sprechen: «Morgen Nachmittag fährst Du Downtown zum Justizpalast, fragst nach Richter Agelii und zeigst ihm unser Goldstück!» Spielend zauberte sie nochmals die Uhr aus der Münze und hielt sie mir unter die Nase: «Sobald seiner Ehren das Diamantmonogramm F.C. auf der Rückseite der Uhr bewundert hat, sind wir Deine Sorgen los.» Adaile war gekränkt, als ich nicht wusste, wer F.C. war: «Es gibt nur einen F.C. auf der Welt!» Während sie mir die Münze in die Hosentasche steckte, flüsterte sie verliebt: «F.C. is Frankie, my sugardaddy; der arme Alte sitzt, er ist sechzig. Jetzt ist die Jugend dran! Ich bin inzwischen *the head of the hoys*. Jetzt kennst Du meine Geheimnisse, und wenn Du's Maul nicht halten kannst, hast Du morgen einen Autounfall. Dies erinnert mich daran, ich hab Dir schonmal das Leben gerettet: rememba, als ich als Dein Gal Friday zu Deiner Wut einen ganzen run color im Studio ruiniert hatte? Nach der Arbeit lief ich weinend auf die Strasse, wo Frankie mich erwartete. Er ist allergisch auf Tränen und schrie: ‚Hat Dir dieser Schleimer wehgetan? Wenn ja, dann mach ich ihn heute Nacht mit dem Wagen

fertig! Er war nicht leicht davon abzubringen, denn er war eifersüchtig, weil ich Dich für ein Genie hielt. Als wir uns kennenlernten, war sein erstes Geschenk, dieses Restaurant. Die Goldgrube der ‚Speak Easy Tage‘ ist heute ein Verlustgeschäft. Ich halte es aus sentimentalischen Gründen. Jetzt komm mit mir nach Haus. I‘11 show you my etchings.““ Leider liegt mein Mann mit einer Herztrömbose im Sauerstoffzelt. O‘Higgins ist ein leidenschaftlicher Plastik-Chirurg, er würde Dir gleich neue Fingernägel einpflanzen, die er aus der Morgue bezieht, würde Dir auch ein neues Gesicht anschmieren, damit man Dir den Künstler besser ansieht. Du siehst zu bescheiden aus, nicht gut fürs Geschäft. Kunst wird tagtäglich ein grösseres Raket. Ein Banknotenspezialist malt uns unter Kontrakt zwei waschechte Cezannes per Jahr, die gehn zu Riesenpreisen via Zürich an deutsche Museen. Am wichtigsten im Kunsthandel sind die Stammbäume, die er mit einwandfreien Stempeln, Expertisen und Briefen hervorzaubert. Dabei könntest Du als künstlerischer Berater mitverdienen.» Erfüllte Träume: ein zweischneidiges Schwert! Einerseits wurde ich als Günstling einer Räuberbraut zum erstenmal im Leben in einem Restaurant anständig empfangen, dafür sah ich mich bereits als kugeldurchsiebte Wasserleiche in Eastrivers Hellskitchen strudeln. Headline *Fashion photog‘ s final flop!* Mir war’s nicht geheuer, ich wollte mich drücken, schützte eine Sitzung nach dem Lunch vor. «Feigling!» sagte sie, und hatte recht. Ich durfte nicht schlappmachen, trank mir Mut zu und begleitete sie. Von Bezahlen keine Rede, alles ging aufs Haus, selbst das Trinkgeld. Monsieur Louis geleitete uns eigenhändig zur uns erwartenden riesenschwarzen kugelgesicherten Begräbnislimousine mit Chauffeur. Der Jaguar war weggebracht worden. Wir hatten nur fünfhundert Meter zurückzulegen. Dämchen in New York City laufen keinen Schritt, dafür lassen sie sich massieren. Ausser deutschen Emigranten geht in USA niemand zu Fuss.

*Slang für «jemanden aufs Zimmer nehmen».

In Doctor O'Higgins' Wartezimmer sassen Männer mit dem Hut auf dem Kopf: hoodlums, henchmen, Gangster, Leibwächter, Unterwelt, die sich bei Adailes Kommen respektvoll erhoben. Dabei schielten sie misstrauisch nach mir. Traurigerweise war ich angeheitert, bei verminderter Urteilskraft. Ein Fahrstuhl fuhr uns ins allerheiligste Boudoir. Adaile warf ihren Pelz über einen Stuhl, streifte ihre Schuhe ab, legte mir ihre Füße unter die Nase, auf den Tisch (widerwärtige Landessitte) und knipste Lampen an: Superduper Cecil B. De Mille Hollywooddalischaufensterkitsch. In der Mitte hinter durchsichtigen schwarzen Spitzenvorhängen ein kreisrundes Riesenbett. Daneben packten mich zwei «Einarmige Banditen» (Spielautomaten). Mein erster Nickel brachte mir Glück: lemon, lemon, lemon, achtzehn Nickel kamen rausgehopst. Während ich alles verspielte, verpielte Adaile ihre Zeit nicht, sondern telephonierte ihrem Stockbroker grosse Transaktionen und presste dabei Knöpfe: der Raum verdunkelte sich und hoch über uns an der Wand leuchtete, frisch dem Swimmingpool entstiegen, in Ringkämpferstellung mit breitkurzem Hals und wildbehaarter Gorillabrust, auf der an dünnem Kettchen ein Diamantkreuz baumelte, la divinité du Styx, der Herr der Unterwelt, F.C. Ohne es selbst zu merken, war ich aufgestanden und lobte erschüttert: «Ausgezeichnetes Portrait!» Bescheiden antwortete Adaile: «Rollei, Tri X Pan mit Gelbfilter, available light, 1/250 sec, f:16. Howard Chandler Christie hat die Vergrößerung eigenhändig koloriert.» Animiert durch meinen Beifall manipulierte sie weitere Hebel und liess F.C. grünlich, bläulich, rötlich gelblich aufstrahlen, wozu Sphärenmusik von Sibelius aus Lautsprechern donnerte. Adaile befahl mir, mich umzudrehn, wo Scheinwerfer auf der gegenüberliegenden Wand eine Riesenabstrusität von Jackson Pollock beleuchteten. «Mist – in Umlauf gebracht von republikanisch-lesbischen Juden, die wissen, was sie tun; ein Triumph amerikanischen Kunsthandels! Meine Investition von 10 Gees

(10'000 \$) wird sich in drei Jahren vervierfachen!» (Es ist ihr gelungen!) Nun warf sie ein schwarzes Straussenfedernnegligée über und über und schlug vor, intim zu werden. In meiner Todesangst sagte ich: «Ich muss jetzt gehen!» Glücklicherweise war sie sowieso reif für ihr Nachmittagschläfchen und fiel müde aufs Bett, liess schnell noch einmal F.C. in Sonnenuntergangsfarben erstrahlen und mich von einem Bodyguard lebend der Dezembernacht New Yorks zurückgeben. Wiedermai hatte ich einen Nachmittag meines Lebens vertrödelt.

Tags darauf zum Foleysquare. Gerichtsgebäude machen mich kranker als Krankenhäuser. Stundelanges Warten in feindlicher Atmosphäre, bis endlich Judge Agelli im Talar aus einer Sitzung kam: Daumier im Wolkenkratzer. Vor der Tür seines Büros vertrat ich dem pockennarbigen Richter den Weg und hielt ihm die längst geöffnete Uhr unter die Nase. Er hielt mich für einen entlaufenen Irren und rief um Hilfe. Ich stammelte: «Ich bin doch nur der Blumenfeld vom Case Codik contra Blumenfeld. Eine Freundin bat mich, Ihnen diese Uhr...» Unbeeindruckt sah er das Monogramm. Sein Gesicht schwoll vor Wut. Seltsame marineblaue Flecken erschienen auf seinen aufgedunsenen Wangen, wobei das Wort «crackpot» fiel. Er rief einen Gerichtsdieners: «Zeig diesem unverschämten Kerl den kürzesten Weg raus. Sollte er sich je unterstehen, zurückzukommen, wird er verhaftet!» Der Mann schuppte mich vor sich hin bis zur Freitreppe. Ein Wort des Widerstandes und ich wäre zweiundzwanzig Stufen hinuntergefliegen. Dies Wort blieb ungesagt. Wieder stand ich im nassen Schnee, dazu noch Downtown, dank der grandiosen Unterweltsbeziehungen einer kleinen Abenteurerin, die eine grosse Rolle spielen wollte. Wütend fuhr ich zu meinem Blumenladen in der 58th Street und liess der Königin der Maffia ihre kostbare Uhr in Geschenkpapier mit vierundzwanzig langstieligen dunkelroten Rosen senden. Auf beigelegter Karte: *Thanks! E.*

Am nächsten Morgen rief mich Adaile mit Bettstimme an, um sich für die Rosen zu bedanken. Die Uhr hatte sie mir schenken wollen. Sie tat erstaunt, wie rasch ihr Einfluss gewirkt hatte. Das war zuviel: «Gewirkt?? Rausgeschmissen hat man mich!» Sie wollte nur wissen, ob Agelli das Monogramm gesehen hätte und fand mich reichlich naiv. «Hätte er Dich etwa umarmen sollen?? Der Judge wird tun, was wir von ihm erwarten, Du Kindskopf!» Ärgerlich hängte ich das Telephon ab. Eine Stunde danach rief mein Anwalt an, um mir mit vor verhaltenem Stolz zitternder Stimme mitzuteilen, er hätte den Fall Codik contra Blumenfeld aussergerichtlich mit einer Zahlung von 750 \$ beigelegt. Es sei übermenschlich schwer gewesen. Seine Rechnung war dementsprechend. Erst fünf Jahre nach dem glücklichen Ablauf dieses Angsttraums schnarrte wiederum Adailles Sirenensingsang am Telephon: «Gute und schlechte Nachrichten: my dear Husband passed away, and I am a blonde now.» Beileidsvoll informierte ich mich nach dem Befinden des slotmachines und nach F.C. «The machines are longing for you in my brandnew Louis Saaze bedroom, lavishly redeccorated by French & Co., F.C. is a gonner. Ich hab' mir den jüngsten Senator angelacht; ein hochkarätiger Ladykiller. Ich bin seine italienische Prinzessin und Du wirst an seinen raffinierten Unverschämtheiten Spass haben. Auch er stammt aus einer Rhumrunner-Familie, liebt «Puppen» und Schmiergeld. Wir werden aus ihm einen Präsidenten machen, und dann garantiere ich Dir Sexorgien im Weissen Haus.

Americana

New York, dies überlebendigste Weltstadtwunder ist (nach Pyramiden, Anchartempeln, Akropolis, Forum Romanum, Kathedralen) eine Grossmachtmanifestation, kein Kunstwerk, ist Quantität ohne Qualität, Geld ohne Geist: Riesennippes. Geschmack ging flöten mit geschmierter Kritik, Theater wurde zu Show-biz degradiert: Kolossalbluff! Pop-artete Kunst, finanziert von der Mafia der Raffkes korrumpiert die Kulturen der letzten Jahrtausende: Weltuntergang durch schlechten Geschmack. Die Geschlechter vertauschen die Genitalien: «Männer werden zu Weibern. Weiber werden zu Hyänen und treiben mit Entsetzen Scherz.» Arm in Arm mit Russland wird Amerika die Welt verschlucken, mitsamt dem Mond.

Auf der Suche nach kulturellen und kulinarischen Möglichkeiten eilte ich *V/estward*. New York steht noch mit einem Fuss in Europa und schielt mit beiden Augen sehnsüchtig zurück zur alten Welt nach neuen Sensationen. Amerika fängt erst an, wo New York aufhört. Über unvorstellbar grossartige Autostradas geht's tausende Kilometer geradeaus durch leeres, nur von Tankstellen mit Schreireklamen verunstaltetes Urland ohne irgendein Monument menschlichen Geistes bis nach Los Angeles. L.A., Symbol idiotischer Hässlichkeit. Unterwegs in jedem Motel hängen zwischen T.V. und W.C. in tadelloser Sauberkeit desinfizierte *Vincent's* (sprich Wangooo) Sonnenblumen in sortierten Modefarben. Puritanische Geschmacksverblödung, die man «gracious living» nennt. Nirgends ein geniessbarer Happen: Nahrung wird weder zubereitet, noch gekocht, nur Konserven aus dem Eisschrank geholt, aufgetaut und mit einem Salatblättchen garniert. Nichts

als: Hotdogs in Cellophan, Spiegeleier, Hamburger mit «akademischem» Käse überzogen, Icecream, Sodas und Sundaes mit 49 künstlichen Aromas, und die unentbehrlichen eiskalten Coca Cola Automaten.

Motorisiertes Menschenpack vegetiert mit Höchstgeschwindigkeit dem Ende entgegen: Memento mori! Rasende Fags paarweise gepudelt in offenen Sportwagen überholen Cigaretten-paffende Kleinstadtwitwen, die, ohne des Weges zu achten, zu zweit in alten Fordis mit aufgehängter Garderobe verkehrsstörend tüllumwunden quatschtuten. Aus überfüllten Stationwagons überströmen sich zusehends vermehrende unausstehlich gummikauende Kinderscharen. Übervölkerungsexplosion: zweihundert Millionen Babbits!

Die Technokratie dieses grauenvollen Spiesserpacks trieb mich auf Nebenstrassen zu den noch überfüllteren naturschutzgeparkten Weltwundern von gestern und vorgestern: 2'400 Meter hoch in Colorados Rocky Mountains, geheimnisvoll versteckt in Felsennischen, das Adlernest der seit einem halben Jahrhundert verlassenen Indianerstadt *Mesa Verde*, Theaterkulisse zur Ewigkeit frühkubistische ineinander geschachtelte Giotto-Türme, Vorstudie zu New Yorks Rockefeller Center. Auf Californiens Sierra Nevadagipfeln, 3'500 Jahre alte Sequoias, rote Mammutbäume, älter und lebendiger, als wir Juden. Auch sie brauchen von Zeit zu Zeit ihr Pogrom, in Form eines Waldbrandes, aus dem sie neugestärkt hervorgehen. Richtig jung wird man erst angesichts der seit zweihundert Millionen Jahren versteinerten Baumstämme im Petrified Forest von Arizona. Eiszeiten und Sündfluten und Kulturen kommen und gehen. Wird der Mensch die Natur bemeistern?

Drei Sterne: ***: Unten in *Louisiana*, am Golf von Mexiko hat sich in *New Orleans* Kultur erhalten, und zwar französische Fresskultur von 1800: Vive la France! (Oysters en brochette chez Gallatoire!)

*Las Vegas, Nevada: Quintessenz amerikanischer Lebens-
gier, wo man gern seinen letzten Cent an falschspielende
Gangster verliert.*

La tentation de tante Antoine oder die Geschichte von O'Hole

Hoch über allen Nächten strahlt am Sternenhimmel der Weltgeschichte die Konstellation der homosexuellen Genies: Sokrates, Christus, Michelangelo, Leonardo, Shakespeare, Kastor und Pollux, Verlaine und Rimbaud. Tief unten im Grosstadttschlamm lungern die Horst Wessel Hornden: Hafenpupen, Hinterlader, schwule Geigen, Warmebrüda, Arschficker. Als jahrhundertwendischer Bengel hatte ich vor den Hundertfünfundsiebzigern wegzurennen (Paragraph 175 des Deutschen Strafgesetzbuches bestrafte homosexuelle Handlungen zwischen Männern als Sittlichkeitsverbrechen mit Zuchthaus, Lesbierinnen blieben unbelästigt). Später lernte ich von Oscar Wilde, Gide, Genet die Probleme derer, die «anders als die andern» sind, zu respektieren. Beruflich hatte ich lebenslang mit den unberechenbar weibischen Primadonnenlaunen der Lesbier fertig zu werden: eine freimaurerische Internationale von Arschdirektoren, Friseuren, Psychoanalen, Tänzern, Couturiers, Schaufensterdekorateuren, Modephotographen und sonstigen Begabungen. Allzu hilfsbereite Freunde, die mir ebenso genützt wie geschadet haben. Ihr Charme täuscht zu leicht über ihre notorische Unzuverlässigkeit hinweg. Vor ihren Klatschintrigen hat man auf der Hut zu sein. Hier das Profil des Prototyps dieser Gattung:

Schon über drei Jahrzehnte fungierte Dorian O'Hole als schönste Tante von Midtown Manhattan. Mit 45, ungerne gab er Mitte dreissig zu, blieb er, wennauch leicht abgenutzt, die Augenweide der älteren Damen dieser älteren Damenweltstadt. Erfahrenere Augen entdeckten unter seinen handgenähten Knizesuits sich abzeichnende Spit-

zenhöschen, bras und girdle. Monatsbinden machte er sich zur Regel. Wildlederschuhe trug er mit höheren Absätzen. Sein permanentonduliertes Haar irisierte irisch rötlich. Da das Produkt des Beautykonzerns, für den er arbeitete, einen Stich ins Grünliche verlieh, bediente er sich mit Gewissensbissen eines konkurrierenden Haarfärbemittels. Dorian O'Hole, in New York geboren, in Oxford british-international erzogen, hatte gelernt mit unverschämt guten Manieren zu beleidigen. Im Anfang des Zweiten Weltkriegs eroberte er als junger Lieutenant der Irish Horse Guards London mit Busby (hoher Bärenmütze), lächelnden Katzenaugen und Sommersprossen, und verscheuchte jeden Zweifel am Endsieg. Auf einer Cocktailparty der französischen Ambassade zu Beginn des Blitzkrieges jagte Fliegeralarm die Gäste in die Keller der Ambassade, wo Dorian nach fürchterlichem Bombardement in einem WC unter der nicht mehr ganz jungen Gesandtin zur Besinnung kam, nachdem dieselbe dem jungen Offizier die Unschuld geraubt und seine nagelneue Uniform zerknittert hatte. Seit jener Feuertaufe behauptet Dorian nur noch Männer lieben zu können.

Nach dem Krieg wurde er Reklamechef, Privatsekretär und *GirlFriday* der neunzigjährigen Beautyqueen Aphrodite Karbunkelstein Incorporated. Diese aus Kiew emanzipierte Jüdin hatte in zweiter Ehe einen pleitegegangenen König und *Backgammonspieler* unter günstigsten Konditionen geheiratet und sich selbst zur Königin erhoben. Sie fand es eine «grosse Mezzie». Ethel Boredom, ihre tödliche Konkurrentin und Altersgenossin, Beautyqueen der Puritaner, hatte es kaum zur geschiedenen Prinzessin gebracht. Diese beiden von Scheusslichkeit triefenden Harpyen, mittels Schweizer Affendrüsen, gemischt mit Kokain am Leben gehalten, machten in Jugend, liefen in Kinderkleidchen herum, hatten kein Gedächtnis für die Namen ihrer Freunde – hatten keine –, aber vergassen nie die Formeln von tausenden Produkten, mit denen sie Millionen

machten.

In langen Jahren schmarotzender Hörigkeit zu Aphrodite Karbunkelstein hatte O'Hole es zu nichts bringen können. So verfallen war dieser Gerontomane seiner alten Queen, dass es ihm an Kraft gebrach, für eigene Interessen einzutreten, was sie ihm dauernd unter die Nase rieb. Dass er es ausserdem nicht nötig hatte, verübelte sie ihm doppelt. Sein Vermögen stammte von den Überbleibseln eines irischen Grossvaters mütterlicherseits, der um die Jahrhundertwende als Emigrant in Texas auf Öl gestossen war. Selbst eine Stadt trug seinen Namen. Kurz vor dem grossen Börsenkrach von 1929 (der einen weit tieferen Eindruck auf Amerika hinterlassen hat, als beide Weltkriege zusammen), remigrierte Grosspapa mit seinen Millionen nach Europa, kaufte in Paris eine Villa am Bois, mauerte sein Gold in eine Nische derselben ein, heiratete eine rothaarige Demimondaine, «la Juive Jacob» und starb. Nach französischem Gesetz erbt die Witwe die im Haus befindlichen Gold- und Wertsachen.

Dorian begleitete vierteljährlich seine Aphrodite (Rollstuhl im Jetplane) als Reisemarschall nach Paris, ohne je seiner Stiefgrossmama begegnet zu sein. Dies wurmte ihn. Im Frühjahr 1964 nahm er sich ein Herz und suchte hinterm Rücken seiner Queen die Juive Jacob auf. Diese, Mitte siebzig, empfing ihn in tiefdekolletiertem violetterm Velourkleid mit würdigem Charme und knallrotem Haar. Sie war Dorians Fall. Er, der gutaussehende Enkel aus Amerika war ihr Traum. Cognac wurde genippt, sie umstrickte ihn mit Anekdoten. Er hatte bei seiner Queen gelernt, mit offenem Munde zu lauschen. Nach einer Stunde hielten sich Grossmama und Enkel warme Hände. Ihm wurde schwach in den Knien. Noch schwächer, nachdem sie hatte fallen lassen, dass von den neunundzwanzig grossväterlichen Millionen immerhin über eine Million Dollar am Leben wären. Dorian fühlte sich verstanden und versuchte stotternd vor Erregung, Erbensprüche geltend zu machen.

Grossmama lachte sinnlich und bot dem erschrockenen Enkel ihre Hand an. Sie erwarte sein Jawort innerhalb von drei Tagen. Ein völlig vertatterter Fairy sah sich bereits, Chrysanthemen im Knopfloch, unter den Klängen des Hochzeitsmarsches von Eric von Strohheim am Arm seiner Grossmama Notre Dame durchqueren. Himmelhochjauchzend rannte er zur Königin, sein Glück zu beichten. Diese ohrfeigte ihn und simulierte einen Schlaganfall. Dorian hatte die Scheintote zu entkleiden, zu Bett zu bringen und Tag und Nacht ihre Hand zu halten, ohne dass sie ihn eines Wortes würdigte. Während sie dalag und rechnete, schmückte der alte Leichenschänder bereits im Geiste ihren Kadaver mit Pfirsichblüten für eine Farbseite in *Vogue*. In der dritten Nacht bewegten sich die verdorrten Lippen der Matrone, um zu lallen: «Wenn Du dummer Goi unbedingt heiraten musst, wirst Du mich heiraten mit einer monatlichen Zulage von 15% als garantierte Mitgift. Solltest Du Dich jedoch unterstehn, Deine Grossmutter, die Hure noch einmal zu sehn, fliegst Du in weitem Bogen raus bei Karbunkelstein Inc. und bei Karbunkelstein International und sitztest ohne was im Strassendreck. Sie oder ich! Wähle!» Dorian griff, wie jeder Amerikaner in Verzweiflung, zum Telephon um mich von Paris in New York per R-Gespräch um Rat zu fragen. Beinah hätt ich die Hauptsache vergessen: Dorian war mein Kunde. Von Zeit zu Zeit hatte ich, nach kleinlichstem Gefeihsche, unzählige Luncheons und blödsinnigen Konferenzen Reklamen für die Karbunkelstein Konzerne zu produzieren. Er spielte sich dabei auf als kommandierender Kunstgeneral, und störte die Arbeit, ohne etwas zu sagen zu haben, mit ununterbrochenem Gesabber. Schon vor einer Aufnahme drohte er mit Retakes. Dorian liess sich freigebig freihalten. Einmal hat er es selbst nötig befunden, sich zu revanchieren: in seinem saftgrün-orangesatiniertem Boudoir servierte er mir freshfrozen Urin im Champagnerglas als Vouvray nature, den ich in den Polster des Sessels goss. Selbst sein rosa *Pudel – Fags*

halten Pudel wegen ihrer Gelehrigkeit – wandte sich dé-
goutiert ab. Es roch sauer in der Wohnung. Schwule B-
Malerei an den Wänden: Bébé Bérard, Bernhard Buffet,
überm Bidet baumelte ein Beardesley Bishop im Spitzenor-
nat, photomontiert als Damenbindenannonce...because!
Dorian flehte mich telephonisch an, für ihn zwischen sei-
nem fünfundsiebzigjährigen Stiefmütterlein mit andert-
halb Millionen und seiner Beautyqueen Aphrodite, neun-
zig Jahr alt mit zweihundertfünfzig Millionen zu wählen.
Am Geld läge ihm nichts. Ich riet, sich an Grossmama zu
halten, aus der alten Karbunkel sei kein Cent herauszu-
pressen. Doch Dorian, unfähig, sich von der Königin sei-
nes Lebens loszureissen, stellte Jungfräulichkeit und Fi-
nanzkraft seiner Grossmama in Frage. Nach halbstündiger
Hundertdollar-Telephonade, in der er mich tröstend
«Herr Professor» titulierte, wurde er unangenehm, als
hätte ich ihn angerufen, er sei zu beschäftigt, seine Zeit mit
mir am Telephon zu verträdeln: erst müsse er übermorgen
(morgen sei eine wichtige Modeschau «ein Muss») auf
vierzehn Tage für seinen alljährlichen Nervenzusammen-
bruch ins Amerikanische Hospital in Neuilly einliefern,
danach zur Nachkur einen jungen Berberhengst in Tanger
heimsuchen, um genau in einem Monat den achtzigsten
Geburtstag seines Vaters in New York zu feiern.

Leider sollte dies Freudenfest sich nicht ungegrübt voll-
ziehn: Am Vorabend desselben schickte Dorians Mama
sich an, mit allen Sakramenten versehen, das Zeitliche zu
segnen. Nach langer Wacht hatten sich der Doktor mit
dem geburtstagskindischen Greis gegen Mitternacht zu-
rückgezogen, den sonnengebräunten Sohn allein bei der
sterbenden Mutter lassend. Nötigenfalls solle er den Arzt
telephonisch konsultieren. Hier war Dorian in seinem
Element. Zahllose Geburtstagsblumenstücke, teilweise
noch in Geschenkverpackung, füllten die Wohnung. Als
die Sterbende nicht mehr auf seine Zärtlichkeiten einging,
kams über ihn. Jeder Homo ist in seiner Seele Schaufen-

sterdekorateur. Vom Schönheitskult zum *Beautymortician* ist nur ein Schritt. Blumen drückten sich in Dorians erregte Hand, die Sterbende zu verschönen. Seine Leidenschaft für Lay-out nahm überhand. Mit jedem ihrer letzten Atemzüge legte er ihr eine Blume bald hierhin, bald dort hin, auf die Stirn, ins Haar, eine Knospe auf die Brust. Er konnte sich nicht enthalten, ihr eine lila Orchidee, (Statussymbol der rechtsliegenden Töchter der Revolution) in den röchelnden Mund zu stopfen. Als ein Topf mit gelben Chrysanthemen der Todeskämpferin auf die Beine gefallen war, wurde es ihm zuviel. Er stürzte ans Telephon. Trotz Morgenfrühe – es war gegen vier – stiess er bei seinem geliebten Boob, Schaufensterdekorateur bei Bonwit, auf professionelles Verständnis. Er beschrieb ihm die Position jedes Blümchens und Blättchens, die Drapierung der Dentellen des Sterbehemdes, die Frisur (l'auréole), die Familienjuwelen, Aquamarine und Mondsteine, und wies dabei eine verrutschte Immortelle zurecht. Als Mama beim allerletzten Atemzug die Orchidee mit ihrem neuen Gebiss (vor vierzehn Tagen für \$ 4'000 erstanden) vom Stiel knackte und der Aufforderung ihres Sohnes, endlich still zu liegen, gar zu übertrieben Folge leistete, begriff Dorian, dass er Halbweise geworden war. Neben dem Sterbebett kniend, bat er Boob mit gezückter Stopuhr, zehn Minuten seinem Weinen zu lauschen, wobei er Rosenblättchen in sortierten Modefarben über die Leiche streute. Er hatte von seiner Königin gelernt, immer mindestens zwei Dinge gleichzeitig zu tun. Die Telephonade endete mit dem Segen: *In nomine patris et filii et Spiritus sancti, requiescat in pace!*, während er schnell noch zwei Dutzend Kerzen im Zimmer verteilte. Das schwerhörige Geburtstagskind schlief durch. Mamas Beerdigung wurde die vielbesprochenste Cocktailparty der Saison.

Bald danach ging auch die Beautyqueen in die ewigen Jagdgründe ein. In ihrem Testament hatte sie ihre linke Hand, wie sie Dorian oft nannte, mit 150 \$ bedacht.

Obendrein erlaubten ihm die lachenden Erben, ein Andenken auszusuchen. Seine Wahl fiel auf den violetten Samtsessel mit den Flecken auf dem Sitz, von dem aus die Verewigte ihre grossen Geschäfte getätigt hatte. Man überliess ihm dies Museumsstück für 25 \$. «Eine grosse Mezzie.»

Geheiratet hat Dorian noch nicht. Um das edle Geschlecht der O'Holes nicht aussterben zu lassen, adoptierte er einen schlanken elfjährigen Chinesenknaben aus Honkong. *Pee Wee O'Hole*.

Retake

Fifth Avenue and 57th Street, wo man zwischen zwölf und vier die schönsten Frauen der Welt sieht, musste ich auf ein grünes Licht warten. Aus heitrem Himmel fuhr mich eine ältere gekrümmte Hexe an. In der 57th Street gibt es die unwahrscheinlichsten Weibsbilder. «Was ist mit meinem Bild?» Wenn man tausende Frauen photographiert hat, die sich jeden Moment verändern, um sich gleich zu bleiben, hat man es längst aufgegeben, sich zu erinnern. Sie half mir: «La comtesse!» Der Titel war alles, was dieser Amerikanerin aus einer Ehe mit einem französischen Playboy geblieben war – ausser einem idiotischen Sohn, den sie zu ernähren hatte. Als Editor von «*Town and Country*» war sie vor mehr als zwanzig Jahren mit einem Beau, den sie mir als ihren Bruder vorstellte, betrunken in meinem Pariser Studio aufgetaucht. Alles Amerikanische imponierte, ich ahnte nichts von ihrer Nebensächlichkeit. Sie versprach mir Seiten, ich hab sie photographieren müssen. Sie hat mir keine Arbeit gegeben, ich ihr keine Photos. Der Beau (ein Warenhaustycoon) fuhr mit ihr besoffen gegen einen Baum, tötete sich und brach ihr das Rückgrat; sonst hinterliess er ihr nichts. Dummerweise verriet ich der Comtesse, dass mir gerade vor ein paar Tagen jene Bilder in die Hände gefallen seien. Ihr diese jetzt zu zeigen, schien mir zu grausam. Zurück im Studio legte ich die Serie aufs Sofa, um mich vor einem Autodafé ein letztes Mal an meinem Lieblingsthema Vor und Nachher zu weiden. Da klingelte es, die Comtesse, ungeduldig, ihre Vergangenheit wiederzusehn. Ich hatte befürchtet, ihr das Herz zu zerbrechen, sie hatte keins. Mit amerikanischer Sachlichkeit (Gefühlstot) musterte sie Blatt für Blatt, wählte hin

und her, wie Editors es tun, um Sachkenntnis vorzutäuschen. Sie stellte sich vor einen Spiegel, hielt eine Photo neben ihr Gesicht: «Wie dumm, wie leer ich damals war! Erst jetzt bin ich eine interessante Frau!» Und zerriss voll Verachtung ihre Porträts, eins nach dem andern. Triumphierend humpelte sie nach vollendeter Arbeit über die Papierschnitzel zur Tür: «Sie schulden mir eine Retake für meinen Sohn. Wann?»
Und ward nicht mehr gesehen.

*Mein Blut stach mit Nadeln,
Meine Augen starrten, mein Atem krächzte, ich drohte zu
ersticken. Überall brachen kalte Schweissperlen aus, meine
Knochen zerbröckelten, ich bewegte mich nicht mehr nach
meinem Willen, ich schrumpfte, meine Zähne fielen aus
und blieben wie schlechte Witze im Hals stecken, meine
Eingeweide verliessen mich, noch immer litt ich am Leben.*

*Meine Augen stachen, meine Zähne blieben wie faule
Witze im Hals stecken, meine Knochen bröckelten, mein
Atem stockte, ich drohte zu ersticken, überall fielen
Schweissperlen vor die Säue, ich schrumpfte, bewegte mich
nicht mehr nach meinem Willen, meine Eingeweide verlie-
ssen mich allein. Dem ew'gern Beischlaf entgegen.*

*Meine Augen stachen ins Nirwana, Knochen knackten,
Atem schlug mit Hammerschlägen ins Herz, Zähne blie-
ben im Hals stecken, drohten mich zu ersticken, Schweiss-
perlenfielen vor die Säue, verschleimte Eingeweide verlie-
ssen mich abstossend. Mein Wollen war mit der Zeit im
Raum verflogen. Noch hing ich mit einem Fädchen am Le-
ben.*

*Meine Augen stachen starr in Nirwanas, meine Knochen
zerbröckelten, nasskalter Atem hämmerte Faustschläge ins
Herz, Zähne drohten im Hals stecken zu bleiben,
Schweissperlen fielen vor die Säue, verschleimte Einge-
weide verliessen mich abstossend. Mein Wollen war mit der
Zeit verflogen, ich hing nur noch mit einem Fädchen am
aussichtslosen Leben: Gegenwart war Vergangenheit.
Vergangenheit: ich war Kehricht.*

*Nasser Atem hämmerte mit Faustschlägen ins Herz, Zähne
drohten im Hals stecken zu bleiben, Knochen bröckelten,
Schweissperlen fielen vor die Säue, verschleimte Einge-
weide verliessen mich abstossend, meine Augen starrten
machtlos in Nirwanas, das Fädchen riss, alles war Vergan-
genheit: ich war tot.*